

DIE
T H E O R I E
DER
B E R E D S A M K E I T

MIT BESONDERER ANWENDUNG

AUF DIE

GEISTLICHE BEREDSAMKEIT

IN

IHREM GANZEN UMFANGE

DARGESTELLT

VON

D. HEINRICH AUGUST SCHOTT,

WEILAND PROFESSOR DER THEOLOGIE UND DIREKTOR DES
AKADEMISCHEN GOTTESDIENSTES ZU JENA.

Zweite

*nach dem Tode des Verfassers besorgte und
verbesserte Auflage.*

Dritten Theils zweite Abtheilung.

Leipzig, 1849.

Verlag von Johann Ambrosius Barth.

DIE
T H E O R I E
DER
REDNERISCHEN
S C H R E I B A R T
UND DES
ÄUSSEREN VORTRAGS
MIT BESONDERER HINSICHT
AUF
GEISTLICHE REDEN
DARGESTELLT
UND AN BEISPIELEN ERLÄUTERT

VON
D. HEINRICH AUGUST SCHOTT,
WEILAND PROFESSOR DER THEOLOGIE UND DIREKTOR DES
AKADEMISCHEN GOTTESDIENSTES ZU JENA.

Zweite
nach dem Tode des Verfassers besorgte und
verbesserte Auflage.

Leipzig, 1849.
Verlag von Johann Ambrosius Barth.

DIE
T H E O R I E
DER
B E R E D S A M K E I T

MIT BESONDERER ANWENDUNG

AUF DIE

GEISTLICHE BEREDSAMKEIT

IN

IHREM GANZEN UMFANGE

DARGESTELLT

VON

D. HEINRICH AUGUST SCHOTT,

WEILAND PROFESSOR DER THEOLOGIE UND DIREKTOR DES
AKADEMISCHEN GOTTESDIENSTES ZU JENA.

Zweite

nach dem Tode des Verfassers besorgte und
verbesserte Auflage.

Dritten Theils zweite Abtheilung.

Leipzig, 1849.

Verlag von Johann Ambrosius Barth.

DER
THEORIE
DER
BEREEDSAMKEIT

MIT BESONDERER ANMERKUNG
FÜR DIE
CHRISTLICHE ERZIEHUNG

VON
D. HEINRICH AUGUST SCHOTT,
HILFSGESAMTER, DER THEOLOGIE UND DIRECTOR DES
KATHOLISCHEN GOTTESDIENSTES ZU JENA.

Zweite
nach dem Tode des Verfassers besorgte und
verbesserte Auflage.

Dritte, als zweite Abtheilung.

Leipzig, 1840.
Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Vorrede.

Dieser letzte Theil meiner ausführlicheren Theorie der Beredsamkeit enthält, was der kurze Entwurf dieser Theorie (2. Ausgabe, Leipzig, 1815.) von S. 144 bis zu Ende zusammenfasste, ausführlicher erörtert, und in Beispielen nachgewiesen — aber auch zum Theil in mannichfaltigen Punkten umgearbeitet. Am meisten fühlte ich mich zu weiteren Erörterungen in der Lehre vom Styl veranlasst. Die Deklamation und Aktion ist in vielen neueren Schriften so vollständig, auch in Beziehung auf geistliche Redner bearbeitet worden, dass ich mich hier am kürzesten fassen konnte, und am wenigsten noch etwas neues Eigenthümliches zu geben vermochte. Vielleicht ist schon das zu ausführlich, was ich über diesen Punkt gesagt habe — denn nach meiner Ueberzeugung wird bei dem äusseren Vortrage am wenigsten durch viele Regeln ausgerichtet, das Meiste durch unmittelbare Nachweisung des Fehlerhaften und des

Guten bei angestellten Uebungen — aber es ist schwer, genau auszumitteln, in wie weit sich die Theorie bei diesem Theile der Rhetorik mit allgemeinen Untersuchungen und Regeln befassen solle, und ganz übergangen durften diese Untersuchungen nicht werden, wenn nicht die Theorie der Beredsamkeit unvollständig bleiben sollte.

Und so schliesse ich nun das Ganze mit dem lebhaften Wunsche, dass es mir nach dem Urtheile einsichtsvoller Kenner wirklich gelungen sein möge, zur Förderung der wahren geistlichen Beredsamkeit das Meinige mitgewirkt zu haben.

Jena, den 6. Februar 1828.

Der Verfasser.

Vorwort des Herausgebers.

Bei dieser letzten Abtheilung des Schott'schen Werkes hat der Unterzeichnete noch weniger Gelegenheit gefunden, Anmerkungen hinzuzufügen, oder Zusätze zu machen, als bei der vorhergehenden. Er hat sich darauf beschränkt, Ueberflüssiges abzuschneiden und wegzulassen, was ihm in ein solches Werk nicht zu gehören schien. Denn in der That hat der ehrwürdige Verfasser weit mehr gegeben, als man erwarten durfte; aber, wie natürlich, dieses Plus für den Zweck, ist ein Minus für die Sache selbst. In eine Homiletik gehört nicht eine Theorie des Styls; und wird sie dennoch gegeben, so ist sie ein Auswuchs, der nicht befriedigen kann. In der Theorie der körperlichen Beredsamkeit hat der Verf. auch von der Mimik auf der Kanzel gesprochen und Regeln aufgestellt, die schlechthin zu verwerfen sind, weil sie weit über die Kanzelbrüstung hinausgehen; deren Befolgung den Prediger in einen malenden Redner, d. h. Acteur verwandeln würde. Die Gesticulation des Predigers soll nicht die des Mimen sein; weil dieser das Concrete, ja Individuelle zur lebendigsten Anschauung zu bringen hat, während jener

aus dem Gebiete der Abstraction nicht heraustreten darf, und seine Darstellung, selbst wenn sie durch das Individualisiren belebt wird, doch immer in den Schranken der Allgemeinheit oder des Begriffes sich bewegen, nie sich in das Gebiet des Individuellen verirren soll. Wenn die neuesten homiletischen Werke zu wenig über die Action sagen, so hat der sel. Verf. zu viel gegeben, und keinesweges in der prägnanten Kürze, und aus der Tiefe der Erfahrung und Anschauung, wie der grösste Meister der Rhetorik, Quinctilian. Unser Predigtwesen wird nicht getragen von der Macht, welche die alte Rhetorik zur Staatslenkerin machte, und die zu allseitiger Ausbildung hintrieb. Deshalb habe ich etwas Nützliches zu thun geglaubt, indem ich in einem Anhange die auch für die Prediger brauchbaren und zugleich aus der lebendigsten Anschauung und reichsten Erfahrung geschöpften Lehren des Quinctilian und Cicero über die Action, das Memoriren und das Extemporiren zusammenstellte. Dieser Anhang soll den vorliegenden Theil ergänzen und berichtigen.

Leipzig, am 25. November 1847.

Nota: Dem Herausgeber haben die Druckbogen weder zur Correctur, noch zur Revision vorgelegen.

Inhaltsverzeichniss.

Theorie des rednerischen Styls mit besonderer Anwendung auf die geistliche Rede.

Erster Abschnitt.

Ueber Styl und Schreibart überhaupt, angewendet auf den wesentlichen Unterschied der eigentlichen Prosa, der Poesie, der Beredsamkeit S. 1—20. Begriff des Styls und der Schreibart S. 2 ff. Theorie des Styls S. 6. ff. Was zum Wesen des Styls gehöre S. 7 ff. Oberster Grundsatz des Styls, aus dem Zweck der Sprachdarstellung und aus der Natur des Menschen abgeleitet S. 9. ff. Entwicklung der verschiedenen Gattungen des Styls nach einer doppelten Ansicht: der prosaische, dichterische, rednerische Styl in der niederen, mittleren, höheren Sphäre S. 15. ff.

Zweiter Abschnitt.

Diejenigen Eigenschaften des guten Styls, die sich zunächst auf die Forderungen des Erkenntnissvermögens beziehen, mit specieller Hinsicht auf den Charakter der Beredsamkeit, insbesondere der geistlichen, betrachtet S. 21 ff. Reinheit und Richtigkeit der Sprache S. 21 ff. Die durchgängige Richtigkeit des Ausdrucks, welche sich auf die Natur der darzustellenden Vorstellungen bezieht S. 29 ff. Deutlichkeit und Bestimmtheit S. 31 ff. Ordnung im Ausdruck S. 41 ff. Zweckmässige Kürze S. 44 ff. Was unter Gedrängtheit des Ausdrucks zu verstehen sei S. 54 ff.

Dritter Abschnitt.

Diejenigen Eigenschaften des guten Styls, die sich zunächst auf die Ansprüche der Einbildungskraft und

Phantasie, des Gefühls, der feineren Sinnlichkeit beziehen, oder zu den verschiedenen geistigen Vermögen in gleichem Verhältnisse stehen, mit specieller Hinsicht auf den Charakter der Beredsamkeit, besonders der geistlichen, betrachtet S. 57 ff.

Ueber die im Charakter der Rede nothwendig gegründete Eigenschaft der Lebendigkeit S. 57 ff. Sie umfasst hauptsächlich den zweckmässigen und wechselnden Gebrauch der sogenannten Redefiguren. Ursprung, Begriff, Zweck der Redefiguren und Verschiedenheit ihrer Bestimmung in der Poesie und in der Rede S. 63 ff. Objektive Figuren (mit Inbegriff der Tropen) S. 69 ff. Subjektive Figuren S. 85 ff. Besondere und zufällige Eigenschaften des Styls, welche in dem allgemeinen Begriffe der Lebendigkeit liegen. Anschaulichkeit S. 96 fg. Blühender Styl S. 97 ff. Fülle S. 99. Pracht und Kühnheit S. 100 ff. Grösse und Erhabenheit S. 100 ff. Das Pathos im Styl S. 104 ff. Das Gemüthvolle und Rührende S. 109 ff. Das Scharfsinnige (oder Sinnreiche) und Witzige S. 112 ff. Allgemeine Gesetze, unter denen der Gebrauch der Redefiguren steht S. 114 ff. Anwendung derselben in der Beredsamkeit und in der Poesie, in ihrem Unterschiede betrachtet S. 120 ff.

Ueber die Angemessenheit und relative Würde im Ausdruck S. 125 ff. Absolute Würde S. 128 ff. Insbesondere vom Gebrauch der Satire in der Rede überhaupt, und in der geistlichen S. 131 ff. Popularität verschieden von Plebejität S. 135 ff.

Eigenschaften des guten Styls, welche den Bau der Sätze und Perioden betreffen S. 137 ff. Nothwendigkeit des Wohlklanges S. 139. Einfache Sätze, erweiterte und zusammengesetzte und eigentliche Perioden S. 139 ff. Die freiere Rede und die mehr gebundene periodische Darstellung S. 140 ff. Wie der Ausdruck diejenige Vollkommenheit, die er besitzen muss, in so fern er sich zunächst dem äusseren Sinne darstellt, empfangt, in der Wahl einzelner Wörter S. 146; in der Verbindung von Wörtern, welche unmittelbar oder in kurzen Zwischenräumen auf einander folgen S. 147 fg.; in der ganzen Zusammenfügung einzelner Sätze und Perioden, oratorischer Rythmus S. 148 ff.; in der Verbindung mehrerer Sätze und Perioden zu einem Ganzen S. 161 ff.

Vierter Abschnitt.

Der rednerische Styl in der niederen, mittleren und höheren Sphäre S. 165 — 179. Allgemeine Bezeichnung dieser verschiedenen Sphären S. 165. Nachweisung in Beispielen S. 168 ff.

Theorie des äusseren rednerischen Vortrags mit besonderer Anwendung auf die geistliche Rede.

Erster Abschnitt.

Von den Grundsätzen der körperlichen Beredsamkeit überhaupt S. 180 ff.

Nothwendigkeit der auf körperliche Beredsamkeit zu wendenden Sorgfalt S. 182 ff. Was sie überhaupt leisten müsse und voraussetze S. 183 ff. Wie nothwendig auch dem geistlichen Redner der gute äussere Vortrag sei S. 185 ff. Litteratur S. 191 ff.

Zweiter Abschnitt.

Ueber die Deklamation S. 193 ff.

Ueber die Stimme und den Gebrauch der Stimme (Ton und Ausdruck) S. 193 fg. Ueber diejenigen Eigenschaften der Deklamation, welche die Verständlichkeit nöthig macht. Korrektheit, Reinheit oder Richtigkeit der Deklamation, d. h. fehlerfreies Aussprechen der Buchstaben, grammatisch-richtige Betonung, Beobachtung der grammatischen Pausen, S. 194 ff. Genauigkeit im Artikuliren der Konsonanten und Aussprechen der Silben, Ausbildung der Stimme, und zweckmässige Stärke des Tons (zugleich von der deklamatorischen Tonleiter) S. 205 ff. Ueber die Eigenschaften, durch welche die Deklamation für die Person des Redners gewinnt, und die lebendige Theilnahme der Zuhörer an der Handlung der Rede unterhält. Wohlklang und subjektive Natürlichkeit S. 206 ff. Ueber die Eigenschaften, deren Nothwendigkeit darauf beruht, dass die Deklamation den Antheil, welchen der Redner selbst an den dargestellten Vorstellungen nimmt, lebendig bezeugen soll. Harmonie der Deklamation 1) mit den Gemüthszuständen des Redners durch rechte Wahl der Tonarten, Empfindungsaccente und emphatische Pausen S. 208 ff. 2) mit der grösseren oder geringeren Wichtigkeit einzelner Vorstellungen und der Verschiedenheit ihrer logischen Verhältnisse durch den Redeaccent und Abwechslung im Zeitmaasse S. 213 ff. 3) mit der Natur der zu bezeichnenden Gegenstände durch ein gewisses deklamatorisches Malen S. 228 ff. 4) mit dem jedesmaligen bestimmten Endzwecke eines Vortrags oder eines einzelnen Abschnittes S. 233 ff.

Dritter Abschnitt.

Ueber die Gebhehrdensprache (Aktion) S. 238 ff.

Wie die Aktion alles dasjenige zu meiden habe, was den Zuhörer abstossen, und seine Aufmerksamkeit hindern würde, und dagegen alle ihr zu Gebote stehende Mittel anzuwenden, wodurch der Zuhörer für die Person des Redners gewonnen und die lebendige Theilnahme an der Handlung der Rede unterhalten werden kann. Anstand und Würde S. 239 ff. Subjektive Natürlichkeit und Leichtigkeit S. 243 ff. Aesthetische Form (hauptsächlich durch Annäherung an die Wellenlinie und Harmonie im Mannichfaltigen) S. 244 ff. Ueber die Eigenschaften, deren Nothwendigkeit darauf beruht, dass die Aktion die eigene lebendige Theilnahme des Redners an den dargestellten Vorstellungen beurkunde. Uebereinstimmung 1) mit dem jedesmaligen Gemüthszustande des Redners S. 247 ff. 2) mit der grösseren oder geringeren Wichtigkeit einzelner Vorstellungen, und ihren verschiedenen Verhältnissen (mimischer Accent) S. 250 ff. 3) mit der Beschaffenheit der darzustellenden Gegenstände (bezeichnende und malende Aktion) S. 253 ff. 4) mit dem Endzweck, der in einzelnen Vorträgen, oder in einzelnen Abschnitten einer Rede zunächst erreicht werden soll S. 256 ff. Uebereinstimmung zwischen der Deklamation und Aktion S. 257 ff.

Vierter Abschnitt.

Ueber das Memoriren und Extemporiren S. 260 bis zu Ende.

Warum das Ablesen nicht gerechtfertigt werden könne S. 260 ff. Ob ein theilweiser, so wenig als möglich störender Gebrauch des Manuscripts während des öffentlichen Vortrags unter gewissen Bedingungen zu entschuldigen sei S. 262 ff. Ueber die verschiedenen Arten des Extemporirens und die Bedingungen ihrer Zulässigkeit S. 267 ff. Ueber das Memoriren, Methode und Erleichterungsmittel desselben S. 287 ff.

A n h a n g.

Theorie
des
rednerischen Styls
mit besonderer Anwendung auf die
geistliche Rede.

Erster Abschnitt.

*Ueber Styl und Schreibart überhaupt, angewendet
auf den wesentlichen Unterschied der eigentlichen
Prosa, der Poesie, der Beredsamkeit.*

Es ist die höchste Aufgabe für den Redner (s. die philosophische und religiöse Begründung der Rhetorik S. 406. 7.) durch zusammenhängenden Ausdruck seines inneren Lebens so auf menschliche Gemüther zu wirken, dass sie, als sittlich-freie Wesen, ihre Bestrebungen mit den seinigen zu einer und derselben Richtung vereinigen. Wie die Musik in Tönen, andere Künste in sichtbaren Formen und Gestalten, ein inneres Leben ausdrücken (darstellen), so ist die Beredsamkeit an dasjenige Mittel gebunden, welches wir Sprache nennen, an die Darstellung menschlicher Vorstellungen durch artikulierte, bedeutende Laute. Eine solche Anwendung der Sprache also, die mit dem eigenthümlichen Zweck der Beredsamkeit ganz übereinstimmt, und die Beobachtung gewisser darauf sich beziehenden Grundsätze gehört zu den wesentlichen Pflichten des Redners, und muss nothwendig in dem Kreise der Untersuchungen liegen, mit denen sich eine

Theorie der Beredsamkeit beschäftigt; nicht, um durch die Menge der Regeln den Mangel der geistigen Anlagen und Bildungsmittel zu ersetzen, auf denen die Gabe einer eben so richtigen als wohlgefälligen Darstellung der Gedanken in Worten zunächst beruht; sondern, damit der Redner auch in dieser Hinsicht zu einem möglichst klaren Bewusstseyn seiner Thätigkeit komme, damit er die Sprache der Beredsamkeit in ihrem innersten Wesen psychologisch ergründe, sich selbst und seine Produkte schärfer beobachte und richtiger beurtheile, die mannichfaltigen Klippen, an denen oft auch die besten Talente scheitern, zu vermeiden wisse, und der fortgehenden Bildung und Entwicklung seiner Anlagen die sicherste Richtung gebe.

Der Ausdruck: Sprache und: Sprechen, umfaßt jede durch Worte geschehende Darstellung eines inneren geistigen Zustandes, es möge zunächst ein Zustand des ruhigen Anschauens und Denkens, oder des lebendigen Fühlens, oder des innigen Bestrebens seyn. Wir sprechen, wenn wir auch nur einen einzelnen, flüchtig vorübereilenden Zustand unseres inneren Lebens in artikulirten, bedeutenden Lauten ausdrücken. Wir sprechen, wenn wir auch (wie in geselliger Unterredung) sehr mannichfaltige Vorstellungen, Gefühle, Bestrebungen darstellen, und einen Gegenstand der Rede leicht und schnell mit dem andern vertauschen, ohne einen bestimmten Zweck, ausser den allgemeinen der Unterhaltung und gegenseitigen Mittheilung selbst, dabei zu verfolgen, und, ohne einen bestimmten Zusammenhang vom Anfange bis Ende im Auge zu behalten. Sobald aber die Fertigkeit und Thätigkeit des Sprechens angewendet wird, um eine gewisse zusammenhängende Reihe von Vorstellungen, die eine bestimmte, in sich selbst abgeschlossene Einheit ausmachen sollen, für einen bestimmten Zweck darzustellen, sey es schriftlich oder mündlich, so gestaltet sich auch das Sprechen zu einem gewissen Styl, zu einer

Schreibart. Sprachdarstellung überhaupt ist das Allgemeine; Styl oder Schreibart der engere Begriff, der jenen immer voraussetzt, aber da erst eintritt, wo man sich veranlasst fühlt, eine besondere Aufmerksamkeit auf die Art und Weise zu richten, wie man Andern eine gewisse Reihe von Gedanken vorzutragen gedenkt. Diese Anwendung des Sprechens, im mündlichen oder schriftlichen Vortrage, hat einen sehr verschiedenen Charakter. Denn nicht blos das Objektive, die Natur des darzustellenden Gegenstandes, der Endzweck des Vortrags, die stete Rücksicht auf die geistige Bildung der Leser und Zuhörer, denen man etwas für einen bestimmten Endzweck vorträgt, begründet mehrere Arten und Formen des Styls, sondern auch das Subjektive, die geistige Individualität des Schreibenden oder Sprechenden selbst, und die jedesmalige geistige Stimmung giebt dem stylistischen Produkte, als solchem, immer ein eigenes Gepräge. In welchem Verhältnisse die beiden Ausdrücke: Styl und Schreibart selbst unter einander stehen? und in wie fern das eine von dem andern unterschieden werden müsse? darüber scheinen die Theoretiker nicht ganz einig zu seyn. Mehrere, wie Adelung (über den deutschen Styl 1. B. Berlin, 1789. S. 25.) oder K. Reinhard (in seinen ersten Linien eines Entwurfs der Theorie und Litteratur des deutschen Styls, Göttingen, 1796. S. 16. ff.) gebrauchen beide als synonym. Nach Kosmann (Versuch einer Theorie des deutschen Styls 1. Theil, Berlin, 1794. S. 25. ff.) bedeutet Styl überhaupt eine jede eigenthümliche und zur Fertigkeit gewordene Verfahrensart, sie werde in dieser oder jener Kunst angewandt, vorzugsweise aber diejenige Verfahrensart, die sich besonders im geistigen und bildenden Theile der Kunst zeigt, oder in dem, was aus dem Genie des Künstlers hervorgeht, also höher steht, als die Manier, d. h. die Verfahrensart, welche blos im Mechanischen sichtbar ist; demnach soll Styl im Vortrage die Art und Weise

bezeichnen, wie jemand, nach einem bestimmten Zwecke, seine Gedanken selbst bildet, ordnet, modificirt und darstellt, Schreibart dagegen (nach der Analogie mit demjenigen, was bei andern Kunstwerken Manier *) genannt wird) die Art und Weise, wie man die Worte, die Ausdrücke (als Zeichen überhaupt betrachtet, abgesehen von den Gedanken) wählt, ordnet und zusammensetzt, d. h. das Verhältniss, in welchem der Vortrag zu den Anforderungen des Wohlklanges und des Periodenbaues steht. Nach dieser Ansicht verhält sich der Styl zur Schreibart, wie Grund zur Folge, und wird erst durch die letztere sichtbar. Beachten wir aber den gewöhnlichen Sprachgebrauch, so lässt sich doch nicht verkennen, dass man den Ausdruck Styl, eben so sehr auf die Art und Weise, wie ein Schriftsteller oder Redner seine Sätze und Perioden baut, als auf die übrigen Eigenschaften der Darstellung bezieht. Und nicht ohne Grund, da es selbst auf die Modifikation und Gestaltung der Gedanken bedeutenden Einfluss hat, ob sie in Perioden zusammengedrückt und gedrängt, oder in kurzen Sätzen mehr auseinander gelegt und auseinander gehalten werden. In Reinbeck Handbuch der Sprachwissenschaft 2r Bd. 1 Abtheilung (Essen und Duisburg, 1816.) S. 63. wird Styl von Schreibart dadurch unterschieden, dass jenes mehr umfasse, als dieses, weil man bei dem Styl auch an die Anordnung der Vorstellungen, bei der Schreibart nur an das übrige denke, was zur Sprachdarstellung gehört. Dies kann nun schwerlich von der Disposition verstanden werden, die einem ganzen Vortrage zum Grunde liegt, da man nach allgemeinem rhetorischen Sprachgebrauche das Geschäft der stylistischen Einkleidung von

*) Andere aber verstehen unter Manier im Vortrage die jedem klassischen Schriftsteller eigenthümliche Art und Weise, seine Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen durch Sprache darzustellen — insofern sie eben durch seine Individualität bestimmt wird. S. Pö-
nitz: Gesamtgebiet der deutschen Sprache. 1. B. S. 476.

dem Geschäfte der Disposition zu unterscheiden pflegt. Indessen gehört allerdings auch zur stylistischen Form der bereits disponirten Hauptgedanken wieder ein Ordnen, das auf verschiedene Art geschehen kann, in so fern die Hauptgedanken, sobald man sie stylistisch gestaltet, durch mannigfaltige untergeordnete und Nebengedanken, mehr oder weniger erweitert werden. Man könnte also wohl, von diesem Standpunkte aus, das Eigenthümliche des Begriffs der Schreibart auf dasjenige beschränken, was in dem Ausdruck der Gedanken nicht unmittelbar auf ihre Gestaltung und Ordnung Einfluss hat; dies wäre am Ende nur das Verhältniss, in welchem die Worte, als sinnlich-vernehmbare Zeichen (abgesehen von den Gedanken selbst, die mit ihnen bezeichnet werden sollen) zu den Anforderungen des Wohllautes und Wohlklanges stehen. So enge Grenzen pflegt aber doch die rhetorische Terminologie dem Ausdruck: Schreibart, nicht vorzuzeichnen. Mir scheint der Unterschied beider Worte nicht sowohl im Wesen der Sache selbst, als darin zu liegen, dass man das eine: Styl, von der schriftlichen auch auf die mündliche Sprachdarstellung übertragen hat, während das andere: Schreibart, immer nur in Beziehung auf schriftliche Vorträge, als solche, gebraucht wird. Wir bedienen uns z. B. von einer blos gehörten geistlichen Rede (ohne darnach zu fragen, ob sie der Redner vorher wörtlich ausgearbeitet und schriftlich entworfen hatte, oder nicht) eben so wohl, als von einer gelesenen Predigt des Ausdrucks, sie habe einen richtigen, anziehenden, lebendigen oder einen fehlerhaften, abstossenden, trockenen Styl; wir sagen vom mündlichen Redner, wie vom Schriftsteller, er habe den Styl in seiner Gewalt oder nicht; aber niemand rühmt oder tadelt die Schreibart eines mündlichen Vortrags. *)

*) Styl und Schreibart sind dem Sinne nach nicht verschieden; vom mündlichen Vortrage sagt man Sprache und zwar sehr richtig. Er

So wie nun die Darstellung menschlicher Vorstellungen in Worten, welche wir Sprache überhaupt nennen, an gewisse Gesetze (Bedingungen) gebunden ist, die in der Organisation des menschlichen Geistes selbst liegen, und eine allgemeine Philosophie der Sprache begründen *); so muss auch der Styl unter Gesetzen stehen, welche darin ihren Grund haben, dass irgend eine zusammenhängende, zur bestimmten Einheit verknüpfte Reihe von Vorstellungen für irgend einen bestimmten Endzweck dargestellt werden soll, mit einem gewissen beabsichtigten Eindruck auf menschliche Gemüther, indem dabei vorausgesetzt wird, was *a priori* (wie die Philosophie der Sprache zeigt) als nothwendiger Bestandtheil aller menschlichen Sprache gegeben ist. Und so muss es denn auch eine Theorie des Styls geben, welche, in so weit sie eine allgemeine ist, die Grundsätze ausspricht, wodurch der zweckmässige, der Natur und dem Wesen des menschlichen Geistes angemessene Gebrauch der Sprachdarstellung für schriftliche und mündliche Vorträge bestimmt und geleitet wird. Bei aller Verschiedenheit der Endzwecke, welche durch den Ausdruck des inneren geistigen Lebens erreicht werden sollen, ist und bleibt der Styl, so wie die Sprachdarstellung überhaupt, immer etwas Formelles. Die Vorstellungen selbst, welche dargestellt werden sollen, machen den Stoff, das Materielle aus; die Art und Weise, wie man das Mannichfaltige dieser Vorstellungen durch Worte zu einer gewissen Einheit in der Darstellung verknüpft, nennen wir die Form. Mithin ist auch die ganze Theorie des Styls eine formelle Wissenschaft.

hat die Sprache in seiner Gewalt, ist das Lob, das man dem guten Sprecher; er hat einen schönen Styl oder eine blühende Schreibart, ist das Lob, das man dem guten Schreiber, d. h. Schriftsteller zollt. (K.)

*) S. die philosophische und religiöse Begründung der Rhetorik und Homiletik, S. 30. ff.

Um genauer zu bestimmen, was eigentlich zum Wesen des Styls gehöre, darf man sich nur an den oben bestimmten Begriff der Sache halten, und an den Unterschied des Stoffes von der Form. Die Vorstellungen (das Materielle der Sprachdarstellung überhaupt, und eines jeden bestimmten Vortrags) sollen vermittelt der Worte aus dem Innern des Menschen heraus in die Aussenwelt treten; geknüpft an sichtbare und hörbare, sie darstellende Zeichen, sollen sie mit einem bestimmten Eindrucke aufgefasst und aufgenommen werden von andern menschlichen Gemüthern. Was der Redende oder Schreibende denkt und empfindet, das soll der Zuhörer oder Leser eben so, und möglichst mit derselben Klarheit und Bestimmtheit denken, mit derselben Stärke und Kraft empfinden. Dies kann nicht anders, als dadurch geschehen, dass jedes Mannichfaltige, von der inneren geistigen Thätigkeit des Darstellenden in einen Totalblick zusammengedrängte und zusammengefasste, in der Darstellung mehr oder weniger auseinander gelegt und entwickelt wird; dass man das Einzelne in jenem Ganzen liegende, mehr oder weniger hervorhebt, ausbildet, in seinem eigenthümlichen Lichte und in seinen bestimmten Umrissen und Grenzen erscheinen lässt, immer jedoch mit Hinsicht auf die Einheit, die jenes Mannichfaltige zu einem geschlossenen Ganzen bindet. Jede einzelne klar gedachte und richtig gebaute Periode ist ein entwickelndes und auseinanderlegendes Darstellen eines Mannichfaltigen, das in der inneren geistigen Handlung des Redenden oder Schreibenden einen gewissen Moment, als ein Hauptgedanke, oder als eine jetzt vorherrschende (aber in Vorstellung übergegangene) Empfindung erfüllte. Und es erklärt sich daraus die bekannte Beobachtung, dass uns jede unserer eigenen Vorstellungen, und jede Reihe von Gedanken gewöhnlich dann am klarsten wird, wenn wir sie auszusprechen und darzustellen versuchen. In der Natur dieser entwickelnden Darstellung liegt aber auch nothwendig

dies, dass jenes Mannichfaltige in einer bestimmten Ordnung auf einander folge. In wie weit nun jenes Ausbilden einer Vorstellung durch die stylistische Darstellung geschehe, und welche Ordnung gewählt werde? dies bestimmt die Natur der Sache, der jedesmalige Zweck des Vortrags, der gegenwärtige geistige Zustand des Schreibenden und Redenden selbst. Wie verschieden die Wirkungen sind, welche der Styl in den Gemüthern der Menschen hervorbringt, indem er auf diese Weise den auszusprechenden Vorstellungen eine bestimmte Gestalt und Form giebt, davon kann man sich augenblicklich überzeugen, sobald man nur an sich selbst die verschiedenen Eindrücke beobachtet, welche die Darstellung desselben Gedankens in der höchsten jedes Wort lakonisch sparenden Präcision, oder in einer reichen Fülle der Worte, ein langer viel umfassender und viel zusammendrängender Periode, oder eine Reihe von kurzen, leicht hingeworfenen und dahinrollenden Sätzen macht. Da es ferner bekannt ist, dass die Worte, die Mittel der Sprachdarstellung, nicht selten mehr als eine Bedeutung haben; so kann es nicht befremden, wenn sich oft diese und jene Nebenvorstellung durch die gewählten Worte selbst an den Gedanken anknüpft, welcher zunächst dargestellt werden soll. Der schriftliche und mündliche Vortrag beachtet daher bei der Wahl der Worte und Ausdrücke dasjenige, was in dem Umfange und in dem Gebrauch (*usus*) der Sprache liegt, deren er sich bedient, nicht blos negativ, d. h., alles dasjenige vermeidend, was unpassende, die Einheit des Ganzen störende Nebenvorstellungen veranlassen würde, sondern auch positiv, indem er vor allen solche Ausdrücke und Redensarten wählt, die den zunächst darzustellenden Gedanken mit solchen Nebenvorstellungen umgeben, wodurch er die Klarheit, die Anschaulichkeit, die Lebendigkeit empfängt, welche dem Gemüthszustande des Redenden und Schreibenden, der Natur der Sache, dem Endzwecke des Vortrags am

angemessensten ist. Diese Wahrnehmung tritt hauptsächlich bei denjenigen Worten hervor, die ausser der eigentlichen Bedeutung oft auch eine bildliche haben, und daher der figürlichen Rede dienen. Auch in dieser Hinsicht sagen wir von dem Styl, er gestalte und forme die Vorstellungen, und jede Selbstbeobachtung überzeugt uns leicht von den ganz verschiedenen Eindrücken, welche derselbe Gedanke in einer gefälligen, anziehenden, blühenden Darstellung, und in einem völlig didaktischen, sogar trockenem Style macht. Endlich kommen auch in der That die Worte selbst, ganz abgesehen von dem Inhalte der an sie geknüpften Vorstellungen und Nebenvorstellungen, als sinnliche hörbare Zeichen in Betrachtung. Empfänglich für das Angenehme und Schöne können wir nicht gleichgültig dagegen seyn, ob uns die einzelnen Worte, und die aus Worten zusammengefügte Sätze und Perioden, durch Wohlklang und Wohllaut anziehen, oder durch die entgegengesetzten Eigenschaften abstoßen. Da der äussere Sinn, der hier zunächst entweder angenehm oder unangenehm berührt wird, in genauer Verbindung mit dem inneren Sinne steht; so ist auch die Aufmerksamkeit, die Richtung der Einbildungskraft, die thätige Theilnahme des ganzen menschlichen Gemüths von jenem ersten äusseren Eindrucke, besonders im mündlichen Vortrag, gewissermaassen abhängig.

Da der Styl eine Anwendung der Thätigkeit und Fertigkeit des Sprechens ist, zu einer bestimmten Art des mündlichen oder schriftlichen Vortrags, so muss er nothwendig, bei aller Verschiedenheit seines Charakters, immer dem allgemeinen Endzwecke aller Sprachdarstellung angemessen seyn, das innere geistige Leben des darstellenden Individuum mit dem inneren Leben anderer Wesen seiner Gattung zu einer gewissen Einheit zu verknüpfen. Dies setzt nothwendig voraus, dass der Styl, wie die Sprachdarstellung überhaupt, mit dem allgemeinen Charakter der mensch-

lichen Natur und ihren Forderungen übereinstimme. Es ist aber in der philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik und Homiletik S. 9 ff. nachgewiesen worden, wie wir das höchste Princip, welches das innere Leben des Menschen beherrscht und leitet, in einem rastlosen Streben nach Harmonie, nach vollendeter Einigkeit mit sich selbst und mit der Welt finden, und, wie sich dieses Streben, in mannichfaltigen Abstufungen und Gestalten, in Beziehung auf das Erkennen und Denken, das Empfinden und Fühlen, das Wollen und Streben des Menschen offenbare. Daraus ergiebt sich ein doppeltes Resultat, von gleicher Wichtigkeit für den obersten Grundsatz der Theorie des Styls. Zuvörderst, dass jede Sprachdarstellung, wenn sie überhaupt auf menschliche Gemüther für einen gewissen Endzweck wirken soll, dem Gesetze der Harmonie nicht widersprechen dürfe, und, dass sie um so vollkommeneren Eingang finde, je mehr sich in dem stylistischen Produkte eine gewisse Einheit im Mannichfaltigen ausdrückt. Da nun in jedem stylistischen Produkte, wie ich oben bemerkte, Stoff (Materie) und Form unterschieden werden; so entspricht es dem Gesetze der Harmonie unstreitig dann, wenn die Form theils mit dem Stoffe innig und unzertrennlich verbunden ist, theils, auch abgesehen von dem Stoffe, in sich selbst eine Einheit des Mannichfaltigen bildet. Auf dem einen beruht die Richtigkeit und Angemessenheit, auf dem andern der ästhetische Werth der Form. Es liegt zweitens in jenem Grundprincip der geistigen Natur des Menschen, in der Anlage und Tendenz zur Harmonie, dass unter den verschiedenen geistigen Vermögen des Menschen ein steter Zusammenhang ihrer Thätigkeiten herrscht, und diejenige Entwicklung und Ausbildung der Bestimmung des Menschen am angemessensten ist, bei welcher keine geistige Kraft in ihrer naturgemässen Thätigkeit gehemmt und zurückgesetzt wird. Und daraus ergiebt sich das psychologisch nothwendige Resultat, die sty-

listische Darstellung müsse, bei aller Verschiedenheit der Endzwecke, das menschliche Wesen immer, so viel als möglich, als ein Ganzes auffassen und behandeln. Wir nennen denjenigen Styl fehlerhaft, der, bei gewissen ästhetischen Vorzügen der Form, welche die Einbildungskraft, das Gefühl, die feinere Sinnlichkeit nicht selten ansprechen, die Forderungen des erkennenden und denkenden Geistes unbefriedigt lässt, indem er durch Dunkelheit der Vorstellungen, oder schwankende Unbestimmtheit, oder ermüdende Weitschweifigkeit gerechten Anstoss giebt. Wir tadeln aber die stylistische Darstellung auch dann, wenn sie die Ansprüche des Erkenntnissvermögens befriedigt, ohne den Sinn für das Angenehme und Schöne im mindesten zu beachten. Von einem wissenschaftlichen Lehrbuch verlangen wir z. B. vor allen Dingen Richtigkeit, Deutlichkeit, Bestimmtheit, Präcision des Ausdrucks, und niemand wird hier, wo alles auf Belehrung und theoretische Ueberzeugung berechnet ist, einen blühenden, oder gefühlvollen Styl, eine rednerische Lebendigkeit verlangen; aber eine ermüdende Einförmigkeit in der Wahl der Ausdrücke und in der Form der Perioden (wo die Natur der Sache und der Umfang der Sprache grössere Abwechslung gestattete), oder, abstossende und widrige Härten in der Verbindung der Worte und in dem Bau der Sätze machen wir selbst dem mathematischen oder philosophischen Schriftsteller zum Vorwurf, weil der denkende Mensch auch bei der überwiegenden Thätigkeit des Erkenntnissvermögens seine Ansprüche an eine solche Form, die wenigstens nichts abstossendes und störendes habe, nicht aufgibt, und weil ihm selbst jene Thätigkeit des Denkens um so mehr erleichtert wird, je vollkommener der Ausdruck die Eigenschaften der Richtigkeit, Deutlichkeit, Bestimmtheit, Präcision mit einer gewissen Abwechslung, und einem leichten, gefällig dahinfließenden Bau der Perioden und Sätze vereinigt. Auch von diesem Standpunkte aus kommen wir wieder

auf denselben obersten Grundsatz zurück; denn, in so fern die stylistische Darstellung den Forderungen des Erkenntnisvermögens entspricht, ist sie richtig (korrekt) und dem Stoffe angemessen; in so fern sie die Ansprüche der Einbildungskraft, des Gefühls, der feineren Sinnlichkeit in demjenigen Grade befriedigt, den der jedesmalige Zweck gestattet und erfordert, besitzt sie ästhetischen Werth (Schönheit der Form). Es ergiebt sich aber auch aus diesem Princip, warum es gewisse allgemeine und nothwendige Eigenschaften gebe, die in allen stylistischen Produkten (ob gleich in verschiedenen Abstufungen und Mischungen) sichtbar werden müssen, wenn der Styl den Namen eines guten Styls mit Recht behaupten, wenn er dem Streben der geistigen Natur des Menschen nach absoluter Harmonie wirklich angemessen seyn, und (was darinn liegt) dem inneren Zusammenhange der geistigen Vermögen, und den darauf gegründeten Forderungen entsprechen soll. Von diesen allgemeinen Eigenschaften beziehen sich mehrere zunächst und hauptsächlich auf die Thätigkeit des Erkenntnisvermögens, andere zunächst auf die Ansprüche der Einbildungskraft, des Gefühls- und Begehrungsvermögens, und der feineren Sinnlichkeit; von manchen möchte ich behaupten, dass sie zu diesen verschiedenen geistigen Vermögen in gleichem Verhältnisse stehen. Wir unterscheiden davon, als etwas jenen untergeordnetes, die zufälligen und besondern, deren Mangel nicht absolut als eine stylistische Unvollkommenheit betrachtet werden darf, weil sie theils ungleich mehr, als jene allgemeinen und nothwendigen, von der Individualität des Darstellenden abhängen, theils nicht für jeden Zweck der Darstellung geeignet sind. Allgemeine Eigenschaften sind z. B. die Präcision, als Vermeidung alles Ueberflüssigen und Müssigen im Ausdruck betrachtet, und die Lebendigkeit, in so fern sie dafür sorgt, dass (auch in Werken der streng wissenschaftlichen Prosa) keine ermüdende Ein-

förmigkeit hervortritt; zufällige und besondere Eigenschaften dagegen nennen wir die Gedrängtheit im Ausdruck (die Präcision in ihrer höchsten Stufe) und die einzelnen Arten der Lebendigkeit, das Rührende, das Feierliche, das Erhabene u. s. w.

Wir nannten den Styl eine Anwendung der Thätigkeit und Fertigkeit des Sprechens, zu schriftlichen und mündlichen Vorträgen. Was also Gegenstand der Sprachdarstellung seyn und werden kann, das umschliesst auch der Styl in seine Sphäre, und darauf wird sich auch die Theorie desselben beziehen. Und was die grosse Verschiedenheit der Gegenstände, der Absichten, der geistigen Individualität der Darstellenden schon *a priori* erwarten lässt, das zeigt sich auch in der Erfahrung; es giebt verschiedene Charaktere, Gattungen und Arten des Styls. Um aber dieses Mannichfaltige unter gewissen bestimmten und abgeschlossenen Gesichtspunkten aufzufassen, wie es der systematische Gang der wissenschaftlichen Untersuchung fordert, erinnern wir uns zuvörderst jener dreifachen Form des inneren geistigen Lebens, die in der philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik und Homiletik S. 44 ff. als Zustand des ruhigen Anschauens und Denkens, als Zustand des lebendigen Fühlens, als Zustand des innigen Bestrebens bezeichnet wurde. Diesen wesentlich verschiedenen inneren Zuständen entsprechen die drei verschiedenen Richtungen, welche das Streben nach vollendeter Einigkeit mit sich selbst und mit der Aussenwelt nimmt; das Streben nach Einigkeit mit uns selbst im Anschauen und Denken, und nach Verknüpfung der Thätigkeiten (unseres Erkenntnissvermögens und der erkennenden Thätigkeit Anderer, das Streben nach Einigkeit unserer Gefühle, und nach harmonischem Zusammenstimmen der unsrigen mit den Gefühlen Anderer, das Streben nach Einigkeit unserer Willensthätigkeiten und nach Harmonie zwischen der unsrigen und dem, was Andre wollen und begehren (S. 59 ff.) Da nun die Sprache

in einer Darstellung des inneren geistigen Lebens überhaupt (in so fern es in Vorstellungen übergegangen ist) durch Worte besteht, so muss es auch (S. 60 ff.) drei verschiedene Arten der Sprachdarstellung geben: die eigentliche *Prosa*, welche den Zustand des ruhigen Anschauens und Denkens ausdrückt, auf Belehrung berechnet, die *Poesie*, die Sprache des lebendigen Gefühls, die *Beredsamkeit*, deren innere Grundlage und Quelle der Zustand des innigen Bestrebens ist. Demnach gehört auch jedes stylistische Produkt einer von diesen drei Formen an; es giebt einen eigentlich *prosaischen*, einen *dichterischen*, einen *rednerischen Styl*. So wie nun diese Eintheilung der Gattungen des Styls oder der Schreibart in jener dreifachen Form des inneren geistigen Lebens überhaupt ihren nothwendigen psychologischen Grund hat; so beruht eine andere mehr auf der Individualität (der subjektiven geistigen Bildung Richtung, Stimmung) der Darstellenden, und auf der Verschiedenheit der geistigen Bildung der Personen, für welche die Darstellung zunächst bestimmt ist. Ich meine die bekannte Unterscheidung der niedern (oder, wie man sie auch genannt hat, vertraulichen), der mittleren, der höheren Schreibart. Sie stammt, wie bekannt, aus der alten griechischen und römischen Rhetorik, welche drei *genera* (oder *formas*, *figuras*), *dicendi χαρακτήρας, ιδέας, πλάσματα τῆς λέξεως* erwähnt. Vergl. besonders *Cicero orator* c. 5. 6. c. 23 — 29. *Quinctil. institt. oratt.* l. 12. c. 10. Diese Rhetoren unterschieden nemlich a) ein *genus dicendi subtile, tenue, acutum, submissum*, *χαρακτήρ ἰσχνός, λιτός, ἀφελής*, b) ein *genus dicendi amplum, sublime, copiosum, grave, grande, floridum, acre concitatum, magnificum, ornatum, robustum*, *χαρακτήρ ἄδρός, ὑψηλός, μεγαλοπρεπής, ἀξιωματικός, σφοδρός, αὐστηρός, σεμνός, πνευματικός*, c) ein *genus modicum* oder *mediocre, temperatum, modestum*, *χαρακτήρ μέσος, μικτός*. Das zuerst ge-

nannte *genus* charakterisirt sich, nach ihrer Beschreibung, durch die Klarheit, Bestimmtheit, Leichtigkeit, Kunstlosigkeit des Ausdrucks, durch einen sehr mässigen Gebrauch derjenigen Figuren der Rede, welche die Phantasie und das Gefühl in Thätigkeit setzen, durch eine grosse Einfachheit im Bau der Sätze, und wirkt auf die Gemüther hauptsächlich durch die Kraft und Schärfe der Gedanken, *acumen sententiarum*; es ist zunächst für den Zweck der Belehrung geeignet. Das *genus dicendi amplum* bewegt sich in dem erhabensten Schwunge der Rede, macht von allem demjenigen unbedenklich Gebrauch, was dem Redner an Fülle der Perioden, an Glanz und Reichthum der Bilder, an überraschender Kühnheit der Redefiguren und Gedankenwendungen zu Gebote steht, bemächtigt sich aller Affekten des menschlichen Gemüths; und eignet sich dadurch zunächst für den Zweck der tiefsten Bewegung und Erschütterung der Zuhörer. Das *genus dicendi modicum* hält die Mitte zwischen beiden, indem es sich von dem ersten durch grössere Fülle des Ausdrucks, so wie durch einen häufigeren und stärkeren Gebrauch der bildlichen Sprache unterscheidet, ohne sich jedoch zu dem kühneren Schwunge des *genus dicendi amplum* zu erheben; seine Wirkung auf die Gemüther äussert sich als eine sanft anziehende, bewegende und fesselnde (*delectare et conciliare animos*). Ein sehr richtiges Gefühl leitete allerdings die alten Rhetoren, indem sie drei wesentlich verschiedene Formen (Charaktere) der Schreibart anerkannten. Ein feiner ästhetischer und psychologischer Blick ist in ihren Schilderungen dieser Charaktere nicht zu verkennen. Nur vermisst man ein bestimmtes Nachweisen derselben in ihren eigentlichen Quellen, in ihren inneren, im Gemüthe selbst liegenden Bedingungen. Die Theorie des Styls, wie sie in unsern Zeiten, von Philosophie der Sprache ausgehend, bearbeitet worden ist, musste nothwendig den Gegenstand tiefer auffassen, musste ihn in Beziehung auf das ganze umfas-

sende Gebiet des Styls überhaupt betrachten, und genauer nachforschen, ob jene, auch von den Alten anerkannte Unterscheidung der Prosa, der Beredsamkeit, der Poesie mit dieser Eintheilung des Styls in *genus dicendi tenue, amplum, mediocre* zusammenfalle, oder ob diese wirklich etwas Eigenthümliches sey, und wie sich das eine zu dem andern verhalte? Wenn jene Unterscheidung auf den drei verschiedenen oben bezeichneten Formen des inneren geistigen Lebens der menschlichen Natur überhaupt beruht, diese Eintheilung aber zunächst auf geistiger Subjektivität der Darstellenden, und auf den verschiedenen Bildungsstufen der Personen, die ein schriftlicher oder mündlicher Vortrag (er sey prosaisch, oder rednerisch, oder dichterisch) hauptsächlich in das Auge fasst; so ergiebt sich daraus das logische Verhältniss der Subordination der zweiten unter die erste, d. h. jede von den drei Gattungen des Styls, die prosaische, die dichterische, die rednerische kann sich wieder in drei verschiedenen Arten zeigen, als niederer, mittlerer, höherer Styl, oder, in der niederen, mittleren, höheren Sphäre. Wir halten uns dabei zuvörderst an die Thatsache der Erfahrung, dass es in der menschlichen Gesellschaft gewisse, mehr oder weniger abgeschlossene, aber doch immer als verschieden hervortretende Kreise der geistigen (besonders intellektuellen und ästhetischen) Bildung giebt. Anders erscheint sie in den niederen, anders in den mittleren, anders in den höheren Ständen. Und jeder, der eine bestimmte Anwendung von der Sprache zu einem schriftlichen oder mündlichen Vortrage macht, nimmt gewissermaassen auf die geistige Bildung und Richtung seiner Leser und Zuhörer Rücksicht, von welcher ihm wenigstens ein allgemeines Bild vor Augen schwebt; indem er sich selbst in das innere geistige Leben derselben hineinversetzt, gestaltet sich demnach unwillkürlich, mehr oder weniger, die von ihm gewählte Form der Darstellung; selbst der Dichter, dessen freie Darstellung des Schönen am wenig-

sten von äusseren Rücksichten abhängt, spricht doch nicht ganz in demselben Tone, wo er als Volksdichter auftritt, oder einen Gesang für das kindliche Alter dichtet, und wo er sich als den nächsten Kreis seiner Leser Menschen der höheren Stände denkt, die sich gern im kühnsten und freiesten Schwunge der Phantasie mit ihm bewegen. Das Zweite, was hier in Betrachtung kommt, ist die eben so unlängbare Verschiedenheit der geistigen Bildung und Stimmung des Darstellenden selbst. Der Eine ist, durch seine ganze Natur, und durch den Gang, den seine erste Erziehung und Bildung genommen hat, mehr zum abstrakten speculativen, der Andere mehr zum konkreten Vorstellen und Denken geeignet; bei dem Einen tritt mehr das reproduktive, bei dem Andern mehr das produktive Wirken der Einbildungskraft hervor; der Eine hat ein reizbares, durch jede gegebene Veranlassung leicht bewegliches Gefühl, bei dem Andern müssen sich erst mehrere und stärkere Eindrücke der Vorstellungen vereinigen, ehe sein Gefühl in eine lebhaftere Thätigkeit übergeht. Und wie häufig wechseln nicht in einem und demselben Subjekte die Stimmungen der Seele, die uns für gewisse geistige Thätigkeiten zu der einen Zeit mehr, als zu der andern, geneigt und fähig machen. Sichtbaren Einfluss hat endlich auch darauf die Mannichfaltigkeit des darzustellenden Gegenstandes. So wie sich nicht jeder Stoff in gleichem Grade für die eigentliche Prosa, für die Beredsamkeit, für die Dichtkunst eignet; so hat es auch nicht selten in dieser verschiedenen Natur und Beschaffenheit der Gegenstände seinen Grund, warum sich der Prosaiker, oder der Redner, oder der Dichter bei dem einen mehr zum niederen, bei dem andern mehr zum höheren oder mittleren Style veranlasst fühlt, und daher, wenn die vorhin genannten Bedingungen hinzukommen, gerade diese Form des Ausdrucks ergreift. Leicht kann dies nachgewiesen werden an den einzelnen Gattungen des Styls. Die eigentlich prosaische ist diejenige,

welche zunächst den Zustand des ruhigen Anschauens und Denkens ausdrückt, für Belehrung und Ueberzeugung des Verstandes und der Vernunft geeignet. Die Thätigkeit des Erkenntnissvermögens kann aber, in verschiedenen Abstufungen, bald mehr bald weniger abstrakt seyn; und diese Verschiedenheit äussert sich dadurch, dass in den stylistischen Produkten, welche dieser Gattung angehören, entweder die grösste Popularität, die immer so viel als möglich im Anschaulichen und Konkreten lehrt und darstellt, oder die höchste Abstraktion und Präcision, oder eine mittlere Haltung zwischen beiden Endpunkten bemerkbar ist. Und, in so fern die Einbildungskraft auch an Produkten der Prosa einen gewissen untergeordneten Antheil nimmt, durch Vergleichen, Beispiele, Schilderungen, kann sie, mehr und weniger, reproduktiv oder produktiv, in niederen oder in höheren Sphären, ihre Thätigkeit zeigen. Die dichterische ist die Sprache der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens. Je nachdem aber mehr das reproduktive Vermögen (die Einbildungskraft im engeren Sinne) oder das produktive (die Phantasie) im Gemüthe des Dichtenden waltet, wird sich auch seine Darstellung entweder mehr im Kreise solcher Anschauungen und Bilder bewegen, die von dem Gesichtskreise der meisten und gewöhnlichen Menschen nicht weit entfernt liegen (wie z. B. in einem allgemein verständlichen und ansprechenden Volksliede), oder den kühnsten Schwung der Phantasie ausdrücken, durch den grössten Reichthum, überraschende Neuheit und Wechsel, originelles Zusammendrängen der Bilder; aber es kann auch eine mittlere Form geben, bei welcher das produktive Vermögen mehr, als in der ersten, hervortritt, ohne dass sie die hervorstechenden Eigenschaften der zweiten in diesem Grade und Umfange zeigt. Und, je nachdem sich die Thätigkeit des Gefühls entweder ganz in einer sanften, gleichmässig fortschreitenden, keine ungewöhnliche Aufregung, keine besondere natürliche

Tiefe ankündigenden Bewegung hält und in dem Kreise solcher Eindrücke stehen bleibt, deren Charakter sanfte Rührung und Erhebung ist, oder zu dem höchsten Grade des Affekts, zu der lebhaftesten Begeisterung, zu einem raschen und kühnen Wechsel sich empor-schwingt, mächtig und tief ergriffen, und andere, denen es sich mittheilt, ergreifend, oder endlich in einer mittleren Haltung zwischen beiden Endpunkten schwebt, wird auch die dichterische Darstellung, in so fern sie Sprache des Gefühls ist, ein verschiedenes Gepräge haben. Die rednerische geht aus dem Zustande der überwiegenden Thätigkeit des Begehrungsvermögens hervor, geeignet zur kräftigen und entscheidenden Bestimmung des Willens sittlich-freier Wesen. Die Bewegung des Willens durch die Rede setzt immer voraus, dass das Abstrakte der Vorstellungen, bald mehr bald weniger, dem Konkreten näher gebracht und durch Vermittelung der Einbildungskraft das Gefühl in Thätigkeit gesetzt werde. Nun kann aber diese Bewegung des Willens entweder von der grössten Gedrängtheit der Gedanken, die der erhabenste Schwung der Phantasie und die mächtigste, tiefste, ergreifendste Anregung der Gefühle begleitet, ausgehen, oder von der populärsten Auseinanderlegung überzeugender Gedanken, welcher ein leichtes, im gewöhnlichen leicht übersehbaren Kreise sich haltendes Spiel der Einbildungskraft und eine gleichförmige, sanft anziehende und erhebende Thätigkeit des Gefühls zur Seite steht, oder von einer solchen Darstellung, die in der Mitte zwischen beiden liegt. Und so kann es auch in der Beredsamkeit einen höheren (wenn auch nicht durch ein ganzes Produkt der Beredsamkeit durchführbaren, doch in einzelnen Abschnitten hervortretenden) — einen niederen — einen mittleren Styl geben.

Es ergiebt sich aus dem bisher Gesagten von selbst, warum nicht jede Gattung und Art des Styls für jede geistige Subjektivität, jeden Gegenstand, jeden Zweck der Darstellung, jedes Publikum in glei-

chem Grade geeignet sey. Die eben genannten Rücksichten, unter denen wohl die Individualität und vorherrschende Stimmung des Einzelnen, was den Gebrauch des niedern, oder mittleren, oder höheren Styls betrifft, unwillkürlich den meisten Einfluss behaupten dürfte, bestimmen und leiten bei jedem mündlichen oder schriftlichen Vortrage unsere Wahl des Styls, und indem wir die gewählte Form der Darstellung in diesem Vortrage festhalten, zeigt er diesen oder jenen bestimmten stylistischen Charakter. Dieses Festhalten hat theils in der Angemessenheit der richtiggewählten Form zu dem darzustellenden Stoffe, zu der jedesmaligen Bestimmung des Vortrags, zu der geistigen Stimmung und Bildung des Darstellenden selbst, und seiner Zuhörer und Leser, theils darin, dass jede Form, welche der Einheit ermangelt, und so dem Grundtriebe des menschlichen Wesens nach Harmonie widerstreitet, überall als eine fehlerhafte betrachtet wird, seinen nothwendigen Grund. Je bestimmter der ganze geistige Charakter eines Individuum sich gestaltet, ein desto festeres Gepräge erhält auch seine stylistische Darstellung, in so weit sie darauf zunächst beruht; und, je klarer ihm die Natur der Sache ist, über welche er reden oder schreiben will, der Endzweck seines Vortrags, die Bildung und das Bedürfniss seiner Zuhörer und Leser, desto leichter wird er auch in dieser Hinsicht das Rechte, das Angemessenste und Natürlichste treffen, und sich dabei zu behaupten wissen. Es kann übrigens mit dieser Haltung des stylistischen Charakters im Ganzen des Vortrags wohl bestehen, wenn sich die Darstellung in einzelnen Abschnitten, wo die Natur der Sache und die Stimmung des Schriftstellers oder Redners dazu Veranlassung giebt, einer andern Form des Styls annähert, welche der in dem stylistischen Produkte vorherrschenden am nächsten liegt, oder wenn sie auf kurze Zeit in diese übergeht.

Zweiter Abschnitt.

Diejenigen Eigenschaften des guten Styls, die sich zunächst auf die Forderungen des Erkenntnissvermögens beziehen, mit specieller Hinsicht auf den Charakter der Beredsamkeit, besonders der geistlichen, betrachtet.

Den gerechten Anforderungen des Erkenntnissvermögens kann eine stylistische Darstellung nur dann entsprechen, wenn sie ganz und vollkommen verständlich ist, d. h. so beschaffen, dass nicht nur überhaupt Vorstellungen, die ein menschliches Wesen zu fassen vermag, sondern auch insbesondere die Vorstellungen, deren Darstellung man jetzt beabsichtigt, von denjenigen, denen sie mitgetheilt werden sollen, als solche, wirklich anerkannt und aufgefasst (in ihrer Seele nachgebildet) werden können. Dadurch wird also auch nothwendig die betreffende und überzeugende Thätigkeit des Redners bedingt. Abhängig aber ist jene Verständlichkeit ohne Zweifel zuvörderst von der gesetzmässigen Anwendung der äusseren Zeichen, die eine bestimmte gegebene Sprache hat, in welcher man schreibt oder redet. Den Umfang, die Bedeutung, die richtige Anwendung dieser Zeichen erkennen wir zum Theil aus der Grammatik dieser bestimmten Sprache, zum Theil durch Umgang und Aufmerksamkeit auf den Sprachgebrauch der besten Schriftsteller der Nation. Unerlässlich ergeht an jedes stylistische Produkt die Anforderung, dass es Reinheit und Richtigkeit der Sprache besitze. Sprachrein nennt man den Ausdruck, wenn er sich nur an solche Wörter und Redensarten hält, welche dieser bestimmten Sprache wirklich angehören, und sowohl in dem gegenwärtigen Zeitalter dieser Sprache überhaupt, als

bei dem gebildetsten Theile der Nation üblich und gültig sind; sprachrichtig, wenn er die grammatisch bestimmten Gesetze der Beugung und Verbindung der Worte treu beobachtet. Im Grunde könnte man das Erstere, Sprachreinheit, auch auf das Letztere beziehen, da in beiden Fällen der bestimmten Sprache, deren man sich bedient, immer etwas beige-mischt wird, das auf irgend eine Weise fremdartig ist, und nicht zu ihrem eigenthümlichen Charakter gehört, die Sprache also verunreinigt, es möge nun durch einzelne Ausdrücke und Redensarten geschehen, welche in dieser Sprache das Bürgerrecht gar nicht haben, oder durch Verletzung der grammatischen Regeln der Beugung und Wortverbindung; und eben so gut könnte man das Andere, Sprachrichtigkeit, auch auf das Erstere mit beziehen, da die Vernachlässigung des einen, wie des andern, eine Abweichung von dem für diese Sprache als gesetzmässig Anerkannten ist. Die lateinischen Rhetoren bezeichnen diese Eigenschaften durch: *oratio pura et latina, latine dicere, emendate loqui*. S. *Cicero de orat.* l. 3. c. 8. c. 10. *orator* c. 16. *Quinctil. institt. oratt.* l. 1. c. 5. l. 8. c. 1. In der Terminologie der griechischen Rhetoren lagen diese Begriffe mit in dem *καθαρότης*, wiewohl dies nicht immer blos von der Sprachreinheit und Richtigkeit, zuweilen auch von der Deutlichkeit des Styls gebraucht wird. S. *Hermogenes περὶ ἰδεῶν* l. 1. p. 26. ff. ed. *Sturm*. Die allgemeine Theorie des guten Styls verlangt diese Eigenschaften, theils, weil alles dasjenige, was im Ausdruck gegen den Sprachgebrauch und die Gesetze der Grammatik streitet, die Verständlichkeit mehr oder weniger hindert, theils, weil die Einheit der Form dadurch verletzt wird; es ist nothwendige negative Bedingung des ästhetischen Werthes der Form, dass sie nicht an diesen Gebrechen leide, und die Erfahrung zeigt, wie sehr das Wohlgefallen am Schönen, das eine Darstellung durch mannigfaltige ästhetische Vorzüge hervorbringen könnte, durch auf-

fallende Verstöße gegen den Sprachgebrauch und die Grammatik, wenn sie zumal häufig erscheinen, und fast in die Gewohnheit des Redenden oder Schreibenden übergegangen sind, gestört und gehemmt werden. Daher kann und darf sich aber auch das Produkt der Beredsamkeit diesen Forderungen nicht entziehen. Denn das Sprachwidrige und grammatisch Unrichtige im Ausdruck giebt dem aufmerksamen Zuhörer schon dadurch Anstoss, dass es als etwas Fremdartiges, den eigenthümlichen Charakter dieser Sprache Verletzendes, die Einheit der Form Störendes auftritt, und sogar die Darstellung dunkel macht, wenigstens das leichte und schnelle Auffassen der Gedanken hindert. Die verschiedenen Arten der Fehler, welche der gute Styl in dieser Hinsicht vermeidet, wurden schon von den alten Rhetoren als Barbarismen und Soloeismen bezeichnet. Barbarismen sind, nach *Quinctilian* (*institut. oratt. l. 1. c. 5. cfr. auctor ad Herennium l. 4. c. 12.*) solche Fehler, die in einzelnen Worten für sich betrachtet liegen, nämlich das Einmischen fremdartiger Wörter, die einer ganz andern Sprache angehören, das sprachwidrige Weglassen nothwendiger, oder Hinzusetzen überflüssiger Buchstaben oder Sylben, oder das Vertauschen und Versetzen *) derselben. Die Soloeismen dagegen (ein Kunstausdruck, den man gewöhnlich von einer Stadt Soloe in Cilicien ableitet, deren Einwohner eine sehr unrichtige Aussprache gehabt haben sollen) zeigen sich bei Wörtern und Ausdrücken, in so fern sie mit einander in Verbindung stehen, als Unrichtigkeiten im Gebrauch des *numerus* und *casus*, des *tempus* und *modus* in den Zeitwörtern, fehlerhafte Beugungen, Konstruktionen und Versetzungen der Worte, sprachwidri-

*) Eine andere vom *Quinctilian* angegebene Art von Barbarismen: *insolenter, minaciter, crudeliter dicta* gehört nicht in das Kapitel von der Sprachreinheit und Richtigkeit, so wie sie sich auch nicht auf die eigentliche Bedeutung des *βαρβαρος* bezieht.

ge Ellipsen oder Pleonasmen in der Wortstellung und Verbindung. Zu beiden Gattungen gehören 1) veraltete Wörter, Redensarten, Konstruktionen und Beugungen, die allmählig, bei fortschreitender Sprachbildung, aus dem Kreise der guten klassischen Schriftsteller absichtlich ausgeschlossen worden sind, und nur noch bisweilen im gemeinen Leben vorkommen, weil das richtige Urtheil und der geläuterte Geschmack entweder einen Mangel an Angemessenheit ihrer Form zu den Gesetzen und der Analogie dieser Sprache, oder einen Mangel an Klarheit, an Präcision, an Würde in ihnen bemerkt hatte. Man nennt sie gewöhnlich *verba obsoleta* (s. Cicero de orat. l. 3. c. 37. „*in propriis est igitur verbis illa laus oratoris, ut abiecta atque obsoleta fugiat*“) oder *exolata* (nach Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 2. wo es am Redner getadelt wird, *si quis, exoletos scrutatus auctores, id ipsum petat ex his, quae inde contraxerit, quod non intelliguntur*) oder *antiquata*, Archaismen. Wiewohl das letztere: Archaismen, nicht immer und unbedingt im tadelnden Sinne gebraucht wird. Es giebt nämlich mannichfaltige Ausdrücke, die zwar dem alten Sprachgebrauch angehören, *verba vetusta* und *antiqua* sind, aber darum nicht als *obsoleta*, oder *exolata*, als veraltete, betrachtet werden müssen. Uebrigens ergiebt sich von selbst, wie unvermeidlich solche Archaismen überall sind, wo es darauf ankommt, die Sprache vergangener Zeiten getreu nachzubilden, oder Begriffe, Gegenstände, Verhältnisse, Einrichtungen zu bezeichnen, welche der Vergangenheit angehören, z. B. in historischen Produkten: Vehmgericht, Minnesold, Knappe, u. dgl. Die Lutherische Bibelübersetzung enthält mannichfaltige veraltete Ausdrücke, welche dem ehrwürdigen Verfasser, wenn man bedenkt, auf welcher Stufe die deutsche Sprachbildung damals stand, und, wie unendlich viel dieser grosse Reformator auch in Hinsicht des Styls geleistet habe, keineswegs zum Tadel gereichen können. So wenig nun daraus die

Nothwendigkeit folgt, fortan irgend eine andere neuere deutsche Uebersetzung der Bibel zum öffentlichen Gebrauch in Kirchen und Schulen einzuführen; so fühlt sich doch der geistliche Redner, die Bedürfnisse der gegenwärtigen Zeit beachtend, allerdings veranlasst, solche von Luther gebrauchte Worte und Redensarten, die, als veraltete, nicht allen Zuhörern deutlich und verständlich seyn dürften, durch einen passenden Zusatz zu erklären, oder da, wo es der zartere Geschmack unserer jetzigen ästhetischen Bildung unumgänglich fordern sollte, den Lutherischen Ausdruck geradezu mit einem andern zu vertauschen (z. B. Philipper 3, 8. den derberen Ausdruck: „und achte es für Dreck“ mit dem feineren „und achte es für Unrath“).

Die Reinheit und Richtigkeit der Sprache duldet aber auch 2) keine Neologismen, in so fern darunter neue, ohne hinreichenden Grund gebildete, mit der Etymologie, Analogie, Grammatik der Sprache streitende, oder mit andern nothwendigen Eigenschaften des guten Styls nicht vereinbare Ausdrücke und Wortfügungen verstanden werden. Damit wird zugleich ausgesprochen, dass nicht jede neue Schöpfung im Sprachgebiete verwerflich und fehlerhaft sey. Schon *Cicero de orat. l. 3. c. 38.* rechnet die *verba novata* mit zu denjenigen Dingen, *quae orator afferat ad illustrandam atque exornandam orationem, cfr. orator. c. 24.* Und *Quinctil. institt. oratt. l. 1. c. 5.* bemerkt: *Nova non sine quodam periculo fingimus. Nam si recepta sunt, modicam laudem afferunt orationi; repudiata, etiam in iocos exeunt. Audendum tamen; namque, ut Cicero ait (de natura Deorum 1, 34.) etiam, quae primo dura visa sunt, usu molliuntur.* Vgl. *institutt. oratt. l. 8. c. 3.* Ein hinreichender Grund zur Bildung eines neuen Ausdrucks durch Ableitung und Zusammensetzung kann entweder in der wirklichen Neuheit einer Vorstellung liegen, für deren Bezeichnung die Muttersprache bisher keinen hinlänglich erschöpfenden, deut-

lichen, präcisen, würdigen Ausdruck darbot, oder in dem Wunsche, irgend einen bekannten Begriff von einer neuen Ansicht, mit einer neuen fruchtbaren Nebenvorstellung, oder mehrere Vorstellungen um des Nachdrucks willen als eine einzige darzustellen. Dem Dichter bieten sich, je lebendiger und origineller das freie Spiel der Einbildungskraft, der Phantasie und des Gefühls im dichtenden Gemüthe ist, desto häufiger neue durch Zusammensetzung gebildete Ausdrücke dar; daher wird der dichterischen Sprache in dieser Hinsicht allgemein eine grössere Freiheit, als der prosaischen, zugestanden. Da Phantasie und Gefühl auch in der Sphäre der Beredsamkeit eine freiere Thätigkeit zeigen, als im Gebiete der eigentlichen bloß belehrenden Prosa, so nähert sich der Redner auch dadurch dem Dichter, dass er kein Bedenken trägt, zumal wo er in der höheren Sphäre auftritt, bisweilen einen neugeschaffenen Ausdruck anzuwenden, der ihn in den Stand setzt, diesen und jenen Gedanken ganz so kräftig und lebendig, wie er ihn selbst im Innersten empfindet, auszusprechen, während er denselben wohl auch mit andern, überall gewöhnlichen Worten, aber weniger präcis und eindringend darstellen könnte. Unbedingt fehlerhaft nennen wir aber jeden Neologismus, der in Worten und Redensarten besteht, die ohne gehörigen Grund geschaffen werden, weil man, der Sprache unkundig, den bekannten und gewöhnlichen guten Ausdruck nicht zur Hand hat, oder weil man durch affectirte Originalität zu glänzen sucht; ferner, was mit der Analogie der Sprache streitet, indem man die gesetzmässige und bei den besten Schriftstellern übliche Art und Weise nicht beachtet, wie in dieser Sprache durch Bekleidung der Wurzelwörter mit Ableitungssylben, oder durch Zusammensetzung etwas Neues geformt werden kann; endlich, was auf irgend eine Weise der Verständlichkeit ermangelt, indem man nicht das rechte, der auszudrückenden Vorstellung wirklich entsprechende Wurzelwort für die

neue Sprachschöpfung wählte, oder unvermeidlich eine störende Nebenbedeutung giebt, oder den Wohlklang verletzt.

Mit der Reinheit und Richtigkeit der Sprache streiten 3) ausländische Wörter (wo sie nicht unumgänglich nothwendig sind) und ausländische Wortfügungen, *vocabula peregrina*, *externa*, *formae peregrinae*, *ὀνόματα ξένα*, *φράσεις ξέναι*, *γλῶτται*. (*Aristotelis rhetor.* 3, 2. 3. *poët.* c. 21. *Quinctil. institt. oratt.* l. 1. c. 5. *coll.* l. 8. c. 1.) Unbedingt tadelhaft sind ausländische, der Eigenthümlichkeit einer Sprache, die sich in ihren grammatischen Gesetzen und Sprachanalogieen zu erkennen giebt, nicht angemessene Beugungen, Verbindungen der Worte, periodische Formen, die sich jedoch nicht selten durch anhaltenden Umgang mit Ausländern, durch Lectüre ausländischer Schriften, durch Uebersetzung derselben, nicht blos in die Sprache des gemeinen Lebens, sondern auch in die Büchersprache und in öffentliche Vorträge Einzelner einschleichen, wie es in unserer deutschen Sprache Gallicismen, Anglicismen, Latinismen, Gräcismen gegeben hat und noch giebt. In diesem Gebiete kann und soll der Purismus (das Streben, die Muttersprache von allem Fremdartigen möglichst zu befreien) die strengste Kritik üben. Nicht ganz in demselben Grade kann dies bei ausländischen Wörtern geschehen. Manichfaltige Ausdrücke, die ursprünglich allerdings einer fremden Sprache angehören, sind schon seit alter Zeit in die Muttersprache übergegangen, und haben sich so geschmeidig in die Formen und Analogieen derselben gefügt, dass man ihnen das erworbene Bürgerrecht niemals streitig gemacht hat, und dass man weder durch ihre Gestalt, noch durch den Ton an etwas Fremdartiges erinnert wird. Wer möchte sich z. B. bedenken, Körper da zu setzen, wo ohne Missverständniss Leib stehen könnte, oder Almosen zu sagen, wo eben so deutlich auch: milde Gabe gesagt

werden könnte? Oder wer denkt bei solchen Substantiven, wie Sack, Nase, und dergl. an ihren fremden Ursprung? Es giebt auch unvermeidliche fremde und fremdklingende Worte, besonders in der historischen Darstellung, oder in dem Gebiete wissenschaftlicher und technischer Ausdrücke, wo man öfters keinen sprachrichtig gebildeten Ausdruck der Muttersprache hat, der im Stande wäre, denselben Gegenstand, oder denselben allgemeinen Begriff vollkommen deutlich, bestimmt und erschöpfend, und ohne weitläufige Umschreibung zu bezeichnen, z. B. Person, Persönlichkeit, Subject und Object, Organisation, Philosophie, Symphonie, Monarchie, Aristokratie, Demokratie, und dergl. Sehr häufig beruht es jedoch nur auf einer Gewöhnung und mechanischen Nachahmung, dass man sich fortwährend auch da des Fremden und Ausländischen bedient, wo die Muttersprache einen passenden und erschöpfenden vaterländischen Ausdruck darbietet. Wäre man früher schon auf dem Wege fortgegangen, den der hochverdiente Luther in seiner Bibelübersetzung betrat, hätte man seine grosse Vorsicht und Sparsamkeit in der Anwendung fremder Ausdrücke nachgeahmt, man würde gewiss in unseren Zeiten weit weniger Fremdlinge in der deutschen Sprache finden. In der Sphäre der eigentlichen Beredsamkeit treten schon darum weniger ausländische Worte der deutschen Sprache auf, als in manchem andern Gebiete der stylistischen Darstellung, weil nicht die streng wissenschaftliche Forschung und gelehrte Speculation, sondern das Allgemeinverständliche und praktisch in das Leben Eingreifende den Inhalt und Gegenstand der Beredsamkeit ausmacht; und der Redner findet auch eine besondere Aufforderung, sich der möglichsten Reinheit des Ausdrucks zu befleissigen, darinn, dass alles Vaterländische in der Regel weit leichter zum ganzen Gemüthe spricht, als das Fremde.

Die Theorie des Styls betrachtet endlich 4) auch die sogenannten Provinzialismen als Verstösse gegen die Reinheit und Richtigkeit der Sprache. Man bezeichnet mit diesem Ausdruck gewisse, einer Provinz des Landes eigenthümliche Worte, oder Wortverbindungen und Beugungen, welche in der Mundart der am meisten gebildeten Provinz des Landes nicht aufgenommen, und daher durch das übereinstimmende Urtheil klassischer Schriftsteller auch aus der Schriftsprache verdrängt worden sind. Für Deutschland ist diese Norm der feinsten Sprachbildung das Hochdeutsche. Was in der Sphäre desselben fremdartig erscheint, sey es auch in manchen Gegenden Deutschlands, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens, noch so bekannt und üblich, das stört in der Regel als Provinzialismus mehr oder weniger die Einheit der Form, und leidet gewöhnlich an irgend einem Gebrechen, an irgend einem Mangel der sprachrichtigen Bildung, oder der Klarheit, oder der Würde, oder des Wohlklanges, der den Grund enthält, warum es nicht in den allgemeinen klassischen Sprachgebrauch aufgenommen wurde. Doch finden sich zuweilen auch solche, bisher als Provinzialismen betrachtete Worte, die nicht nur nicht den mindesten Anstoss geben, sondern sogar gewisse Vorstellungen oder Gedankenverbindungen so passend bezeichnen, dass man ihnen im Hochdeutschen keinen in gleichem Grade zweckmässigen Ausdruck an die Seite setzen könnte; durch diese wird die klassische Sprache wirklich bereichert.

Ausser der grammatischen Richtigkeit und Reinheit der Sprache, die wir bisher betrachteten, verlangt aber auch die vollkommene Verständlichkeit der Darstellung, oder ihre Angemessenheit zu den Forderungen des Erkenntnissvermögens, diejenige durchgängige Richtigkeit des Ausdrucks, welche sich auf die Natur der darzustellenden Vorstellungen bezieht d. h. die Wahl solcher Worte und Wendungen, welche ganz dazu geeignet sind, so-

wohl jede einzelne Vorstellung, als jedes Verhältniss der Vorstellungen, dessen Darstellung beabsichtigt wird, auszudrücken. Das Eine unterscheidet sich genau von dem Andern. Denn, so wie mancher Ausdruck, an sich betrachtet, abgesehen von der ihm gegebenen Form, wohl zu dem Gegenstande passt, der eben jetzt bezeichnet werden soll, aber die Sprachrichtigkeit durch seine grammatisch fehlerhafte oder nicht analogische Form verletzt, so kann dagegen ein vollkommen reiner und sprachrichtiger Ausdruck, in Beziehung auf das, was eben jetzt gesagt werden soll, der Richtigkeit ermangeln. Mannichfaltige Fehler dieser Art haben theils in der Unkunde und Vernachlässigung des Sprachgebrauchs ihren Grund, theils in dem Mangel an Klarheit, an Bestimmtheit, an innerem Zusammenhange des Denkens selbst. Daraus erklärt sich, dass man Worte verwandter Bedeutung, z. B. Affekt und Leidenschaft, Verstand und Vernunft, Frömmigkeit und Tugend als völlig gleichbedeutende ansieht und mit einander verwechselt; dass man nicht selten mit dem Subjekt ein Prädikat verbindet, das der Natur des Subjekts nicht gehörig entspricht z. B. ein wohlwollendes Herz thut Gutes, wo es kann, oder: ein wahrheitliebendes Gemüth redet auch immer die Wahrheit; dass man auf den Vordersatz einen Nachsatz folgen lässt, der nicht zu dem Subjekte des Vordersatzes passt, z. B. diess Bild war so gut getroffen, dass jedermann ihn sogleich erkannte, statt: er war im Bilde so gut getroffen, dass u. s. w.; dass man Partikeln wählt, welche das richtige Verhältniss der Vorstellungen nicht ausdrücken, z. B. einen Satz, der blos zur Erläuterung des eben Gesagten dienen soll, mit aber anfängt, oder einen solchen, der keine Folgerung aus dem Vorhergehenden enthält, durch also, darum, daher, und dergl. anknüpft.

Schon durch die Vermeidung alles dessen, was den Ausdruck zu einem unrichtigen macht, wird die

Deutlichkeit und Bestimmtheit des Styls begründet. Die alten Rhetoren nennen die Deutlichkeit gewöhnlich σαφήνεια τῆς λέξεως, *perspicuitas sermonis*, *plane*, *aperte*, *dilucide dicere*, einen genauen und bestimmten Ausdruck λόγος oder ἐρμηνεία ἀκριβής, *oratio subtilis* oder *acuta*, cfr. *Aristot. τέχνη ῥητορ.* l. 3. c. 12. gegen das Ende, *Hermogenes περὶ ἰδεῶν* l. 1. p. 26. ss. ed. *Sturmii*, *auctor artis rhet. ad Alexandrum* p. 254. ss. ed. *Ald.*, *auctor ad Herenn.* 4, 12. *Cicero de orat.* l. 3. c. 8. c. 10. c. 13. *orator* c. 23. *Quinctil. institt. oratt.* l. 8. c. 2.*). Es kommen jedoch, ausser der Reinheit und Richtigkeit der Sprache, noch manche andere Punkte dabei in Betrachtung.

Deutlich und bestimmt nennen wir die stylistische Darstellung, wenn sie in jeder Hinsicht so beschaffen ist, dass man gerade die Vorstellungen, welche der Darstellende erwecken wollte, ihre Verbindung, und ihr gegenseitiges Verhältniss vollständig, ohne schwankende Ungewissheit, und mit der möglichsten Leichtigkeit zu erkennen und aufzufassen vermag; entgegengesetzt dem unverständlichen oder undeutlichen, dem dunkeln und schweren, dem unbestimmten und schwankenden Ausdruck. Absichtlich rede ich immer von der Deutlichkeit und Bestimmtheit zugleich, denn die vollkommenste Deutlichkeit des Ausdrucks lässt sich ohne Bestimmtheit nicht denken. Einen gewissen Grad der Deutlichkeit können wir zwar schon dann der Darstellung nicht absprechen, wenn sie Vorstellungen in uns hervorbringt, die wir als richtig gedachte

*) Das bekannte *elegantia* und *oratio elegans* umfasst eigentlich die Eigenschaften der Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit, *Auctor ad Herenn.* 4, 12. *Cicero de orat.* l. 3. c. 10. *Quinctil. institt. oratt.* l. 1. c. 8. Doch wird es auch zuweilen auf alles dasjenige übergetragen, was die Alten hauptsächlich zur Anmuth, zum gefälligen Schmuck (*ornatus*) der Rede rechnen. s. *Cicero orator.* c. 39. c. 54.

anzuerkennen und mit einander zu verbinden vermögen. Allein, so lange wir uns durch die Schuld des Darstellenden veranlasst finden können, mit seinen Worten mehr als einen Sinn zu verbinden, und durch die Frage in der Betrachtung gestört werden, ob der Redner oder Schriftsteller das Gesagte ganz allgemein, oder nur theilweise und bedingt, ob er es von der Gattung oder von der Art, in dieser oder in jener Beziehung, eigentlich oder uneigentlich u. s. w. verstanden wissen wollte: so lange fehlt es dem Ausdruck an der nöthigen Bestimmtheit, durch welche die Deutlichkeit erst vollendet wird. Denjenigen Grad der Deutlichkeit, der den Leser und Zuhörer in den Stand setzt, die mit Worten bezeichneten Vorstellungen nicht bloß richtig und vollständig, sondern auch schnell, ohne mühsame Anstrengung aufzufassen und in sich nachzubilden, pflegt man Leichtigkeit der Darstellung, oder Klarheit des Styls zu nennen. Nicht jeder geistigen Individualität steht dieser Grad der Deutlichkeit zu Gebote; und nicht jeder Gegenstand ist einer völlig klaren und leichten Darstellung in gleichem Maasse empfänglich. Ueberhaupt ist die Deutlichkeit in so fern etwas Relatives, in wie fern es in den verschiedenen Bildungsstufen und geistigen Bedürfnissen der Zuhörer und Leser seinen Grund hat, dass eine und dieselbe Darstellung in dem einen Kreise vollkommen aufgefasst wird, während sie einem andern schwer oder dunkel erscheint. Der allgemeine Begriff der Deutlichkeit und Bestimmtheit aber gehört zu den allgemeinen und wesentlichen Anforderungen an jede gute stylistische Darstellung. Auch an den Redner ergeht diese stylistische Forderung in ihrem ganzen Umfange. Und da der mündliche Vortrag des Redners schnell, im Augenblick, aufgefasst und verstanden werden soll, während dem Leser eines schriftlichen vergönnt ist, den nur theilweise verstandenen Satz noch einmal zu lesen, und so in den völligen Sinn desselben einzudringen; so ist der öffentliche

Redner, zumal wo er sich an Ungebildete und Ungelehrte, oder wenigstens an ein gemischtes Publikum wendet, ganz besonders verpflichtet, nach Deutlichkeit und Bestimmtheit, ja nach Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks zu streben. In welchem Umfange diese Forderung ausgesprochen werde, ergibt sich am klarsten, wenn wir die einzelnen stylistischen Unvollkommenheiten selbst genauer betrachten, welche diesen Eigenschaften entgegen stehen, und grossentheils aus einer gewissen Unbestimmtheit oder Dunkelheit der Vorstellungen des Redenden selbst, aber auch aus Mangel an umfassender Kenntniss des Sprachgebrauchs und an Gewandtheit im Ausdruck, zuweilen selbst aus dem irreleitenden Streben nach Eigenthümlichkeit und Neuheit entspringen. Dahin gehört a) der Gebrauch solcher Worte und Ausdrücke, die in dem Kreise der Zuhörer und Leser, für welche unsere Darstellung zunächst bestimmt ist, nicht füglich als bekannte und übliche Ausdrücke vorausgesetzt werden können. Zweckwidrig sind ohne Zweifel, in jedem Vortrage an das Volk oder an ein gemischtes Publikum, diejenigen Worte (*termini technici*), die nur in den Schulen und Verhandlungen der Gelehrten vorkommen, z. B. Subjekt und Objekt, Negativ und Positiv, Princip, Ideal, Harmonie, System u. dergl. Da in die Sphäre der Beredsamkeit, besonders der geistlichen, überhaupt nur solche Wahrheiten, Gedankenverbindungen und Gedankenformen gehören, die allgemein verständlich sind; da die Rede, als Rede, nie in jene Höhen der Abstraktion und Spekulation emporsteigt, für welche dergleichen Terminologien geschaffen sind; so werden Ausdrücke dieser Art schon durch das Materielle und durch den Zweck der Rede grösstentheils ausgeschlossen. Wir läugnen übrigens damit nicht, dass mannichfaltige Ausdrücke allmählig aus der gelehrten Sprache oder Büchersprache in die weiteren Kreise des Lebens übergegangen sind, und daher ohne Bedenken auch gebraucht werden können, z. B. Reli-

gion, Charakter, Ansicht, Vorstellung, Begriff u. s. w. Ein dem genannten ähnlicher Fehler ist b) der Gebrauch allgemein bekannter und üblicher Worte in solchen Bedeutungen, die nicht gewöhnlich, wenigstens denjenigen, an welche sich der schriftliche oder mündliche Vortrag wendet, nicht gehörig bekannt sind, z. B. wenn Einfalt für: Einfachheit, Schlichtheit, Redlichkeit, genommen wird, oder Kirchlichkeit für: äussere Religiosität. c) Eine Kürze des Ausdrucks, welche, ohne die Sprachrichtigkeit zu verletzen, doch für die Zuhörer und Leser, mit denen sich unsere Darstellung zunächst beschäftigt, zu lakonisch ist, indem sie nicht alle die Vorstellungen und Verhältnisse der Vorstellungen wirklich ausdrückt, welche einzeln bezeichnet werden müssen, wenn das Ganze der Periode oder des Satzes vollständig aufgefasst, und so, wie es der Darstellende in seinem Innern dachte, anerkannt werden soll. Hier ist von Gedankenellipsen die Rede, die dem Zuhörer und Leser etwas hinzuzudenken überlassen, wo also eine Vorstellung oder ein Verhältnissbegriff entweder im Ausdruck völlig übergegangen, oder nur so angedeutet, an einen andern wirklich ausgedrückten Gedanken so angeknüpft oder darin eingeschlossen wird, dass er nicht für sich und in seinem ganzen Umfange, in der Sprachdarstellung auftritt. Unbedingt kann dies nicht getadelt werden; es ist dem Schwunge der dichterischen Phantasie, es ist dem Pathos und Feuer der Rede bisweilen so natürlich, dass hier eine grössere Vollständigkeit des Ausdrucks weniger natürlich erscheinen würde (Beispiele werden dies weiter unten erläutern, wo von den Figuren des Ausdrucks die Rede ist). Und die geistige Individualität bildet manchem überhaupt eine Gedrängtheit des Ausdrucks an, die wenigstens für eine gewisse Klasse der Zuhörer und Leser vorzüglich interessant und anziehend ist. So wie aber eine Gedankenellipse da unbedingt fehlerhaft ist, wo nach dem Zusammenhange und nach der Natur der Sache entweder dies oder

jenes hinzugedacht werden kann, so dass selbst der aufmerksame und denkende Zuhörer in einen Zustand der schwankenden Unbestimmtheit nothwendig versetzt werden muss, so entspricht auch nicht jeder Grad der Kürze des Ausdrucks demselben Kreise, derselben Bildungsstufe der Zuhörer. Wenn man z. B. den Satz aufstellt: „die neue Anstalt und Verfassung Jesu Christi schliesst sich genau und innig an die alte,“ so wird jeder denkende Zuhörer ungewiss fragen und zweifeln, ob unter der alten Verfassung der ganze vorchristliche Zustand der Welt überhaupt gemeint, und also mit jenen Worten gesagt werden solle, die neue Anstalt Christi habe den dringenden geistigen Bedürfnissen des vorchristlichen Zustandes abgeholfen? oder ob der Redner die mosaische Religionsanstalt meine, und also behaupte, die neue Anstalt Christi stehe in einem inneren Zusammenhange mit der alttestamentlichen Religionsverfassung? Oder wenn Jean Paul sagt: „du bist viel zu klein, gemeines Leben, für die Trostlosigkeit eines Unsterblichen,“ so versteht der gebildete und denkende Leser gewiss, was der Verfasser damit sagen will, und empfindet die eigenthümliche Kraft, mit welcher der Gedanke in dieser viel-sagenden Kürze auftritt. Ein Vortrag an U n g e - bildete aber, an Menschen der niedern Stände, würde, um den Gedanken allgemein fasslich auszusprechen, den vollständigeren Ausdruck vorziehen müssen: „du bist viel zu klein, gemeines Erden-leben, als dass ein Mensch, der seinen Beruf zur Unsterblichkeit fühlt, über Ungemach des Erden-lebens trostlos trauern sollte.“ Uebrigens kommt auch hier der Unterschied zwischen mündlichen und schriftlichen Vorträgen in Betracht; denn manches vermag der Leser eher und leichter zu ergänzen, als der Zuhörer bei der schnell dahin eilenden mündlich vorgetragenen Rede. d) So wie die Kürze, bald absolut, bald relativ, ein Hinderniss der Deutlichkeit werden kann, so kann auch das Gegentheil, die Weit-

schweifigkeit der Rede, den Vortrag verdunkeln. Indem man die Substantiven mit Prädikaten, die Zeitwörter mit Adverbien, die Hauptsätze mit erklärenden oder beschränkenden Nebensätzen überhäuft, welche zur Klarheit und Kraft des Gedankens nicht wesentlich beitragen, wird die Aufmerksamkeit von dem Hauptgegenstande abgezogen und auf mannichfaltige Nebenvorstellungen hingerrichtet, man hindert die Aufmerksamkeit, man erschwert ihr wenigstens das Geschäft, ihre geistigen Thätigkeiten so zusammenzufassen, dass das Wesentliche in seinem ganzen Umfange mit völliger Klarheit festgehalten wird. e) Mit der Deutlichkeit und Bestimmtheit streitet auch die von dem Darstellenden nicht beabsichtigte Zweideutigkeit oder Vieldeutigkeit, *amphibolia*, *ambiguitas* (s. *Quinctil. institutt. oratt. l. 7. c. 9. l. 8. c. 2.*) Sie entsteht α) aus dem Gebrauch einzelner Ausdrücke und Redensarten, welche, an sich betrachtet, eine doppelte oder mehrfache Deutung gestatten. Es wäre gewiss ein zweideutiger, dem Missverständnisse ausgesetzter Lobspruch, von jemand zu sagen: „er war ein „Mann, der die Wahrheit stets verfolgte, und bei „der Verwaltung mannichfaltiger Berufsgeschäfte alles „übersah.“ Der Satz: „ich erwarte für diese That „nicht die geringste Belohnung“ kann ein völliges Verzichtleisten auf allen und jeden Lohn, aber auch gerade das Gegentheil, einen Anspruch auf vorzügliche Belohnung, ausdrücken. Zweideutigkeit entsteht β) durch Ausdrücke und Worte, welche in einer und derselben Periode in verschiedenem Sinne genommen werden, z. B.: „Ihr werdet ein Ereigniss, das „solche Bewegung hervorbrachte, gewiss mit der gröss- „ten Aufmerksamkeit betrachten; dafür bürgt mir „eure sichtbare Bewegung.“ γ) Nicht selten liegt die Ursache der Zweideutigkeit in der Verbindung und Stellung der Worte. Dies ist namentlich der Fall, wo Personenwörter oder Bestimmungswörter so gesetzt werden, dass man sie, nach dem Zusammen-

hange, auf mehr als ein Subjekt beziehen kann, oder, dass es unentschieden bleibt, ob das Prädikat vom Subjekte in seinem ganzen Umfange, oder nur mit gewissen Einschränkungen gelte, z. B. „dieses Reich, „welches Europa fürchtete.“ „Der Gott, welcher den „Himmel erschaffen hat, welcher die ganze Erde „umgiebt, der sollte die Glückseligkeit einer ganzen „Gattung von Geschöpfen, die so ganz sein Werk ist, „nicht länger als dieses Leben dauern lassen?“ „Gott „hat den Menschen geschaffen zu seiner Glückselig- „keit“, deutlicher: Gott hat den Menschen geschaffen, um ihn wahrhaft zu beglücken. „Die Freuden der „Erde, deren Quelle jedem ohne Unterschied, dem „Reichsten wie dem Aermsten geöffnet ist, sind ein „immerwährendes Zeugniss der göttlichen Liebe.“ Hier fragt sich, ob der Zwischensatz: deren Quelle u. s. w. den Subjektbegriff: Freuden der Erde einschränken, und also das unten Folgende: sind ein immerwährendes Zeugniss u. s. w. zunächst nur von solchen Freuden der Erde, deren Besitz und Genuss von Reichtum und besondern Glücksumständen unabhängig ist, die auch der Arme haben und finden kann, verstanden werden solle? oder ob der Redner jenen Zwischensatz uneingeschränkt auf die Freuden der Erde überhaupt, auf den Gattungsbegriff beziehe, und damit sagen wolle, es sey ein immerwährendes Zeugniss der göttlichen Liebe, dass die Erde allen Klassen und Ständen der Menschen mannichfaltige Freuden und Annehmlichkeiten darbeut? Im ersten Falle könnte dem Ausdruck durch eine kleine Abänderung die nöthige Bestimmtheit gegeben werden: diejenigen Freuden der Erde u. s. w. Im zweiten Falle würden wir richtiger sagen: „die Mannichfaltigkeit und Fülle „der Freuden, welche die Erde allen ihren Bewohnern, „selbst den Armen und Dürftigen darbeut, ist ein immerwährendes Zeugniss göttlicher Liebe.“ Im mündlichen Vortrage könnte hier allerdings, wie öfters, schon durch die Betonung der Zweideutigkeit vorge-

beugt werden, durch das Fallen des Redeaccents auf die (Freuden der Erde). Eben so häufig sind die Dunkelheiten, welche die Häufung oder Stellung des Genitiv veranlasst, z. B. „nichts soll uns scheiden von der Liebe Gottes“ zweideutig, wenn nicht das Vorhergehende deutlich zeigt, ob die Liebe des Menschen zu Gott, oder die Liebe Gottes zu den Menschen verstanden werde. Oder: „der Verlust seines Bruders war gross“ kann, an sich betrachtet, entweder den Verlust bezeichnen, den sein Bruder in irgend einer Hinsicht erlitten, oder den Verlust, den er selbst an seinem Bruder, durch dessen Entfernung, oder Tod, erfahren hat. „Die Beharrlichkeit des Fleisses der Untersuchungen der Völker, welche in diesem Fache Entdeckungen gemacht haben.“ Ist hier die Rede von Untersuchungen Anderer über diese Völker, oder von Untersuchungen, welche diese Völker selbst angestellt haben? Der Mangel an Deutlichkeit und insbesondere an der Bestimmtheit des Styls hat f) nicht selten auch darin seinen Grund, dass man diejenigen Worte und Redensarten nicht gehörig beachtet, welche der herrschende Sprachgebrauch einmal für die Bezeichnung gewisser Vorstellungen entweder einzig und allein, oder doch vorzüglich bestimmt hat; die sogenannten *vocabula* und *verba solennia*. Oft lassen sich Gründe nachweisen, warum man gerade diesen und jenen Ausdruck für gewisse Gegenstände, Begriffe, Gedankenverbindungen andern vorgezogen hat. Man sagt z. B. in bildlicher Rede: „der Faden unseres Lebens schlingt sich durch tausendfache Abwechselungen und Wendungen unserer Schicksale unaufhaltsam fort.“ Warum sagt man nicht: „das Rad unseres Lebens wälzt sich durch tausendfache u. s. w.? Die Vergleichung an sich wäre nicht unpassend; und der griechischen Sprache war der Ausdruck: „Rad des Lebens“ nicht ungewöhnlich. Aber das erstere wird darum vorgezogen, weil das sich fortwälzende Rad die Aufmerksamkeit fast

unwillkürlich nur auf das Geräuschvolle der Thätigkeiten und Veränderungen des Lebens hinrichtet, woran man nicht gerade zunächst oder allein erinnern will, wenn man überhaupt von dem unaufhaltsamen, oft auch leisen und stillen Fortgange der Lebensjahre unter mannichfaltigen Abwechslungen spricht. Wir sagen: die Sonne meines Glücks, oder: der Stern meines Glücks ist aufgegangen, und es ist wohl begreiflich, warum wir, um das Wohlthätige, Erhebende, Belebende einer uns zu Theil gewordenen glücklichen Veränderung anschaulich und lebhaft zu bezeichnen, das grosse Tagsgestirn, die Sonne, oder den Gattungsbegriff: Stern überhaupt, für passender halten, als die Erwähnung des Mondes. Sehr häufig aber lässt sich für solenne Redensarten kein weiterer bestimmender Grund angeben, als, dass sie allmählig, durch lange Gewohnheit, auch bei den besten Schriftstellern, den Platz, den sie vorzugsweise behaupten, erhalten haben. Man sagt z. B. „ich nehme auf etwas Rücksicht,“ nicht: „ich nehme auf etwas Hinsicht,“ ob man gleich eben so häufig sagt: mit Rücksicht, als: mit Hinsicht auf eine Person oder Sache. Oder: „mit Jemand in Verbindung stehen,“ nicht: in Verknüpfung. Oder: „sich an die Stelle eines Andern setzen, sich in seine Lage versetzen,“ nicht: sich in den Zustand eines Andern stellen. Oder (tropisch): „er hat einen sehr guten, fähigen „Kopf,“ nicht: ein gutes, fähiges Haupt. Oder: „Jesus Christus ist das unsichtbare Haupt seiner grossen Gemeinde,“ nicht: er ist der Kopf u. s. w., obgleich das letztere dem griechischen κεφαλή eben so, wie das erstere entspricht. Was der Sprachgebrauch auf diese Art für gewisse Vorstellungen oder Gedankenverbindungen einmal gleichsam geheiligt hat, das pflegt auch der Zuhörer und Leser zu erwarten und darum knüpft sich bei ihm gewöhnlich am leichtesten der deutliche und bestimmte Begriff der Sache. Abweichungen von dem herrschenden Sprachgebrauche

werden nicht nur leicht auffallend, befremdend, und die Aufmerksamkeit störend, sondern hemmen auch eben dadurch öfters die Deutlichkeit und Bestimmtheit eines Satzes; und können nur dann gerechtfertigt werden, wenn diese Eigenschaften des Styls nichts dadurch verlieren, und der Ausdruck in irgend einer andern Hinsicht, an Anschaulichkeit, Lebendigkeit, Würde und Schicklichkeit, dabei gewinnen sollte. Um möglichst bestimmt zu sprechen, vermeiden wir g) zu allgemeine Ausdrücke, welche, anstatt des Besondern und Eigenthümlichen, das eben jetzt bezeichnet werden soll, nur das Allgemeine angeben, in dessen Sphäre dieses Besondere enthalten ist, und solche Worte und Redensarten, welche den Umfang und die Grösse der zu bezeichnenden Vorstellung nicht gehörig erschöpfen, z. B. „es ist die Forderung der Tugend, dass wir uns über die wahre Wohlfahrt unserer Mitbrüder aufrichtig freuen,“ warum nicht bestimmter: es ist eine Forderung der Menschenliebe u. s. w.? Oder: „wir können an Gott nicht lebhaft denken, ohne das innigste Gefühl der Hochachtung und Liebe zu empfinden,“ warum nicht erschöpfender und dem heiligen Gegenstande angemessener: ohne das innigste Gefühl der Ehrfurcht u. s. w.? Der Ausdruck ist immer um so deutlicher und um so bestimmter, je mehr er diese Genauigkeit besitzt, je sorgsamer die Worte und Redensarten gewählt werden, welche in jedem einzelnen Falle ganz und nur die auszudrückenden Vorstellungen darstellen. Auf mannichfaltige Weise endlich hindert h) ein dunkler und schwerfälliger Periodenbau das richtige, leichte, klare, bestimmte Auffassen der darzustellenden Gedanken. Vor allzulangen, künstlich verflochtenen, durch mannichfaltige Participialkonstruktionen erschwerten, mit Parenthesen überladenen Perioden hat sich der angehende Redner oder Schriftsteller um so mehr zu hüten, je leichter diese Verwöhnung entsteht, und je häufiger bald die

eigenthümliche Richtung, welche die Art und Methode des Denkens frühzeitig genommen hat, bald die Lektüre und Nachahmung gewisser Schriftsteller dazu hinführt. Es ergiebt sich übrigens aus den bisherigen Bemerkungen von selbst, dass die Undeutlichkeit und Unbestimmtheit des Ausdrucks, wenn wir den inneren Grund im Subjekte des Darstellenden aufsuchen, theils aus der Dunkelheit und Unbestimmtheit der Vorstellungen selbst entspringt, theils aus dem Mangel an umfassender Kenntniss des Sprachgebrauchs, theils aus dem irreleitenden Streben nach Kunst, und nach dem Scheine auffallender Originalität. Dem Kanzelredner ist, in Hinsicht auf Deutlichkeit und Klarheit der Rede, nichts dringender zu empfehlen, als dass er sich (die schon oben bemerkten Maassregeln vorausgesetzt, die ein veraltetes und wenig bekanntes Wort der lutherischen Uebersetzung zuweilen erfordert) so viel als möglich an den Ausdruck der Bibel halte. Die Sprache unserer heiligen Urkunden; besonders des neuen Testaments, ist und bleibt, im Ganzen genommen, immer die klarste und fasslichste Darstellung religiöser und sittlicher Wahrheiten; und da bei jeder christlichen Gemeinde die Grundlage des Schulunterrichts vorausgesetzt werden kann, der die kindlichen und jugendlichen Gemüther mit der Lehrart und Redeweise der heiligen Schrift bekannt und vertraut macht, so lässt sich auch mit vollem Rechte erwarten, dass die Predigt, auf diese Grundlage fortbauend, durch eine richtige und passende Anwendung biblischer Worte und Redensarten den Zweck der allgemeinen Verständlichkeit am glücklichsten erreichen werde. *)

Mit der Deutlichkeit und Bestimmtheit hängt die gute Ordnung im Ausdruck genau zusammen. Es

*) Treffliche Bemerkungen über die Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, und anschauliche, theils aus den alten Schriftstellern, theils aus Röhr's Kanzelvorträgen entlehnte Erläuterungen enthält Crome, Versuch einer Vervollkommnung der geistlichen Beredsamkeit durch das Studium der alten Klassiker, Hannover, 1825. 8. S. 19. ff.

ist hier nicht von demjenigen die Rede, was durch grammatische Gesetze und durch Gewohnheiten des Sprachgebrauchs in der Aufeinanderfolge der Worte und Redetheile so oder anders bestimmt ist; dies gehört zur Reinheit und Richtigkeit des Styls. Es kann aber, bei grammatischer Richtigkeit der Verbindung und Folge der Worte, dennoch eine Verworrenheit im Ausdruck, ein Mangel an guter Ordnung hervortreten, wenn man die allgemeinen Grundsätze, auf denen die rechte Anordnung und Vertheilung des Materiellen in einem ganzen stylistischen Produkte beruht, nicht auch bei der formellen Bildung einzelner Sätze und Perioden festhält, d. h. wenn nicht auch hier alles Einzelne so zusammengestellt wird, und so auf einander folgt, wie es theils der Natur der Sache, theils dem Zwecke der Darstellung am vollkommensten entspricht. Jede Verletzung und Störung dieser Ordnung giebt dem Verstande des denkenden Zuhörers einen Anstoss, der die Aufmerksamkeit schwächt oder zerstreut, die Theilnahme verweigert, und selbst der weniger gebildete Leser und Zuhörer, der vielleicht nicht im Stande ist, sich selbst vollkommen deutliche Rechenschaft darüber zu geben, in wie fern da oder dort die rechte Ordnung im Ausdruck nicht beachtet worden sey, empfindet doch leicht eine Störung seiner geistigen Thätigkeit, indem der Mangel an Ordnung immer auch irgend eine Dunkelheit und Unbestimmtheit des Ausdrucks zur Folge hat. Dies ist besonders der Fall, wo man in einem Satze präokkupirt, was erst im folgenden Satze, und durch die genaueste Verbindung mit demselben vollkommen klar und deutlich werden kann; oder, was seine rechte Stellung früher hätte, erst nach andern dazwischen liegenden Vorstellungen, in einem angehängten Satze nachträgt, der den Zuhörer und Leser, wenn es recht verstanden werden soll, auf das Frühere zurückzukehren nöthigt; oder in der logischen Stellung der einzelnen Theile des Nachsatzes die in dem Vordersatz beobachtete Ordnung, welcher der

Nachsatz entsprechen sollte, nicht beachtet; oder die wichtigere Vorstellung nicht durch die Anordnung der Worte selbst so hervorhebt, wie sie hervorgehoben werden sollte. Man betrachte z. B. folgende Stelle: „Noch immer sind uns dieselben klaren und herrlichen „Beweise und Zeugnisse für die Wahrheit und Göttlichkeit des Evangelium gegeben, welche die ersten „Jünger des Herrn, und ihre ersten Gemeinden ihres „Glaubens gewiss machten, und mit hoher Begeisterung erfüllten. Woher kommt es also, dass wir den „noch so viele Christen in unserer Mitte finden, denen „bei aller Kenntniss der evangelischen Wahrheit die „rechte Zuversicht, die Wärme, die Innigkeit des „Glaubens an Christum fehlt? Wir haben sogar vor „jenen ersten Christen das Eigenthümliche voraus, dass „wir auf eine lange Reihe von achtzehn Jahrhunderten „zurückschauen, in denen der heilige Geist des Christenthums seine weiterlösende Kraft auf Erden offenbart hat. Lasst es uns nur gestehen, es ist noch immer derselbe inwendige Feind vorhanden, der unter „den jüdischen Zeitgenossen Jesu viele Gemüther verblendete, und gegen die neu hervortretende Wahrheit selbst erbitterte — der Mangel an wahrer Achtung „und Liebe für das Wahre und Rechte und Gute „überhaupt.“ Der dritte in dieser Reihe von Sätzen: Wir haben sogar u. s. w. stört offenbar, an dieser Stelle, den strengen Zusammenhang des Denkens, denn er gehört noch mit zu jener im ersten Satze: Noch immer sind uns u. s. w. befindlichen Angabe des Grundes, warum es wohl befremdend scheinen müsse, dass so viele unter den gegenwärtigen Bekennern des Evangelium lau und gleichgültig gegen die christliche Lehre und Anstalt sind. Unmittelbar nach den letzten Worten des ersten Satzes: und mit hoher Begeisterung erfüllten, würde dieser: Wir haben sogar vor jenen ersten Christen u. s. w. seine rechte Stellung finden, — dann erst der folgende Satz: Woher kommt es also, dass u. s. w., an den sich nachher die Antwort: lasst

es uns nur gestehen u. s. w. unmittelbar am natürlichsten anschliesst. Oder: „Wenn die christliche Religion im Stande ist, uns die vollkommensten Aufklärungen über die wichtigsten Angelegenheiten unseres Daseyns zu ertheilen, für wahre Besserung und Tugend am kräftigsten zu ermuthigen und zu stärken, über die Unvollkommenheiten und Leiden des Lebens am wirksamsten zu beruhigen; wie heilig sind wir dadurch, als ihre Bekenner, verpflichtet, den Tröstungen dieser Religion unser Herz zu öffnen, an unserer Besserung thätig zu arbeiten, nach wahrer christlicher Weisheit und Erkenntniss unermüdet zu streben!“ Die Aufeinanderfolge der einzelnen Glieder des Vordersatzes würde hier offenbar im Nachsatze die umgekehrte Ordnung fordern. Oder: „es ist entschiedene Wahrheit, dass uns in den vielfachen Kämpfen mit Leiden des Lebens der religiöse Glaube am kräftigsten trägt und hält.“ Der Gedanke ist richtig und verständlich ausgedrückt. Wollte man aber im Zusammenhange der Rede die Aufmerksamkeit der Leser und Zuhörer vorzüglich darauf hinrichten, dass nichts im Stande sey, uns in dem Grade über Leiden des Lebens zu erheben, wie es der religiöse Glaube vermag; so wäre unstreitig folgende Anordnung des Satzes zweckmässiger: „der religiöse Glaube ist es, dies bleibt entschiedene Wahrheit, der uns am kräftigsten in den vielfachen Kämpfen mit den Leiden des Lebens hält und trägt.“ An andern Orten wird aus demselben Grunde diejenige Vorstellung, auf welche die Aufmerksamkeit besonders fixirt werden soll (wenn es die grammatische Konstruktion erlaubt), zuletzt gestellt. Vergl. *Quinctil. institt. oratt.* l. 9. c. 4. §. 29.

Es ist schon oben, bei der Betrachtung der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Rede, bemerkt worden, wie man eben sowohl durch fehlerhafte Kürze als durch weit-schweifige Darstellung den Vortrag verdunkeln könne. Aber die rechte zweckmässige Kürze, Präcision des

Ausdrucks, muss nothwendig, in verschiedener Beziehung, als eine allgemeine Eigenschaft des guten Styls, die sich zunächst dem Erkenntnissvermögen ankündigt, noch besonders erörtert werden. Der Ausdruck besitzt diese Vollkommenheit, wenn er alles dasjenige vermeidet, was in Hinsicht auf die Natur der Sache, den gegenwärtigen Zweck, die Beschaffenheit der Zuhörer und Leser, unnöthig und überflüssig in der Darstellung erscheint (*brevitas, oratio pressa, circumcisa, τὸ συντομόν, Auctor ad Herenn. 4, 54. Quintil. institt. oratt. l. 4. c. 2. §. 42. Demetrius de elocut. §. 103. Longinus περὶ ὕψους c. 42.*). Wo sie fehlt, ist der Ausdruck weitschweifig, gedehnt, schleppend (*μακρολογία* und *πλεονασμός*, s. *Quintil. institt. oratt. l. 8. c. 3.*). Es sind zunächst die gerechten Anforderungen des Erkenntnissvermögens an die stylistische Darstellung, welche die Präcision in diesem Sinne auch von dem Redner verlangen; weil das Erkenntnissvermögen überall Anstoss findet, wo ein Missverhältniss zwischen Mittel und Endzweck erscheint, und eine Störung der rechten nach einem bestimmten Ziele strebenden geistigen Thätigkeit eintritt, und weil der Mangel an Präcision, wie ich oben bemerkte, nicht selten Undeutlichkeit und Unbestimmtheit des Ausdrucks zur Folge hat. Es ist aber auch Thatsache der Erfahrung, dass ein Gedanke, je mehr sich die möglichste Sparsamkeit in dem Gebrauch der äusseren Zeichen der Vorstellungen mit Deutlichkeit vereinigt, um so leichter in seiner eigenthümlichen Kraft von dem ganzen Gemüthe empfunden wird; während dagegen der weitschweifige, gedehnte, schleppende Ausdruck die Kraft des Gedankens schwächt. In so fern hängt die Präcision auch mit der Lebendigkeit des Styls zusammen, die im Folgenden besonders betrachtet werden soll. Zu den verschiedenen Arten der Mängel und Fehler, welche dieser Eigenschaft entgegenstehen, gehören 1) überflüssige Sylben, die weder zur Deutlichkeit und Be-

stimmtheit des Sinnes, noch zur Würde, noch zum Wohlklange beitragen können (grösstentheils schon durch die Beobachtung der Sprachrichtigkeit und Reinheit ausgeschlossen), z. B. geruhig statt ruhig, dahingegen statt hingegen, gedenken statt denken, Auferziehung statt Erziehung, elendlich, gnädiglich u. dergl. 2) Pleonasmen, überflüssige Wörter, wodurch man ohne hinreichenden Grund eine Vorstellung, die schon in einer andern deutlich bezeichneten nothwendig liegt, und mit ihr gedacht werden muss, noch besonders bezeichnet, z. B. „die nasse Quelle, welche den Wanderer labt,“ oder: „sie kehrten wieder zu der nämlichen Stadt zurück, von welcher sie hergekommen waren,“ oder: „auch ich werde es thun, wenn ich eine gute Gelegenheit bei der Hand haben werde.“ Ganz anderer Art sind diejenigen Fälle, wo ein besonderer Nachdruck in dem scheinbaren Pleonasmus liegt, z. B. „wir haben es mit unsern Augen gesehen, mit unsern Ohren gehört“ 3) Tautologien, die entweder in einzelnen Worten liegen, welche die auf andere Art schon bezeichnete Vorstellung noch einmal ganz wiederholen, z. B. „meines Vaters sein Haus,“ oder: „es ist ihm gelungen, sich die allgemeine Liebe und Achtung aller Menschen zu erwerben,“ oder in Sätzen, welche dieselbe Hauptvorstellung, und dieselbe Verbindung der Vorstellungen, ohne hinreichenden Grund, mit andern Worten erneuern, z. B. „der Frühling ist verschwunden, er ist verblüht, er ist für uns nicht mehr,“ oder: „das Christenthum hat uns von banger Furcht des Todes erlöst, und uns gegen alle Kleinmuth und Verzagtheit bei dem Gedanken an die Gräber mit mächtigen Waffen ausgerüstet.“

Angehende Redner, bei denen die intellektuelle Bildung des Geistes durch Reichthum und Mannichfaltigkeit der Gedanken noch nicht völlig gleichen Schritt gehalten hat mit einer gewissen, durch Umgang und Lektüre erworbenen Gewandtheit des Ausdrucks, sind

am meisten in Gefahr, tautologisch zu werden, und gefallen sich nur zu leicht in leeren und müssigen Deklamationen. Vorzüglich leicht pflegt der tautologische Ausdruck durch die Häufung synonymen Worte zu entstehen. Obgleich die Sprachforscher mit Recht bezweifeln, dass es in einer und derselben ausgebildeten Sprache Synonymen in der strengsten Bedeutung gebe, d. h. Worte, deren Bedeutungen einander völlig gleich stehen sollten, so dass gar kein Unterschied hervortrete, und das eine allenthalben, auch bei der genauesten und bestimmtesten Art zu reden, vollkommen für das andere gesetzt werden könnte: so giebt es doch unzählige Synonymen im gewöhnlichen Sinne des Ausdrucks, d. h. Worte, die einander in Hinsicht der Bedeutung so genau verwandt und so ähnlich sind, dass ihre Verschiedenheit in der Regel, ohne besondere Nachforschung, nicht bemerkt zu werden pflegt. Sie kommen in einer Sprache um so häufiger zum Vorschein, je reger das geistige Leben in einem Volke ist; sie entstehen theils durch das frühzeitige Uebertragen solcher Ausdrücke, die ursprünglich sinnliche Gegenstände bezeichneten, auf übersinnliche, für welche späterhin eigene Bezeichnungen entstanden, theils durch das Bestreben, das innere Leben so umfassend als möglich auszudrücken, und auch solche Verschiedenheiten in den Verhältnissen der Vorstellungen, und in den Gemüthszuständen, welche das Wesen der Sache nicht verändern, auf irgend eine Weise anschaulich zu machen; sie werden besonders begünstigt und vermehrt durch den bildenden Umgang, den eine Nation mit andern Völkern hat, durch die Kenntniss und das Studium fremder Sprachen, durch sprachbereichernde Uebersetzungen der Werke ausländischer Litteratur. Der wissenschaftliche Sprachforscher ist immer bemüht, die Grenzlinien der Bedeutungen sinnverwandter Worte theils durch die verschiedene Abstammung derselben, theils aus dem Sprachgebrauche der besten Schriftsteller der Nation (wo er besonders

die Verschiedenheit des Zusammenhanges, in welchem solche Worte vorkommen, beachtet) nachzuweisen. Oft fallen sie dem prüfenden Forscher leicht in die Augen; oft aber sind sie auch so verborgen, so zart, dass sie kaum der feinste und geübteste Sprachkenner bemerkt; je nachdem es entweder blos der entferntere, oder der nächste höhere Begriff ist, den die Synonymen mit einander gemein haben. So nennen wir z. B. die Zeitwörter: verstehen, begreifen, einsehen; in so fern synonym, in wie fern sie sämmtlich von demjenigen gebraucht werden, der sich von etwas eine deutliche Vorstellung macht. Aber ein Unterschied liegt darin, dass Verstehen diesen Begriff ohne weitere genauere Bestimmung ausdrückt, und besonders von dem gesagt wird, der den Sinn, einer Rede, oder die Bedeutung eines Zeichens im Allgemeinen erkennt, wenigstens zu erkennen glaubt (daher auch recht verstehen und falsch verstehen unterschieden, niemals aber gesagt wird: etwas falsch begreifen, oder: falsch einsehen); während dagegen Begreifen ein solches Verstehen anzeigt, das mit dem klaren Bewusstsein verknüpft ist, den eigenthümlichen Grund der Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit einer Sache wirklich erkannt zu haben, so wie Einsehen (etymologisch: in das Innere von einem Gegenstande sehen) ein Verstehen ausdrückt, das eine richtige und deutliche Erkenntniss von der inneren Natur und dem Wesen der Sache in sich fasst. Seele und Geist beziehen sich gemeinschaftlich auf dasjenige in der menschlichen Natur, was wir, nach einer allgemein anerkannten Thatsache unseres Bewusstseyns von unserem Körper unterscheiden. Aber der genauere philosophische Sprachgebrauch denkt bei dem Worte: Geist, immer nur an die erhabensten Kräfte der menschlichen Natur, welche den Menschen am bestimmtesten von allen andern lebendigen und empfindenden Wesen des Erdbodens unterscheiden, und, un-

serer wahren Bestimmung gemäss, die Oberherrschaft in uns erringen und behaupten sollen, die Denkkraft (insbesondere die Vernunft), die sittliche Freiheit des Willens, das sittliche Gefühl, während dagegen Seele auch auf die niederen Kräfte, Neigungen und Triebe, deren Wirksamkeit mit körperlichen und sinnlichen Eindrücken und Zuständen zunächst zusammenhängt, bezogen, ja nicht selten, wo man absichtlich Seele und Geist zugleich erwähnt und unterscheidet, blos von den letzteren verstanden wird (daher man auch den Thieren, in so fern sie ein sinnliches Wahrnehmungsvermögen haben, und nicht selten eine auffallende Erinnerungskraft äussern, eine Seele, oder wenigstens ein *Analogon* der Seele, aber niemals Geist zuschreibt). Die Substantiven: Kräfte, Anlagen, Fähigkeiten, bezeichnen gemeinschaftlich dasjenige in uns selbst Liegende, uns von Natur Gegebene, wodurch wir zu gewissen Verrichtungen und Thätigkeiten, körperlicher oder geistiger Art, in den Stand gesetzt werden. Aber: Kräfte, ist der umfassendere Ausdruck, und bezieht sich auf die geistige, wie auf die körperliche Natur, auf das noch gar nicht Entwickelte, wie auf das in einem gewissen Grade Ausgebildete und wirksam Gewordene, während dagegen Fähigkeit bestimmter an das Geistige erinnert, und Anlage die Nebenvorstellung bezeichnet, dass jenes in uns Liegende und Vorhandene erst ausgebildet und geübt werden müsse, um zu leisten, was damit geleistet werden soll. Je feiner die besondern Modifikationen der Hauptvorstellung sind, durch welche sich synonyme Bezeichnungen derselben unterscheiden, desto weniger pflegt man im gewöhnlichen Gebrauch diese Verschiedenheit wahrzunehmen. Und, da sie einander so nahe liegen, dass der eine Ausdruck leicht unwillkürlich an den andern erinnert, so wird daraus begreiflich, warum man sich leicht gewöhnt, synonyme Ausdrücke auch da zusammenzustellen, und so in offenbare Tautologien zu gerathen, wo man sich einer bestimmten Verschiedenheit

derselben (in dem Umfange und der Modifikation der Bedeutung) nicht deutlich bewusst ist, und wo in dem Zweck des stylistischen Abschnittes oder der einzelnen Periode kein hinreichender Grund vorhanden ist, um das Eigenthümliche, wodurch sich der eine synonyme Ausdruck von dem andern unterscheidet, besonders hervorzuheben. Wie tautologisch wäre z. B. der Satz: „es ist das Zeichen eines wahren, ächten, „aufrichtigen Verehrers der Religion, wenn ihm „jede Gelegenheit, religiöse Empfindungen und „Gefühle in seinem Innern anzuregen, zu „erwecken, lebendig und wirksam zu machen, lieb, werth und theuer ist!“ Wo es dagegen darauf ankommt, einen etwas dunkeln Ausdruck, der sich doch wegen der Beziehung auf das Vorhergehende oder Nachfolgende nicht vermeiden lässt, durch einen beigefügten synonymen zu erklären, oder, wo überhaupt die Vollständigkeit, die Klarheit, die Kraft des ganzen Gedankens dadurch gewinnt, dass eine und dieselbe Vorstellung von etwas verschiedenen Seiten, mit gewissen Nebenvorstellungen, in mehreren zusammengestellten Bezeichnungen desselben Gegenstandes erscheine, und vielleicht noch überdies der Periodenbau dadurch abgerundeter und volltönender wird, da kann auch der Gebrauch synonyme Worte keinen Tadel verdienen. Niemand wird z. B. den Satz tautologisch nennen: „Jeder Mensch, der seinen wahren Adel, seine geistige Würde fühlt, hat auch ein „lebhaftes Verlangen, seinen Kenntnissen immer weiteren Umfang, seinen Einsichten immer grössere „Tiefe, seinen Ueberzeugungen immer mehr Festigkeit „zu geben, und mit jedem Tage weiser, besser und „frömmere zu werden.“ Denn, man kann sich in der Mannichfaltigkeit der Kenntnisse ausbreiten, ohne darum auch gründlicher in dem, was man weiss, zu werden, ohne an eigentlicher Einsicht zu gewinnen, und durch den Ausdruck: fromm, soll das Besserwerden noch specieller als ein solches bezeichnet wer-

den, dem der religiöse Sinn und Glaube durchaus zum Grunde liegt. Vergl. über die Synonymen Kosmann, Theorie des deutschen Styls, 2 Th. S. 151. ff. Reinbek, Handbuch der Sprachwissenschaft, 1. Bd. 2. Abtheilung, S. 112. ff. Pölitz, allgemeine teutsche Sprachkunde. S. 131. ff., und das klassische Werk von Eberhard: Versuch einer allgemeinen teutschen Synonymik, 6 Theile, Halle und Leipzig, 1795 bis 1802. Wenn wir übrigens die oben bemerkte Wiederholung derselben Hauptvorstellung oder derselben Gedankenverbindung in einem nachfolgenden Satze oder Theile des Satzes allerdings die auffallendste Tautologie nennen; so trifft doch dieser Vorwurf den Redner oder Schriftsteller nicht, der einen kurzen, wichtigen, in wenig Zeichen viel zusammendrängenden Satz noch einmal wiederholt, um die Leser oder Zuhörer dabei festzuhalten, und ihre Aufmerksamkeit auf den wichtigen Inhalt desselben zu fixiren z. B. „Können wir die Veränderung des Todes mit einem schöneren und erhabeneren Ausdrucke bezeichnen, als, wenn wir ihn Wiedergeburt zu einem besseren Daseyn nennen? Ja, Wiedergeburt zu einem höheren Leben, — denn aus den Fesseln dieses irdischen Körpers und aus den Beschränkungen der Gegenwart schwingt sich die Seele zu einer helleren Erkenntniss der Wahrheit und freieren Wirksamkeit empor, u. s. w.“ Es streitet 4) mit der Präcision, solche Konstruktionen und Redensarten anzuwenden, die ohne den mindesten Nachtheil für die Deutlichkeit und Bestimmtheit, oder für den Wohlklang des Styls, mit kürzeren vertauscht werden könnten, z. B. „einen Baum der Blätter berauben“ (kürzer: entblättern), oder: „ich hoffe mit Ihnen bald darüber eine Unterredung haben zu können,“ statt: ich hoffe mich mit Ihnen bald darüber zu besprechen. Der Ausdruck leidet dann an der übergrossen Wortfülle, die zwar nicht ein und dasselbe, wie Pleonasmen und

Tautologien, ganz oder theilweise wiederholt, aber den Gedanken mehr auseinanderlegt und erweitert, und die geistige Thätigkeit des Zuhörers oder Lesers länger dabei verweilen lässt, als nöthig ist. Dahin gehört auch 5) das unnöthige Umschreiben, das Ueberladen der Substantiven oder Zeitwörter mit Epitheten, das Verbinden der Hauptvorstellung mit solchen Nebenvorstellungen, deren Ausdruck zu dem gegenwärtigen Zwecke der Darstellung nichts beiträgt. Passende Umschreibungen, anschauliche und den Gegenstand mit einer gewissen Kraft bezeichnende Beiwörter, alle diejenigen stylistischen Wendungen und Formen überhaupt, die eine Vorstellung ausbilden und erweitern, erhöhen und fördern zwar, in gewissen Grenzen gehalten, die Anschaulichkeit, die Mannichfaltigkeit, die Lebendigkeit der Darstellung; wir werden in der Lehre vom figürlichen Ausdruck noch einmal darauf zurückkommen. So wie sie aber ihre eigenthümliche Kraft verlieren, wenn der Gebrauch derselben Umschreibungen und Epitheten fast immer wiederkehrt, so macht die Gewohnheit, auch da zu umschreiben, Beiwörter zu häufen, Vorstellungen zu erweitern, Gegenstände auszumalen, wo man keinen hinreichenden Grund in dem gegenwärtigen Zwecke der Darstellung, und in dem dadurch bestimmten Gemüthszustande des Redners bemerkt, den ganzen Ausdruck, weitschweifig und schleppend; statt der einfachen, hinreichenden, bei grösserer Kürze kräftigeren Bezeichnung des Gedankens vernimmt man dann nicht selten einen leeren Schwall wenig bedeutender oder nichts sagender Worte, den nur der verdorbenste Geschmack Beredsamkeit nennen könnte; und der Darstellende giebt dadurch zu erkennen, dass er entweder von einer Einbildungskraft beherrscht werde, welcher das leitende Urtheil nicht zur Seite steht, oder absichtlich nach einem täuschenden Scheine der Beredsamkeit hasche, oder sich durch die Neigung ver-

wöhnt habe, immer gerade dasjenige, was er eben jetzt gehört, gesehen, gelesen hat, in seinen Vortrag einzuweben und gleichsam zur Schau zu tragen. *) Als Beispiel betrachte man nur den Satz: „Auch die blühendste Gesundheit welkt oft schnell dahin, gleich der vom Strahl der Sonne, wie sie am Mittag glüht, im heissen Sommer versengten Rose.“ Kürzer und besser: „gleich der vom Strahl der Mittagssonne versengten Rose.“ Oder: „Wenn wir zu ihm emporsehen, von dem, in dem, und durch den alle Dinge sind, wenn wir den Geist zu dem Unendlichen und Allwaltenden erheben, dem Schöpfer des leuchtenden Mondes, der flammenden Sonne, der funkelnden Sterne, der grossen, weiten, im grünen Teppich, und reizendsten Spiel der Farben prangenden Erde; wie nehmen da alle Vorstellungen unseres erkennenden Geistes und alle Gefühle unseres bewegten Herzens eine höhere und freiere Richtung!“ Besser, ohne diese Ueberladungen: „Wenn wir den Geist zu ihm, dem Unendlichen, Allwaltenden, erheben, dem Schöpfer der leuchtenden Welten über uns und unserer reichgeschmückten Erde, wie nehmen da alle unsere Vorstellungen und Gefühle eine höhere und freiere Richtung!“ Oder: „Wie der Mörder, den seine Geldgier antrieb, einen unschuldigen, sorglosen Reisenden zu erschlagen, ängstlich zittert, bei jedem, dem er begegnet, aus Furcht, dass er ein Zeuge seiner Schandthat sey, und nicht ihn anzublicken wagt.“ Besser, ohne jene ausmalende Erweiterung, die in dem Endzweck dieses Satzes, nur auf den scheuen Blick des Verbrechers hinzuweisen, keinen zureichenden Grund hatte: „Wie der Mörder vor jedem Auge, das ihn frei anblickt, verwirrt zum Boden schaut.“ In so fern nun die Präcision in der Vermeidung der genannten Fehler besteht, muss jede gute stylistische Darstellung

*) Vergl. Crome, Abhandlung über die Bestimmung der Grenzen für den Ideen-Umfang einer Predigt, und Tzschirner, Magazin für christliche Prediger. 2. B. 1. St. S. 17. ff.

diese Eigenschaft besitzen. Es giebt aber auch eine Gedrängtheit der Sprache, welche über die gewöhnliche, als allgemeine Eigenschaft des guten Styls betrachtete Präcision hinausgeht, und sich dadurch charakterisirt, dass man andern Ausdrücken und Wendungen, mit welchen eine Vorstellung ohne Weit-schweifigkeit bezeichnet werden könnte, diejenige vorzieht, die mit dem geringsten Aufwande von Zeichen so viel als möglich ausdrückt. Diese, in der geistigen Individualität des Darstellenden zunächst begründete Eigenthümlichkeit, die Gedrängtheit des Styls, vermag nicht selten auch in den Produkten der eigentlichen Beredsamkeit viel. Denn sie verdoppelt die Kraft der Vorstellungen, und befördert den lebendigen Gang der Handlung, indem mit den Vorstellungen selbst auch ihre Eindrücke auf das menschliche Gemüth in kürzere Zeitmomente zusammengedrängt werden. *) Vergl. als erläuterndes Beispiel *Gregorius Nazianzenus* Rede auf das Geburtsfest des Erlösers (*edit. Colon. 1690. T. II.*) übersetzt mit Anmerkungen von M. Hänsel in *Tzschirner's Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers* 6. B. 2. St. Leipzig, 1817. S. 128. ff. „Christus wird geboren, rühmet! Christus „vom Himmel; eilet entgegen! Christus auf der Erde; „erhebt euch! Singet dem Herrn alle Lande und (dass ich „beides zusammenfasse) es sollen sich freuen die Him- „mel und frohlocken die Erde um des Himmlischen wil- „len, der ein Irdischer wurde. Christus im Fleische; mit „Zittern und Freude frohlocket! Mit Zittern um der „Sünde, mit Freude um der Hoffnung willen. Christus „von einer Jungfrau; ihr Weiber, führt jungfräulichen „Wandel, dass ihr Christi Mütter werdet. Wer fällt „nicht anbetend nieder vor dem, der im Anfang war?

*) Vergl. *Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 3. p. 92. 93. T. II. ed. Wolf. Huic subjacet virtus non solum aperte ponendi rem ante oculos, sed circumcise atque velociter. Ac merito laudatur brevitás integra, sed ea minus praestat, quoties nihil dicit, nisi quod necesse est (βραχυλογία vocant, quae reddetur inter schemata), est vero pulcherrima, cum plura paucis complectitur etc.*

„wer rühmet nicht den Letzten? Wiederum wird das
 „Dunkel zerstreut, wiederum das Licht geschaffen. Wie-
 „derum wird Egypten mit Finsterniss gestraft, wiederum
 „Israel mit der Feuersäule erleuchtet. Das Volk, das im
 „Dunkel der Unwissenheit sitzt, soll ein grosses Licht
 „der Erkenntniss schauen. Das Alte ist vorübergegan-
 „gen, siehe, es ist alles neu geworden. Der Buchstabe
 „weicht; der Geist erlangt Gewalt. Die Schatten lau-
 „fen vorüber, die Wahrheit tritt herein. Melchisedek
 „wird vollständig; der Mutterlose wird ein Vaterloser,
 „mutterlos zuerst, vaterlos das zweitemal. Die Gesetze der
 „Natur werden aufgehoben. Die höhere Welt muss sich
 „füllen. u. s. w.“ Bisweilen wird Gregor bei dieser erhaben-
 nen Gedrängtheit seiner Sprache allerdings dunkel, wie in
 der Stelle: Melchisedek wird vollständig u. s. w., die in der
 Anmerkung zu der angeführten Uebersetzung richtig so
 erklärt wird: vor Jesu Menschwerdung passt der Ty-
 pus des Melchisedek, des ἀπάτωρ und ἀμήτωρ (Brief
 an die Hebräer 7, 3.), nur zur Hälfte auf Jesum: bis
 dahin war er blos ein Mutterloser; seit seiner Mensch-
 werdung ist er nun auch ein Vaterloser, und so ist er
 nun ganz Melchisedek. Ein anderes Beispiel sey fol-
 gende Stelle aus Ancillon's Predigten (drey Predig-
 ten von Friedrich Ancillon aus dem Französischen
 übersetzt in Bail Archiv für die Pastoral - Wissen-
 schaft. 1. Theil, Züllichau und Freistadt, 1819. S. 139.
 wo von inneren Hinweisungen des menschlichen Gei-
 stes und Herzens auf ein künftiges Leben die Rede
 ist): „Mitten unter den unvollständigen, ungenügen-
 „den und vergänglichen Dingen, aus denen unser
 „ermes Daseyn besteht, haben wir den Begriff eines
 „Glückes, das da vollständig ist, und ungenügend,
 „und unzerstörbar; wir werden nicht müde, dieses
 „Glück zu suchen, und wieder zu suchen; und wir
 „sind nicht befriedigt durch das, was wir erhalten,
 „gleich als wüssten wir von einem Bessern, als wären
 „wir eines höheren Besitzes sicher. Und dieses nie
 „gesättigte Verlangen, diese hohen Anforderungen sind

„kein Beweiss der Schwachheit, sie sind ein Zeugniß
 „der Grösse; sie finden sich nur darum im Staube, weil
 „diesen Leib von Staub ein Funke göttlichen Feuers be-
 „seelt, ein unsterbliches Wesen, das in einer Verachtung
 „und in einem Stolz Ursprung und Bestimmung kund-
 „giebt. Endlich verkündigt das Gewissen einen Gott, die-
 „ses Gesetz ist das Werk eines gerechten, heiligen Ge-
 „setzgebers, und unter dem Scepter dieses Gesetzgebers
 „muss die Tugend das verdiente Glück, das Laster das
 „verdiente Unglück finden. Des Glückes und des Ver-
 „brechens anstössiger Verein, der Tugend und des
 „Glückes anstössige Trennung klagen nur zu oft die
 „Vorsehung bei den Menschen an, machen das Laster
 „kühn, die Rechtschaffenheit muthlos, und sind ein
 „scheinbarer Einwand gegen die Gewissheit des Sitten-
 „gesetzes selbst. Allein, so oft das Laster auf einem
 „Throne triumphirt, und die unterdrückte Unschuld
 „in Banden liegt, wenden Aller Augen sich auf Gott,
 „als den Rächer, der endlich einmal seine Gnade nach
 „dem Maassstabe des Verdienstes austheilen wird; so
 „verkündigt dann das Herz die Unsterblichkeit, auf
 „dass der Himmel gerechtfertigt dasteht.“ Aus den al-
 ten Klassikern vergl. besonders die Thucydidei-
 schen Reden in *Livius histor.* l. 3. c. 67. und *Sal-*
lustius bellum Catilinarium c. 20. *ni virtus fides-*
que vestra etc. Man darf jedoch nicht übersehen, dass
 die Gedrängtheit in einem Produkte der eigentlichen
 Beredsamkeit nicht in demselben Grade statt finden
 könne, in welchem sie oft die prosaische Schreibart in
 der höheren Sphäre, besonders bei dem systematischen
 Vortrage einer Wissenschaft, auszeichnet. Denn die
 eigentliche Prosa hat immer zunächst den Zweck der
 Belehrung im Auge *), und berücksichtigt die Thätig-
 keit der Phantasie nur in so weit, als der Zweck der
 Belehrung selbst durch die Anschaulichkeit gefördert

*) S. die philosophische und religiöse Begründung der Rhetorik:
 S. 60. ff.

werden soll. Da hingegen die Rede nicht bloß belehren, da sie das Erkenntnißvermögen, die Einbildungskraft, das Gefühl harmonisch beschäftigen will, damit der Wille in Thätigkeit gesetzt, und das ganze Gemüth für einen Gegenstand gewonnen werde; so liebt sie auch immer eine etwas reichere Fülle der Darstellung, und selbst diejenigen, welche vermöge ihrer ganzen geistigen Subjektivität zur Präcision des Ausdrucks besonders geneigt und gestimmt sind, werden doch immer, wo sie als Redner, zumal für das Volk, oder für ein gemischtes Publikum auftreten, wenn sie die Sphäre der rednerischen Thätigkeit wirklich festhalten, nicht in derselben Gedrängtheit reden, wie in einer bloß belehrenden wissenschaftlichen Abhandlung. — Ueber die ganze hier behandelte Materie vgl. die geistvollen Bemerkungen von Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik. 2. Abtheilung. S. 274.

Dritter Abschnitt.

Diejenigen Eigenschaften des guten Styls, die sich zunächst auf die Ansprüche der Einbildungskraft und Phantasie, des Gefühls, der feineren Sinnlichkeit beziehen, oder zu den verschiedenen geistigen Vermögen in gleichem Verhältnisse stehen, mit specieller Hinsicht auf den Charakter der Beredsamkeit, besonders der geistlichen, betrachtet.

Der Redner bringt durch die Darstellung seiner Vorstellungen gewisse Eindrücke auf das innere Leben der Zuhörer hervor, erweckt in ihnen bestimmte Vorstellungen, fordert sie zum Urtheilen und Betrachten auf, bringt sie nicht selten zur Selbsterkenntniß in Hinsicht eines Irrthums oder Fehlers, erregt Gefühle und Neigungen in ihrer Seele, die, in Verbindung mit

klar gedachten überzeugenden Gründen, entscheidenden Einfluss auf die Bestimmung des Willens gewinnen. Aber die Zuhörer wirken auch auf den Redner; denn er denkt sich schon bei dem Ausarbeiten des Vortrags lebhaft in den Kreis seiner Zuhörer hinein, er vergegenwärtigt sich, so weit ihn seine allgemeine Kenntniss der Menschen, und die besondere Kenntniss von der geistigen Bildung seiner Zuhörer führt, ihre Vorstellungen und Ansichten, ihre Stimmungen und Neigungen, ihre Einwürfe und Zweifel, und lässt seine eigene Thätigkeit in der Wahl, Verknüpfung, Gestaltung der darzustellenden Vorstellungen auf mannichfaltige Art durch diese Rücksicht bestimmt werden. *) Dieses innere Leben im Gemüthe des Redners und der Zuhörer äussert sich hauptsächlich durch die Einbildungskraft, durch das Gefühls- und Begehrungsvermögen, weil diese Kräfte überhaupt ihre Thätigkeit am stärksten anzukündigen pflegen. Daher liegt es nothwendig im Charakter und Wesen der Rede, dass die Sprachdarstellung die Eigenschaft der Lebendigkeit besitze, d. h. der Ausdruck des Redners muss im Stande seyn, jene die Wirksamkeit des Erkenntnissvermögens theils begleitende theils darauf folgende Thätigkeit der Einbildungskraft, der Gefühle, der Affekten, der Neigungen, sowohl auszusprechen, als in den Zuhörern zu erwecken. Entgegengesetzt ist der matte, trockene Styl. Dass die Lebendigkeit, in so fern sie bewirkt, dass keine ermüdende Einförmigkeit hervortrete, eine von den allgemeinen und nothwendigen Eigenschaften des guten Styls sey, und mit zu demjenigen gehöre, was den aesthetischen Werth der Darstellung, die Schönheit der Form begründet, ist oben im ersten Abschnitte nachgewiesen worden. Hier betrachten wir sie zunächst in Beziehung auf die eigentliche Beredsamkeit; und es ergiebt sich aus dem Gesagten von selbst, warum sie in der Rede weit stärker

*) S. die philosophische und religiöse Begründung S. 132 ff.

hervortreten, als in Produkten der eigentlichen Prosa. Durch diese hervorstehende Lebendigkeit grenzt auch die Sprache der Beredsamkeit zunächst an die Sprache der Dichtkunst, ohne jedoch mit derselben identisch zu werden; denn, während jene stylistische Eigenschaft in der Poesie die freie Darstellung des Schönen beabsichtigt, ist sie vielmehr in der Rede ganz auf den bestimmten Endzweck berechnet, den der Redner ausser sich hervorbringen will. Unter den Kunstaussdrücken der römischen Rhetoren möchte *ornatus orationis*, *oratio ornata* dem allgemeinen Begriffe der Lebendigkeit am meisten entsprechen. Man unterschied gewöhnlich das *ornate loqui* von dem *pure, plane, apte dicere*. S. Cicero de orat. l. 3. c. 10. c. 38. ss. Quinctil. institut. oratt. l. 8. c. 1. c. 3. ss. Der letztere bemerkt ausdrücklich, dass die sogenannten Redefiguren, auf deren Gebrauch die *oratio ornata* bei den alten Rhetoren hauptsächlich bezogen wird, dem Ausdrucke *actus* und *motus* mittheilen. Quinctil. institut. oratt. l. 2. c. 13. l. 9. c. 2. l. 10. c. 1. Vergl. Henne dissert. de ornatu orationis speciatim romanae, Jenae, 1747. 4. Unter den griechischen Terminologieen kommt *ἀκμὴ* (*vigor orationis*) jenem Begriffe am nächsten. S. Hermogenes περὶ ἰδεῶν l. 1. p. 108. ss. coll. p. 80. ed. Sturm.

Die Lebendigkeit des Styls beruht allerdings zum Theil schon auf der Präcision des Ausdrucks, wie im zweiten Abschnitte gezeigt worden ist, und auf der Gewandheit, mit welcher der Darstellende das Einförmige in der häufigen Wiederkehr derselben Worte, derselben Redensarten, derselben Zusammenfügungen der Worte und Sätze durch Abwechslung zu vermeiden sucht. Denn sowohl jenes nähere Zusammenrücken der Vorstellungen, und ihre Aufeinanderfolge in kürzeren Zwischenräumen, als diese Mannichfaltigkeit bezeichnet eine gewisse Regsamkeit des inneren Lebens im Gemüthe des Redners, und erweckt eine ähnliche Regsamkeit in dem Zuhörer. In dieser

Beziehung kann der Styl, auch abgesehen von allen figürlichen und tropischen Ausdrücken, einen gewissen Grad von Lebendigkeit besitzen. Aber in ihrem ganzen vollen Umfange betrachtet, umfasst sie hauptsächlich den zweckmässigen und wechselnden Gebrauch der sogenannten Redefiguren (mit Inbegriff der Tropen). So nennen wir diejenigen in der Natur der Sprache gegründeten Arten des Ausdrucks (sie mögen in einzelnen Worten bestehen, oder sich durch ganze Sätze hindurchziehen), welche dann aus dem Gemüthe des Darstellenden hervorgehen, wenn eine vorzügliche Thätigkeit der Einbildungskraft und des Gefühls seine Vorstellungen begleitet. Sie bewirken, dass die Vorstellung von dem Zuhörer oder Leser mit einem besondern Eindruck aufgefasst wird, den die richtige, deutliche und bestimmte Darstellung derselben allein und für sich betrachtet nicht hervorbringen würde. Ich glaube schon durch diese Erklärung dem Missverständnisse vorzubeugen, das offenbar zum Grunde liegt, wenn man zwischen dem figürlichen und nicht figürlichen Ausdruck einen solchen Gegensatz zu finden meint, wie zwischen Natur und Kunst. Wo eine Figur am rechten Orte steht, wo sie wirklich eingreift in den Zusammenhang und in den Charakter und Geist der ganzen Darstellung, da ist sie auch Natur, d. h. der inneren Stimmung des Redners oder Schriftstellers wirklich angemessen, und er könnte oft weniger natürlich sprechen, sein inneres Leben weniger vollkommen und wahr bezeichnen, wenn er nicht figürlich redete. Wir hören Ungelehrte, die gewiss nach keiner Kunst der Darstellung streben, wir hören die Anführer und Redner solcher Völker und Völkerstämme, die nichts von Rhetorik und Poetik wissen, figürlich und tropisch sprechen. Ehe es noch zur wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung bei einem Volke kommt, wird schon die Nothwendigkeit fühlbar, zum Ausdruck nicht sinnlicher Gegenstände, für welche noch keine eigenthümlichen Bezeichnungen vorhanden sind, be-

reits vorhandene und bekannte Worte, die eigentlich für sinnliche Gegenstände bestimmt sind, zu gebrauchen, indem die Einbildungskraft die eine Vorstellung an die andere knüpft, und zwischen dem sinnlichen und nicht sinnlichen Gegenstände eine Aehnlichkeit findet. Hat einmal die Neigung und Fähigkeit des Menschen, figürlich zu reden, diese äussere Anregung erhalten, so erweitert sich bald der Umkreis dieser Darstellungsformen immer mehr unter dem mächtigen Einflusse, den die geschäftige Einbildungskraft und das lebendige Gefühl auf die Sprachbildung äussert; und es gestaltet sich immer vollkommener, mit und neben dem eigentlichen Ausdruck, der uneigentliche oder figürliche. Dabei ist nicht zu leugnen, dass die Redefiguren nicht selten dem eiteln Haschen nach einem Glanz und Schimmer des Ausdrucks, der den Mangel an wahren und tiefen Gedanken und Gefühlen verbergen soll, gedient haben, und überall noch dienen, wo man diese Formen des Styls ohne ihren nothwendigen Zusammenhang mit der Natur der Sache, und dem inneren Gemüthszustande betrachtet, und sie, für sich genommen, als Grund und Quelle der Beredsamkeit ansieht. Dies geschah besonders in der früheren Periode der griechischen und römischen Staatsberedsamkeit, da sie, unter den römischen Imperatoren, immer mehr in Ostentation und leeres Formenwesen ausartete, da jener freie und lebendige Geist entwichen war, der, unter andern äusseren Verhältnissen, in früherer Zeit, von den Rednerbühnen herab die Gemüther mächtig ergriffen hatte. Daher bemerkt man auch von dieser Zeit an in den rhetorischen Schriften immer grössere Ausführlichkeit und Genauigkeit im Aufzählen und Klassifiziren der Figuren. S. *Hermogenes περὶ μεθόδου δεινότητος*. *Tiberius Rhetor περὶ τῶν παρὰ Δημοσθενεῖ σχημάτων*, besonders herausgegeben nebst dem *Demetrius de elocutione*, *Anonymus Sophista de rhetorica*, und *Severus Sophista Alexandr.* von Fischer Lips. 1773. 8. *Alexander rhetor περὶ τῶν*

τῆς διανοίας καὶ τῆς λέξεως σχημάτων in der Aldinischen Sammlung späterer griechischer Rhetoren (1509). *Rutilius Lupus de figuris sententiarum atque verborum* herausgeg. von Ruhnken, *Lugd. Batav.* 1768. 8. *) Indem wir dem fleissig sammelnden Forschen dieser und anderer Männer in den klassischen Produkten der älteren Redner, aus deren Praxis jene Theorieen entwickelt wurden, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und, was im Einzelnen, mit treffendem psychologischen und ästhetischen Blicke erinnert worden ist, nicht verkennen wollen; fühlen wir uns doch nicht selten zu der Bemerkung veranlasst, dass die Subtilität im Zergliedern der unendlich mannigfaltigen Gedankenwendungen und Formen, die der schaffende Geist des Redners aus sich selbst hervorzubringen vermag, in gewissen Schranken bleiben müsse, damit nicht ein trockenes und zum Theil unfruchtbares Regelwerk und Namenregister an die Stelle des lebendigen Geistes trete. Vergebens würde der angehende Redner hoffen, durch das Studium einer ausführlichen Theorie von den verschiedenen Arten und dem Gebrauche der Redefiguren ein Redner zu werden; und derjenige ist gewiss auf dem Wege, in ein gezwungenes, affektirtes, deklamatorisches Wesen zu gerathen, der bei jedem Satze hin und her blickt, und darüber reflektirt, ob da oder dort ein figürlicher und tropischer Ausdruck, zur Verschönerung, angebracht werden könne. Sollen sie wirklich ihrer Bestimmung entsprechen, und nicht als unnützes und eitles Gepränge dastehen, so müssen sich diese Formen der Darstellung dem für seinen Gegenstand begeisterten und mit der Sprache, in welcher er auftritt, wohl vertrauten Redner von selbst darbieten; und es kommt nun darauf an, dass ein gesundes Urtheil, ein geläuterter Geschmack dem Red-

*) Unter den Neueren s. Steiner Abhandlung über die wichtigsten Redefiguren, Münster, 1802. 8. und Romy *tropologia et schematologia practica, seu exemplaris*, Prag, 1819. 8.

ner immer zur Seite stehe, und ihn bewahre, Missgriffe in demjenigen zu thun, was die Lebendigkeit der Einbildungskraft und des Gefühls ihm dargeboten hat. Dem ohngeachtet hat es seinen guten Grund, wenn auch die neuere Rhetorik, mit dankbarer Benutzung des von älteren Schriftstellern gesammelten Brauchbaren und Guten, eine gewisse Uebersicht des vielumfassenden Gebietes der Redefiguren, von leitenden Grundsätzen begleitet, in den Umkreis ihrer Forschungen aufnimmt. Sie will auch dadurch den wichtigen Zweck fördern, der überhaupt zu den vorzüglichsten Aufgaben der Theorie gehört, dass der Redner auf die mannigfaltigen Mittel, die ihm zum anschaulichen und lebendigen Ausdruck seiner Vorstellungen und Gefühlszustände (in ihren verschiedensten Modifikationen) dargeboten werden, aufmerksam werde, dass er sich selbst bei seiner rednerischen Thätigkeit genauer und schärfer beobachten lerne, und, was er thut, sich zum klaren Bewusstseyn bringe, dass sein Urtheil an Richtigkeit, sein Geschmack an Läuterung gewinne. Je mehr die Rhetorik bei der Behandlung dieses Gegenstandes nach der möglichsten Einfachheit strebt, und mit psychologischem Sinne zu Werke geht (wodurch allein die an sich trockene Figurenlehre interessant wird), desto vollkommener kann auch gewiss diese Absicht erreicht werden.

Die gegenwärtige Untersuchung erörtert die Figuren, mit Inbegriff der Tropen, immer nur in specieller Beziehung auf die Natur der eigentlichen Beredsamkeit. Sie macht keinen Anspruch darauf, das ganze Gebiet zu erschöpfen.

Schon Cicero erwähnt im *Brutus* c. 17. ex., dass die griechischen Rhetoren damals einen Unterschied zwischen Tropen (*verborum immutationibus*) und Figuren, (*σχήμασι*, *formis sententiarum orationisque*) zu machen pflegten. Ueber die Rechtmässigkeit oder Nothwendigkeit dieser Trennung hat er sich hier nicht genauer erklärt. Nach einer Stelle im *orator* c. 39.,

wo er die *translationes verborum* erwähnt, ohne sie, als Tropen, von den Figuren bestimmt zu unterscheiden, und seinen Lieblingsausdruck *lumina orationis* auch auf sie anwendet, wie auf die *σχήματα*, sollte es fast scheinen, als ob er es nicht für absolut nothwendig gehalten habe, eine scharfe Grenzlinie zwischen beiden Gattungen festzuhalten. Doch spricht er im 3. Buch *de oratore* c. 38—41. von den metaphorischen Ausdrücken, *verbis translatis*, besonders, und erwähnt erst weiter unten c. 52. ss. die *lumina sententiarum atque verborum*, die Figuren der Gedanken und Worte, so, dass er unter diesen offenbar solche Formen und Wendungen des Ausdrucks versteht, die nicht, wie die *verba translata*, in dem Umfange eines einzelnen für sich betrachteten Wortes liegen, sondern immer in mehreren mit einander zusammenhängenden Worten und ganzen Sätzen hervortreten. Und so erklärt sich auch der spätere griechische Rhetor *Alexander* περὶ σχημάτων p. 574. διαφέρει σχῆμα τρόπου, ὅτι ὁ μὲν τρόπος περὶ ἑν ὄνομα γίνεται ἀρετή*). Am ausführlichsten spricht *Quinctilian* *institut. oratt.* l. 9. c. 1. über diesen Unterschied. Indem er unentschieden lässt, an welche Grundbedeutung des Substantivs *τρόπος* derjenige rhetorische Sprachgebrauch, der gewisse Formen des Ausdrucks Tropen genannt hat, zunächst geknüpft worden sey (*sive ex hoc duxerint nomen, quod sint formati quodam modo, sive ex eo, quod vertant orationem, unde et motus dicuntur*), und als etwas Gemeinsames der Tropen und Figuren anerkennt, dass sie besondere Gestaltungen des Ausdrucks sind, und theils den Nachdruck, theils die Anmuth der Rede fördern; sucht er das Eine von dem

*) Gegen diese Unterscheidung gilt aber die sehr richtige Bemerkung von Hermann *de differentia prosae et poeticae orationis pars I.* Lips. 1803. p. 16. Nam, qui tropos eo a figuris differre putant, quod tropi singulorum verborum, figurae coniunctorum sint, non plane verum videntur consequuti. Etenim nullum est verbum, quod utrum tropicam an non tropicam significationem habeat, aliter possis quam comparatione coniunctorum vocabulorum intelligere.

Andern auf folgende Art genauer zu unterscheiden. Ein Trope ist ein von seiner eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung, um des Schmuckes der Rede willen, auf eine andere Bedeutung übertragener Ausdruck; oder (mit andern Worten) ein Ausdruck, den man zur Bezeichnung einer solchen Vorstellung anwendet, für welche er eigentlich und ursprünglich nicht bestimmt ist. Figur hingegen im engeren Sinne (denn im weiteren Sinne, als *qualiscunque forma sententiae* genommen, giebt es überall Figuren) ist eine solche Wendung, Gestaltung des Ausdrucks, die von der gewöhnlichen, und zuerst sich darbietenden Art zu sprechen abweicht. Das Eigenthümliche der Tropen besteht, nach Quintilian, in einer Vertauschung der Worte, *verba alia pro aliis ponuntur*; Figur kann auch da statt finden, wo man den Worten ihre eigentliche Bedeutung, und ihre ursprüngliche Ordnung lässt. Wenn nun bei den vom *rhetor* hier angeführten Beispielen auch das *hyperbaton* die Versetzung eines Wortes von derjenigen Stelle, an welcher es nach der gewöhnlichen Art des Ausdrucks erwartet wird, (vgl. *institt. oratt. l. 8. c. 6.*) mit zu den Tropen gezählt, und dies mit der Bemerkung gerechtfertigt wird: *transfert verbum aut partem eius a suo loco in alienum*; so dringt sich wohl die Bemerkung auf, dass sich Quintilian nicht streng und genau genug an den aufgestellten Begriff des eigenthümlichen Charakters der Tropen hielt; denn ein räumliches *transfere*, wie bei dem *hyperbaton* geschieht, ist doch unstreitig etwas wesentlich Verschiedenes von jenem *transfere* der Bedeutungen. Was aber die Hauptsache ist — eine scharfe Grenzlinie zwischen Figuren und Tropen wird dadurch nicht gezogen, dass man die Figur als eine aus hinreichendem Grunde (*poetice aut oratorie*, wie sich der *rhetor* ausdrückt, d. h. mit dichterischer oder rednerischer Bedeutsamkeit) geschehende Abweichung von der ursprünglichen, ganz einfachen und gewöhnlichen Art des Ausdrucks bezeichnet. Denn diese An-

sicht ist auch auf die Tropen völlig anwendbar *), eben so auf diejenigen, die sich durch einen ganzen Satz oder mehrere hindurchziehen, z. B. die Allegorie (*Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 6.*) wie auf jene, die in dem Umfange eines Wortes, oder einer Redensart liegen, z. B. die Metapher. Quinctilian bemerkt auch selbst *l. 9. c. 1.*: *Illud tamen notandum, coire frequenter in easdem sententias et τρόπον et figuram. Tam enim translatis verbis, quam propriis, figuratur oratio.* So unverkennbar etwas Besonderes, die sogenannten Tropen Unterscheidendes ist, das eben in der Vertauschung der Hauptvorstellungen liegt: so erscheint doch der Ausdruck: Figur, wenn wir die oben angegebene Bedeutung genau festhalten, nicht als Bezeichnung einer den Tropen koordinirten *species*, sondern als Bezeichnung der ganzen, die Tropen als eine besondere Art mit in sich begreifenden, Gattung aller derjenigen besondern Modificationen des Ausdrucks, welche über die *ratio dicendi principalis, propria, primum se offerens* hinausgehen.

Die griechischen Rhetoren unterscheiden gewöhnlich: 1) σχήματα λέξεως, 2) σχήματα διανοίας, 3) σχήματα τῶν ὑποθέσεων. Die letzteren aber, welche darin bestehen, dass der eigentliche Zweck der rednerischen Darstellung auf irgend eine Art verborgen wird (*controversiae figuratae*, wie sie Quinctilian nennt, *institt. oratt. l. 9. c. 2.*, gehören nicht in die Theorie des rednerischen Styls. S. die Theorie der rednerischen Erfindung S. 521 ff. Auch die römische Rhetorik spricht von *figuris sententiarum et verborum*, Gedanken- und Wortfiguren. Cicero *de orat. l. 3. c. 52. orator. c. 25. c. 39. Brutus c. 17. ex. c. 79. Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 6. l. 9. c. 1. 2. 3.* Gedankenfiguren sind, nach Quinctilian *l. 9. c. 1. p. 130. quae in concipienda cogitatione*, Wortfiguren, *quae*

*) S. Hermann in der angef. Abhandlung *de differentia prosae et poeticae orationis p. I. p. 23.*

in enuntianda positae sunt. So wenig nun zu leugnen ist, dass ein Hauptgedanke, unter wechselnden Formen des Ausdrucks, im Wesentlichen immer derselbe bleiben könne; so liegen doch die Veranlassungen und Gründe zum Gebrauche figürlicher Ausdrücke immer in der Art und Weise, wie man die darzustellende Vorstellung gerade jetzt im Innern aufgefasst hatte (in dem *concipere cogitationem*), und dies tritt besonders bei manchen Figuren, welche nach jener Eintheilung zu den Wortfiguren gerechnet werden, so deutlich hervor, z. B. bei der Gradation, dass sie mit eben dem Rechte auch unter die andere Gattung subsumirt werden können. Wollte man aber den Ausdruck: *figurae verborum*, blos auf diejenigen Figuren beschränken, welche ganz und allein auf der Gestalt oder dem Ton der Worte beruhen: so wäre kein rechtes Verhältniss des Umfanges zwischen dem einen Gliede der Theilung und dem andern. Eine andere scharfsinnige Wendung gab Hermann der gewöhnlichen Eintheilung in *figuras sententiarum et verborum* in der schon angeführten Abhandlung *de differentia prosae et poeticae orationis, pars I. p. 23. ss.* Hier werden Tropen, als eine für sich bestehende Gattung von dem gesammten Kreise der Figuren unterschieden. Unter tropischen Redensarten versteht der Verf. (p. 16. ss.) alle diejenigen, welche das Eigenthümliche haben, dass Wörter in einer andern, als der einfachen und ursprünglichen, Bedeutung genommen werden, Vertauschungen der Bedeutung, *ubi aliud pro alio nominatur.* Figuren aber sind ihm diejenigen Arten des Ausdrucks, welche ausser dem, was die Bedeutung der Worte umfasst, noch etwas Anderes durch die Form der Darstellung zu erkennen geben, mit besonderem Eindrücke auf das Gefühl. Je nachdem sich nun diese besondere Beziehung, diese Wirksamkeit auf das Gefühl entweder an den Inhalt, Stoff des figürlich dargestellten Satzes (*materia enuntiationum*), oder an eine Vertauschung der logischen Formen

der Sätze knüpft, sind sie entweder 1) Wortfiguren, und beruhen bald auf einer gewissen Fülle im Ausbilden eines Gedankens (z. B. Periphrase), bald auf der eigenthümlichen Bezeichnung der Wahrheit des Gedankens (wie die *λιτότης*, oder Ironie), bald auf dem Zusammenhange der Worte (wie das *asyndeton* und *polysyndeton*), bald auf einer Vertauschung der Personen, wodurch das Verhältniss des Gegenstandes zu dem Erkenntnisvermögen und Gefühlsvermögen besonders modificirt wird (wie die Apostrophe, oder Prosopopoeie) — oder 2) Gedankenfiguren — auch diese treten hervor bald in der Quantität (z. B. die Vergleichung, indem man hier zur Bezeichnung eines individuellen Satzes einen Gegenstand anwendet, der im Verhältnisse der Aehnlichkeit zu mehreren Objekten steht), bald in der Qualität (das figürliche Weglassen, oder scheinbare Uebergehen, Ellipse, Parenthese), bald in der Relation (wo man z. B. etwas bedingungsweise bezeichnet, was unbedingt genommen werden soll, und umgekehrt), bald in der Modalität (z. B. die Frage, der Ausruf). — Andere haben dagegen jene ältere Eintheilung ganz aufgegeben, und die verschiedenen Gattungen der Figuren (mit Inbegriff der Tropen) psychologisch geordnet, nach ihrem Verhältnisse zu den verschiedenen Gemüthskräften, welche durch jene Wendungen des Ausdrucks zunächst in Thätigkeit gesetzt werden. Diese Eintheilung, sehr ansprechend im ersten Anblick, kann der nachtheiligen Folge nicht entgehen, dass sie mehrere Figuren und Tropen entweder unter mehreren Rubriken zugleich erwähnen, oder ihren Zweck und ihre Wirksamkeit zu einseitig darstellen muss. Wer wollte z. B. bei dem Gleichnisse im Allgemeinen entscheiden, ob es mit grösserem Rechte eine Figur für die Einbildungskraft und Phantasie, oder für das Gefühl zu nennen sey? — Ich betrachte den ganzen Begriff: Figuren der Rede, aus dem oben bemerkten Grunde, als den Gattungsbegriff, der die

Tropen an dem gehörigen Orte mit in sich fasst. Alle Figuren entspringen aus einer vorzüglichen Thätigkeit der Einbildungskraft und des Gefühls, welche die Vorstellung des Darstellenden begleitet. Daher bewirken sie auch, dass die Vorstellung von den Zuhörern mit einem besondern Eindruck auf die Einbildungskraft und das Gefühl derselben aufgefasst werde, mit einem Eindruck, den sie, ohne diese Form der Darstellung nicht hervorbringen würde. Eine besondere, mehr oder weniger auf das Gefühl wirkende, Anschaulichkeit der Bezeichnung haben alle Figuren, auch die Tropen, mit einander gemein. Fragen wir aber weiter, was es denn zunächst sey, das durch Figuren der Rede mit jener besondern Anschaulichkeit bezeichnet werde? so ist es entweder die darzustellende Vorstellung selbst, oder das Gemüth des Redenden, und das Verhältniss, in welches er bei der Handlung der Rede mit den Zuhörern tritt. Man kann daher in einer Theorie der eigentlichen Beredsamkeit sehr füglich 1) objektive, und 2) subjektive Figuren unterscheiden. Es soll damit keineswegs geläugnet werden, dass auch die Figuren der ersten Klasse eine vorzügliche Thätigkeit der Einbildungskraft und des Gefühls ankündigen, mit welcher der Darstellende (das Subjekt) eine Vorstellung aufgefasst hat, und eben so die Figuren der zweiten Klasse einen unverkennbaren Einfluss auf die Gestaltung der Vorstellung selbst (auf das Objekt) haben. Aber jene beziehen sich nicht unmittelbar, wie diese, auf den Gemüthszustand des redenden Subjekts, und sein Verhältniss mit den Zuhörern; und dadurch behaupten sie allerdings eine Eigenthümlichkeit, die mit dem Ausdruck: objektive Figuren, nicht unpassend bezeichnet zu werden scheint. Das Folgende möge der gewählten Eintheilung zur weiteren Rechtfertigung dienen.

Bei den objektiven Figuren ist es zunächst und unmittelbar die darzustellende Vorstellung selbst,

worauf sich die anschaulich bezeichnende Kraft bezieht. Da nun jede Vorstellung entweder durch weitere Betrachtung dessen, was ihrer eigenen Sphäre angehört, oder durch Verknüpfung mit andern einen höheren Grad von Klarheit und Lebendigkeit empfangen kann; so giebt es unter den objektiven Redefiguren zuvörderst solche, die in einer vorzüglich anschaulichen Ausbildung der Vorstellung durch beigefügte Merkmale bestehen. Dahin gehört a) die Verbindung des Subjekts mit einem vorzüglich anschaulichen (sinnlich lebhaften) *epitheton*. Es ist hier von solchen Prädikaten die Rede, welche eigentlich zu verstehen, aber dabei nicht unumgänglich nothwendig sind zu einer bloß richtigen und bestimmten Auffassung des Objekts, z. B. die duftende Rose, die rieselnde Quelle. Der Ausdruck: *emphatische Beiwörter*, ist nicht bloß auf die metaphorischen *epitheta*, welche den Prädikatsbegriff durch ein Bild verstärken, sondern auch auf diese anwendbar. Denn auch das eigentlich zu verstehende *epitheton* hat, als ein sinnlich-lebhaftes, immer die Wirkung, dass der Subjektsbegriff klarer vor die Einbildungskraft tritt, und die Aufmerksamkeit erregt. b) Die *Exergasie*, welche den Subjektsbegriff mit mehreren Prädikaten verbindet, die sich zwar nicht in Hinsicht auf die in ihnen liegende Hauptvorstellung unterscheiden, aber wohl das Subjekt der Phantasie von mehreren Seiten darstellen, z. B. „Mit heiliger Klarheit offenbart sich überall die unendliche Güte Gottes, die wir nicht mit unsern Thaten zu erreichen, nicht mit dem Munde auszusprechen, nicht in Gedanken zu umfassen fähig sind.“ c) Die *Distribution*, wo man eine Vorstellung nicht bloß in die Theilvorstellungen auflöst, welche zur richtigen, deutlichen und bestimmten Auffassung des Gegenstandes nothwendig gehören, sondern auch andere vorzüglich anschauliche hinzufügt, z. B. (Reinhard Pred. im J. 1805. 1. B. S. 320.) „Wer seine meiste Zufriedenheit und Ruhe, wer seine

„reinsten und höchsten Genüsse unter denen, die ihm
„auf Erden die Nächsten sind, unter seinen Kindern
„und Verwandten, und zwar in ihnen, und durch ihre
„Vermittelung findet, der ist im Besitz des häuslichen
„Glücks, von welchem ich spreche. Er sucht also den
„Vertrauten, in dessen Schoos er alles niederlegt, was
„ihm wichtig ist, nicht ausser seinem Hause; sein Gatte,
„der unzertrennliche Gefährte auf seiner Bahn durch's
„Leben, ist auch der Bewahrer seiner Geheimnisse, ist
„unter allen Menschen auf Erden der Einzige, dem er
„sein ganzes Herz öffnet. Er eilt, wenn er Ruhe nach
„der Arbeit und Erholung von Geschäften nöthig hat,
„nicht aus seinem Hause weg; im Kreise seiner Lie-
„ben, bei ihren traulichen Gesprächen, im zwang-
„losen fröhlichen Zusammenseyn mit ihnen, findet
„er alles, was er wünscht, da spannen seine ange-
„stregten Kräfte sich ab, da stellen sich die verlornen
„leicht und glücklich wieder her. Und dürstet er nach
„dem Vergnügen, will er einmal recht froh werden;
„er jagt der Freude nicht an öffentlichen Orten nach,
„er genießt sie nicht allein oder in fremder Gesell-
„schaft; er hat sie in der Nähe, sie wohnt in seinem
„Hause, sie strahlt ihm aus den heiteren Blicken seiner
„Lieben entgegen, er fühlt ihren erquickenden Ein-
„fluss nie stärker, als wenn er sie mit seinen Lieben
„theilen kann.“ *) d) Die Cumulation, welche
dann entsteht, wenn man die Prädikate oder Theil-
vorstellungen, die mit einer Hauptvorstellung verbun-
den werden, umständlicher als gewöhnlich bezeich-
net, mit Ausdrücken, die, wenn auch theilweise syno-
nym, doch die Anschaulichkeit des Ganzen wirklich
erhöhen, z. B. „Gutes Gewissen, du theuerstes Kleinod
„unserer Seele, unerschöpfliche Quelle des Friedens,
„bester Segen des Himmels u. s. w.“ Es sind haupt-
sächlich diese Wendungen des Styls, wodurch die red-

*) Vergl. das, was in der Theorie der rednerischen Erfindung
S. 245. ff. über rednerische Schilderungen bemerkt worden ist.

nerische Erweiterung eines Gedankens (*amplificatio*) entsteht. S. die Theorie der rednerischen Erfindung S. 451. ff. Eine zweite Art objektiver Redefiguren hat den gemeinsamen Charakter einer Zusammenstellung der darzustellenden Vorstellung mit einer andern, entweder a) ähnlichen, oder b) unähnlichen. Dies geschieht in Beziehung auf a. bei der Vergleichung (*comparatio*) und dem Gleichnisse (*simile*). In der Vergleichung erscheint diejenige Vorstellung, welche die ähnliche hervorruft, als Hauptsache, und auf die Aehnlichkeit derselben mit dem Gegenbilde wird nur durch ein Vergleichungswort hingewiesen, z. B. „Mit freudigem Bewusstseyn des vollbrachten Erdenlebens, und erheben der Hoffnung, die sich im Antlitz spiegelt, stirbt der fromme Christ, wie die Abendsonne scheidet.“ In dem Gleichnisse aber erscheint das Gegenbild als Hauptsache, und des Hauptbildes geschieht nur kurze Erwähnung, z. B. „Sehet, wie die Abendsonne scheidet, wie noch ihr letzter, goldner Strahl die Erde segnet und erfreuet, wie sie mit still erhabener Grösse in die Schatten der Nacht sich birgt, um herrlich und glorreich wieder aufzugehen! So stirbt der weise, fromme Christ.“ Vergleichen und Gleichnisse veranlassen die Phantasie zu einem freien Spiele mit mannichfaltigen Vorstellungen, die sich in eine Totalanschauung vereinigen; die Aufmerksamkeit verweilt bei der Hauptvorstellung länger, und fasst sie schärfer in das Auge; und manches Gefühl, das die bloße, schlichte Darstellung des Gedankens nicht in Bewegung gesetzt haben würde, wird unvermerkt angeregt. Man nennt das Gleichniss eine Parallele, wenn die einzelnen Theilvorstellungen des mit der grössten Präcision bezeichneten Hauptbildes sämmtlich in einzelnen Theilvorstellungen des Gegenbildes erscheinen, Z. B. „Das Reich Gottes ist ein Senfkorn. Klein und unansehnlich wird es dem Schoos der Erde anvertraut; langsam gedeiht und reift es, oft

„von den wildesten Stürmen umweht; aber allmählig
 „wächst es empor zu einem Baume, unter dessen
 „Zweigen und Aesten Alles Erquickung und Labung
 „sucht.“ Das Zusammenstellen einer Vorstellung mit
 einer unähnlichen geschieht im Antitheton und
 in der Antithese. Das Antitheton bemerkt bei
 der Aehnlichkeit zweier Gegenstände auch ihre Ver-
 schiedenheit, z. B. „Die Zerstörung eines gefährlichen
 „Irrthums, der seine Herrschaft weit verbreitet hatte,
 „ist ein glorreicher Sieg, den der Freund der Wahr-
 „heit, gerüstet durch den Glauben, mit heldenmüthi-
 „gem Arm davonträgt — und ihn begleiten keine
 „Ströme des Bluts, in seinem Gefolge sind keine ver-
 „wüsteten Gefilde!“ Das Antitheton hängt mit dem
 Gebrauche des Kontrastes überhaupt zusammen, dessen
 erläuternde und überzeugende Kraft in der Theorie der
 rednerischen Erfindung öfter (z. B. S. 272. ff.) be-
 merkt worden ist. Die Antithese vereinigt zwei ein-
 ander entgegengesetzte Vorstellungen in einer gewissen
 Beziehung, ohne Angabe einer Aehnlichkeit. Bei der
 eigentlichen Antithese geschieht dies mit ver-
 schieden lautenden Worten. Dahin gehört besonders
 das Zusammenstellen des Negativen und Positiven an
 einer und derselben Sache. Z. B. (Gregor von Na-
 zianz, Rede auf das Geburtsfest Jesu übers. von
 Hänsel in Tzschirner's Memorabilien 6. Bd. 2. St.
 S. 131.): „So lasst uns denn feiern, nicht mit Ge-
 „pränge, sondern auf Gott wohlgefällige Art; nicht
 „weltlich, sondern überweltlich; nicht unser Fest,
 „sondern das Fest des Unsrigen, oder vielmehr das
 „Fest des Herrn; nicht das Fest der Krankheit,
 „sondern das der Heilung; nicht das Fest unserer
 „Schöpfung, sondern das unserer Umschaffung.“ Des-
 gleichen, das Verbinden des Subjekts mit einem Prädi-
 kate, das jenem scheinbar widerspricht, z. B. ein krie-
 chender Stolz, eine süsse Mühe, oder mit mehreren
 Prädikaten, welche an sich betrachtet einander wider-
 sprechen, aber in verschiedener Hinsicht und Bedeu-

tung dem Subjekte beigelegt werden können, z. B. „Wenn du mich demüthigst, so machst du mich gross“ (Ps. 18, 36.)“ oder (Dräseke Pred. über freigewählte Abschnitte 1. Jahrgang 2. Theil. Lüneburg, 1817. S. 235. vom Gebote der Liebe): „Es ist zu alt, als dass es jemals aufhören könnte, neu zu seyn“ oder (Basilus Magnus in der Sammlung: *λόγοι ἠθικοί*, Paris. 1556. p. 61. von der wohlthätigen Anwendung des Reichthums, im Gegensatze des schmutzigen Geizes): „σκορπιζόμενος γὰρ ὁ πλοῦτος, καθ' ὃν ὁ κύμος ὑποτίθεται τρόπον, πέφυκε παραμένειν· συνεχόμενος δὲ, ἀλλοτριοῦσθαι. εἰν φυλάσσης, οὐκ ἔξεις· εἰν σκορπίσης, οὐκ ἀπολέσεις.“ Von der eigentlichen Anthitese unterscheiden sich diejenigen, die in gleichen oder gleichlautenden Worten Entgegengesetztes oder Verschiedenes zusammenstellen, die *ἀντανάκλασις*, welche dasselbe Wort in verschiedener Bedeutung setzt, z. B. „Lasst uns leben, so lange wir leben,“ die *πλοκή*, welche mit demselben Worte an der einen Stelle die Person selbst, an der andern eine Eigenschaft derselben bezeichnet, z. B. „Es giebt leider! viele Christen, die keine Christen in der Gesinnung und im Wandel sind“; die Figur *ἐπ' ἀνοδος*, wo dieselben Ausdrücke zwar ihre wörtliche Bedeutung behalten, aber im Folgesatze ein anderes Verhältniss ausdrücken, als im ersten, z. B. „Der Mensch kann, was er will, und will, was er kann“; die *Paronomasie*, wo man Worte, die Verschiedenes bezeichnen, aber, bis auf einzelne Buchstaben, ganz gleichlautend sind, nahe zusammenstellt, z. B. *nihil utilius sale et sole*. Zum häufigen Gebrauch des Antitheton und der Antithesen sind manche Redner durch ihre Subjektivität, vermöge einer besondern Regsamkeit derjenigen Seelenkräfte, die sich im Vergleichen des Aehnlichen und Bemerkens des Unähnlichen äussern, vorzüglich geneigt. Wo sie sich dieser inneren Stimmung und geistigen Thätigkeit des Redners natürlich darbieten, da geben sie auch der stylistischen Darstellung einen eigenthüm-

lichen Reiz durch überraschende Ansichten, spannen die Aufmerksamkeit, und fördern die Anschaulichkeit und Lebendigkeit des Gedankens. Aber leicht entsteht auch daraus, besonders bei angehenden Rednern, ein vorwaltendes Streben, sich so an ein gewisses Spiel *) mit Antithesen hinzugeben, dass die Darstellung breit und weitschweifig wird; dass man die Aufmerksamkeit der Zuhörer von der Hauptsache auf Nebendinge hinzieht, dass selbst das Interessante jener Gegensätze bei der allzuhäufigen, in Gewohnheit übergehenden Anwendung verschwindet. Eine dritte Art objektiver Redefiguren vertauscht die Vorstellungen. Es giebt nämlich a) Figuren, welche die Hauptvorstellungen selbst mit einander vertauschen, so dass diese Verwechselung auf dem Verhältnisse der Subordination, oder der Succession und des Zugleichseyns, oder der Aehnlichkeit beruht; man nennt sie Tropen. Die Synekdoche bezeichnet den höheren Begriff statt des niedern, das Ganze statt der Theile, das Geschlecht statt der Gattung, die Gattung statt der Art, die Mehrheit statt des Einzelnen: z. B. der Wald rauscht, st. die Bäume des Waldes, Sterbliche st. Menschen, die Inselbewohner st. die Engländer, wir verkündigen euch dies im Namen des Evangelium, wo der Redner auf alle geistliche Redner überträgt, was er hier zunächst von sich selbst versteht, oder umgekehrt, z. B. die Wände statt des Zimmers, der Geizige, der mit gierigen Blicken nach harten Thalern schießt, st. nach Geld und Gut, er ist dem Weine ergeben st. berauschen den Getränken, er ist ein wahrer Judas st. ein Verräther des Heiligen. Die Metonymie nennt das Vorhergehende für das Folgende, die letzte Umarmung st. Trennung, die Ursache für die Wirkung,

*) Sehr zu beachten ist die Warnung vor witzigen Antithesen mancher französischen Kanzelredner in Ammon's Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedsamkeit, Nürnberg, 1826. S. 312 ff.

der Schweiss des Landmanns nährt uns, den Stoff für die Form, das tödtliche Blei, das Zeichen für das Bezeichnete (den Lorbeer erringen st. den Sieg), das Werkzeug für das Werk, der Pinsel des Malers, den Ort und die Zeit für das an dem Orte Befindliche und in der Zeit Geschehene, die ganze Stadt zitterte vor dieser feindlichen Macht; das achtzehnte Jahrhundert hat man das Zeitalter der Aufklärung genannt; die Eigenschaften des Subjekts für das Subjekt selbst, die höchste Weisheit und Liebe hat unsere Leiden und Freuden geordnet — oder umgekehrt *), z. B. Verwesung st. Tod, Segen strömt auf unsere Gefilde hernieder st. ein Regen, der uns Segen bringt, die Kugel, die wir bewohnen, das sieggekrönte Haupt st. das mit Lorbeer umwundene, aufgethürmte Leichen st. Schlachtfeld. Die Vertauschungen des Vorhergehenden und Nachfolgenden pflegt man auch Metalepsis zu nennen. Wenn aber ein Gegenstand ganz durch Theilvorstellungen, welche unter dem Begriffe desselben enthalten sind, oder durch Nebenvorstellungen, die nothwendig damit zusammenhängen, bezeichnet wird, ohne dass man ihn selbst nennt, so entsteht die Periphrase, Umschreibung; z. B. „die ernste „Stunde, welcher kein Sterblicher entfliehen kann, „die uns von allem trennt, was uns auf Erden theuer „ist, und unser irdisches Auge auf immer schliesst. „Vergl. auch *Cicero pro Milone* c. 10, ex. wo von „der Ermordung des *Clodius* die Rede ist: *fecerunt id „(servi Milonis), dicam enim non derivandi criminis causa, „sed ut factum est, neque imperante, neque sciente, neque „praesente domino, quod suos quisque servos in tali re*

*) In den meisten der eben bezeichneten Verhältnisse nämlich lässt sich die Synekdoche oder die Metonymie auch umkehren, doch nicht durchgängig; das Wesen oder das Subjekt statt seiner Eigenschaften, oder das Werk statt des Werkzeugs zu setzen, weil die Vertauschung keine gehörig klare und bestimmte Vorstellung geben würde.

„*facere voluisset.*“ Die Metapher endlich bezeichnet statt der eigentlich auszudrückenden Hauptvorstellung eine ähnliche, so dass sie durch die beigefügte nähere Bestimmung das gewählte Bild als ein Bild ankündigt, z. B. der Lenz des Lebens, der Pfeiler des Staats. Die Phantasie gewinnt bei der Metapher einen noch freieren Spielraum, als dort, wo blos logische oder reale Verhältnisse der Gegenstand der Vertauschung sind. Die Fortsetzung einer Metapher führt zur Allegorie. Es giebt aber eine doppelte Art von Allegorien. Die schwächere ist eine bloße Fortführung der Metapher, welche in einzelnen Ausdrücken geschieht, ohne den zum Bilde gebrauchten Gegenstand vollständig auszumalen; und die bildliche Darstellung erscheint hier gewöhnlich auch in Verbindung mit eigentlichen Bezeichnungen *). Zum Beispiel diene dieselbe Stelle, an welcher Grotend in s. Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit S. 199 diesen Begriff erläutert: „Aber warum drückt doch die Unmässigkeit das Gepräge ihrer Schmach allen denen auf, die sich von ihr beherrschen und betäuben lassen; warum heben sich aus den Blicken der Menschen die schmachvollen und beschämenden Gestalten der Unwahrheit, des Betrugs und der Heuchelei unverkennbar hervor; warum graben sich der Zorn, der Ehrgeiz, die Habsucht, die Schwermuth mit furchtbaren Zügen in das Antlitz ihrer Knechte ein; warum ist in den Mienen des Eiteln, des Stolzen, des Ueppigen und Zerstreuten der Abdruck der Würde und des Edelsinnes so gänz-

*) S. Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 6. *Plerumque (allegoria orationis) apertis permixta est. Tota apud Ciceronem talis est: „hoc miror enim, querorque, quenquam hominem ita pessumdare alterum verbis velle, ut etiam navem perforet, in qua ipse naviget.“ Illud commixtum frequentissimum: „equidem ceteras tempestates et procellas in illis duntaxat fluctibus concionum semper Miloni putavi esse subeundas.“ (Pro Milone c. 21.)* Die zuerst angeführte Stelle findet sich nicht in den uns erhaltenen Ciceronianischen Schriften).

„lich verwischt u. s. w.“ Die stärkere Allegorie malt den zur Vergleichung dienenden Gegenstand vollständig aus; es tritt hier an die Stelle einer ganzen zusammenhängenden Reihe von Vorstellungen, die eigentlich ausgedrückt werden sollte, eine andere ebenfalls zusammenhängende Reihe von Vorstellungen, welche jener durch Aehnlichkeit verwandt ist, aber grössere Anschaulichkeit besitzt. Der Selbstthätigkeit der Phantasie des Lesers und Zuhörers wird bei der Allegorie mehr überlassen, als bei der Vergleichung und bei dem Gleichnisse, wo das abgebildete Subjekt zugleich mit dem Bilde auftritt. Ob sie gleich ein von Gefühlen bewegtes Gemüth voraussetzt, und durch die Phantasie auf die Empfindung wirkt, so ist sie doch mehr für solche Gefühlszustände geeignet, bei denen die Seele zur Ausbildung einer Vorstellung noch Ruhe und Musse genug behält, als für die höchste Spannung des Affekts. Als Beispiel vergl. Ammon christliche Religionsvorträge 1. Theil. Seite. 90, wo der Verf. von dem Zustande des Menschen spricht, der die wichtigsten und heiligsten Wahrheiten der Religion zu läugnen wagt: „Wenn der schwache und ungeübte „Wanderer, der auf rauhem und unwegsamem Pfade „über Klippen, Berge und Hügel den Gefilden entgegen- „geneilt, wo ihn Kraft, Ruhe und seligere Aussichten „erwarten, wenn dieser auf seiner Reise den Stab hin- „wegwirft, der ihn in bessere Gefilde hinübergelei- „tet hätte, wer sollte nicht über den Verblendeten „trauern, der da seinen eigenen Kräften vertraut, wo „er sich am meisten von ihnen verlassen sehen muss?“ Die häufige Anwendung der stärkeren Allegorie gehört der dichterischen Schreibart an; doch kann sie zuweilen, in so weit ausgebildet, als es die Absicht der Rede und der Zusammenhang des bestimmten Gedankens, der allegorisch versinnlicht wird, mit jener Absicht verstattet und erfordert, auch in dem Produkte der Beredsamkeit ganz an ihrem Orte seyn. Verwandt mit der Allegorie ist die Anspielung, Allu-

sion, die Bezeichnung einer Vorstellung oder einer Reihe von Vorstellungen durch Hindeutung auf einen bekannten ähnlichen Fall, z. B. „Den Worten des Selbstsüchtigen ist nicht zu trauen, leicht wird er treulos, leicht verräth er den Gefährten, den Freund, den Bruder mit dem Judaskuss.“ Die Vertauschung der Vorstellungen kann sich aber auch b) auf die Prädikate beziehen, indem man statt der Vorstellung, welche eigentlich, als Prädikat, bezeichnet werden sollte, eine andere ähnliche bezeichnet. Dies ist der Fall bei den metaphorischen Beiwörtern, z. B. die flötende Quelle, und bei den metaphorischen Zeitwörtern, die zugleich emphatisch sind. Vergl. *Cicero or. II. in Catilinam c. 4.* „*Uno me hercule Catilina exhausto, relevata mihi et recreata respublica videtur.*“ Leicht bemerkt man hier das Metaphorische und zugleich Emphatische in dem *exhausto* st. *eiecto*, *depulso*, und in dem Prädikat *recreata*. So wie der Schlamm, der nach und nach in den Boden des Schiffes eingedrungen ist, herausgeschöpft werden muss, so musste sich die Republik vor allen Dingen des Verräthers *Catilina* entledigen, der den ganzen Staat durch seine Gegenwart verunreinigte, und Verderben bringend auf ihm lastete, nun ist die Republik wie neu geboren. Eben dahin gehören die Wendungen des Ausdrucks, welche das Leblose als etwas Lebendes und Handelndes, das Unsichtbare als etwas sichtbar Gegenwärtiges, das Uebersinnliche und Uebermenschliche als ein menschliches Individuum behandeln, Prosopopoeie, Personifikation, Personendichtung. Man bezeichnet daher nicht selten auch gewisse Metaphern und metaphorische Beiwörter mit diesem Namen, z. B. das furchtbar drohende Gewitter, die lachende Saat, die dürstende Flur. Aber im engeren Sinne ist Prosopopoeie die Figur, welche den Gegenstand der Hauptvorstellung durch mehrere beigefügte Prädikate völlig als eine lebende und handelnde Person darstellt, und sich besonders der Anrede bedient. Vergl. z. B.

die Stelle in *Cicero's* Rede *pro Milone* c. 31., wo er selbst leblosen Gegenständen ein Gefühl der triumphirenden Freude über den Tod des *Clodius* beilegt: „*Vos enim iam, Albani tumuli atque luci, vos, inquam, imploro atque testor, vosque Albanorum obrutae arae, sacrorum populi Romani sociae et aequales, quas ille, praeceps amentia, caesis prostratisque sanctissimis lucis, substructionum insanis molibus oppresserat; vestrae tum arae, vestrae religionis viguerunt, vestra vis valuit, quam ille omni scelere polluerat — vobis illae, vobis vestro in conspectu serae, sed justae tamen et debitae poenae solutae sunt.*“ Oder Reinhard Pred. v. 1805. 2. Th. S. 313. „Glückliches Vaterland, schon einmal bist du durch diesen Eifer wichtig für die Welt und für das Reich Gottes geworden! Möge dich Gott von neuem zur treuen Bewahrerin seines Evangelii und zum Schauplatz einer noch weit herrlicheren Schöpfung machen.“ *) Der höchste Grad der Prosopopoeie ist die *Sermocination*, wo leblose Gegenstände oder Wesen der Geisterwelt redend eingeführt werden, z. B. Harms (Pr. von der Schöpfung S. 47.) „Und nicht allein wollen wir von unserer Fortdauer überhaupt etwas wissen, ach nein, sondern, worauf es uns mehr ankommt, als wenn er tausend gültige Zeugen über unsere Fortdauer hört, das ist, wie, wie, als welche werden wir dort leben und wohinein wird die abgeschiedene Seele wandern? Werden wir steigen oder sinken? Die Schöpfung hat keine andere Antwort als die: Wenn du siehest aus einem Fisch einen Vogel werden, und aus einem Affen einen Menschen, so magst du glauben, dass aus einem Menschen ein Engel werde.

*) Harms (Pr. von der Schöpfung. Kiel 1834. S. 35.) Die Schöpfung ist allerdings eine Predigerin: 1) eine überall stehende, 2) eine von Jedermann zu verstehende Predigerin; 3) auf welche sich die Offenbarung selbst beruft und spricht: Höret sie! 4) Gleichwie die Schöpfung wiederum zur Offenbarung hinruft: Lernet aus ihr, was nicht gelernt wird aus mir!

„Natur, du sprichst grausam. Sie erwiedert: Warum fragst du mich nach Dingen, davon ich nicht weiss? Der Gott aber, der so vielfältig durch meinen Mund seinen herrlichen Namen verkündigen lässet, wird es ja nicht haben lassen an mir genug sein, sondern er wird andere bestellt haben, mit Rede an dich, wie ich sie nicht habe; zu diesen kehre dich, ab von mir, und bei diesen lerne, was ich nicht lehren kann.“ Alle Vorstellungen, deren Gegenstände an Persönlichkeit, an Leben und Handlung geknüpft werden, treten der Einbildungskraft und dem Gefühl der Zuhörer und Leser näher; so wie der Gebrauch dieser Figur im Darstellenden selbst ein lebendiges, die Einbildungskraft anregendes Gefühl voraussetzt und ankündigt. Die Vertauschung der Vorstellungen kann sich c) auf die Verhältnisse des Ortes und der Zeit beziehen. Dies ist der Fall, wenn verstorbene oder abwesende Personen angeredet werden, z. B. Reinhard Pred. 1809. 1. Bd. S. 390. folg. „Was sollen wir sagen, theuere Erstlinge unter unsern Brüdern, ehrwürdige Vorgänger im Glauben und in der Liebe, Zeugen unseres Herrn, die ihr ihn zuerst bekannt, zuerst geliebt, zuerst für ihn geblutet habt! Welcher himmlische Glanz umgiebt euer Bild; wie durchstrahlt es die Nacht der Jahrhunderte, und wie beschämt, wie verdunkelt fühlen wir uns durch euere dauernde, nie verlöschende Herrlichkeit. Doch nein, wir zagen nicht, wir fassen Muth; wir sammeln unsere Kräfte; wir wollen euch folgen, euch nachstreben, euch ähnlich werden. Denn, wir gehören zu euch, wir sind euch verwandt; Ein Leib, Ein Geist, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller, der da ist über uns alle, und durch uns alle, und in uns allen.“ Nicht selten wird auch das Vergangene oder Künftige wie etwas Gegenwärtiges dargestellt, z. B. Dräseke Pred. für denkende Verehrer Jesu 4. Sammlung, (Lüneburg, 1810.) S. 9. „Für Jesus ist Martha geschäftig. An Jesus wendet sich in

„des Pharisäers Hause die Büssende. Zu Jesu hin tritt
 „mit dem köstlichen Nardenöhl das Weib in Betha-
 „nien. Hinter Jesus her flehet die Cananäische Frau.
 „Neben Jesus sitzt, horchend, zu seinen Füßen, Maria.
 „Vor Jesus Grabe stehet die von Magdala und weint.“
 Oder Häfeli Pred. in s. nachgelassenen Schriften 1. Bd.
 (Winterthur, 1813) S. 226. wo der künftige Zustand
 der Auferstandenen geschildert wird: „Fern ist jedes
 „Gebrechen, jeglicher Mangel, weggetilgt jedes Samen-
 „korn der Sünde und Sterblichkeit, jede Krankheit, je-
 „der Schmerz. Alles in der schönsten, reichsten Har-
 „monie, Kraft, Regsamkeit, alles ist voll Leben. Das
 „ganze Antlitz, die ganze Gestalt ist ein leuchtender,
 „von keinem Hauche der Zerstörung getrübler Spiegel
 „des göttlichen Geistes, der in uns wohnt, des Ange-
 „sichts Jesu Christi, das sich in uns verklärt.“ Wie
 wichtig oft eine anschauliche und lebendige Vergegen-
 wärtigung der Sache für die überzeugende, wie für die
 warnende und ermunternde Kraft der Rede sey, ist in
 der Theorie der rednerischen Erfindung S. 451. folg.
 nachgewiesen worden. Man kann d) eine Vorstellung
 durch das Gegentheil darstellen. Dies geschieht in
 der Ironie, die wirklich ein Verhältniss bezeichnet,
 dessen Gegentheil dem Sinne des Darstellenden gemäss
 gedacht werden soll — Kontrast zwischen dem Aus-
 druck und dem Gedanken — Figur des Spottes oder
 des Unwillens. Z. B. Harms Winterpostille S. 67.
 (von Menschen, die in sittlichen Schlummer versunken
 sind): „ihr wollt ruhen! habt ihr denn kein Ziel, zu
 „welchem das ganze Leben hinschreiten muss — ein
 „Ziel, das keinen Rasttag erlaubt, ein Kleinod, das
 „keine Stunde vergönnt? Glückliche Menschen,
 „ich beneide euch! Doch — Scherz bei Seite! ich
 „beneide euch nicht, denn eure Ruhe ist eine falsche
 „Ruhe.“ Es lässt sich e) eine Vorstellung mit Aus-
 drücken bezeichnen, welche, wörtlich genommen,
 mehr oder weniger von dem Subjekte behaupten,
 als eigentlich von ihm behauptet werden kann und

soll, Hyperbel und Litotis (*μῆϊσις*). Z. B. „Der Adlersklauen hat, festzuhalten, der hat auch Adlersaugen, weit umher seinen Raub zu erspähen.“ (Harms Sommerpostille 1. Theil, S. 131.) Oder: „es ist eine Handlung, die ihm wenig Ehre bringt.“ „Er hat sich der vergangenen Jahre seines Lebens nicht zu schämen.“ Die Hyperbel belebt die Vorstellung der Prädikate, welche dem Subjekte mit vollem Recht beigelegt werden; die Litotis wird bald durch ein zartes Gefühl der nöthigen Schonung, oder der Bescheidenheit, oder des Anstandes und der Sittlichkeit, dem der eigentliche erschöpfende Ausdruck der Sache anstössig seyn würde, bald durch einen beabsichtigten feinen Spott veranlasst. Eine vierte Art objectiver Figuren endlich sucht die Wichtigkeit und Grösse einer Vorstellung, im Verhältnisse zu andern, mit besonderer Klarheit hervorzuheben. Dahin gehört a) die Gradation, *climax*, diejenige Verbindung mehrerer Vorstellungen zu einem Ganzen, wo man zu den wichtigsten und eindringendsten stufenweise fortgeht. Manche Nebenvorstellung, deren Bezeichnung nicht unumgänglich nöthig wäre, um den Hauptgedanken richtig, deutlich und bestimmt aufzufassen, wird, um diese Steigerung gehörig zu vollenden, ausdrücklich bezeichnet, z. B. Reinhard Pred. 1805. geh. 1. Bd. S. 36. fg.: „Verachtung dem Trägen, der von den Veränderungen der Zeit gar keine Kenntniss nimmt! Schande dem Leichtsinrigen, der sie keiner ernstlichen Beherzigung würdigt! Schmach dem Elenden, der die Uebel und Unordnungen der Zeit wohl gar mit Beifall und Vergnügen betrachtet!“ Oder Cicero Catil. II. *) c. 4. *Quid enim mali aut sceleris fingi etc.* Ein eigentlicher Antiklimax, der die ganz entgegengesetzte Ordnung wählt, ist immer fehlerhaft, wo er

*) Auf den wichtigen Zusammenhang, in welchem die Steigerung überhaupt mit dem Charakter der Rede steht, ist schon in der Theorie der rednerischen Anordnung S. 4. ff. aufmerksam gemacht worden.

nicht absichtlich erscheint, auf eine komische Darstellung berechnet. Es giebt jedoch einen scheinbaren Antiklimax, wo man die Vorstellungen so verknüpft, dass zwar allerdings, wenn man sie an und für sich betrachtet, die schwächere auf die stärkere folgt, aber eben dadurch diejenige Vorstellung, welche der Redner jetzt in einer gewissen Beziehung als die richtigere betrachtet wissen will, hervorgehoben wird, z. B. *Cicero Catil. II. c. 1.* „*Tandem aliquando, Quirites, „L. Catilinam, furentem audacia, scelus anhelantem, „pestem patriae nefarie molientem, vobis atque huic „urbi ferrum flammamque minitantem, ex urbe vel eiecimus, vel emisimus, vel ipsum egredientem verbis prosequuti sumus.*“ Auf die Steigerung in den ersten vier Gliedern: *furentem — minitantem* folgt ein scheinbarer, sehr zweckmässig berechneter Antiklimax: *vel eiecimus — prosequuti sumus.* Das *verbis prosequi* sagt freilich, als Aeusserung der Gesinnungen gegen den *Catilina*, und des Strebens, sich seiner zu entledigen betrachtet, weniger als *emittere*, so wie dies weniger als *eiicere*; aber hier kam es darauf an, dass die dem Staatsverbrecher *Catilina* noch immer bewiesene Schonung seiner Schändlichkeit entgegengestellt, und ganz vorzüglich herausgehoben wurde. Derselben Art gehört b) die Inversion an, eine den Sinn des Ganzen nicht verändernde Abweichung von der gewöhnlichen Wortfolge, welche die Einbildungskraft und das Gefühl auf eine gewisse Vorstellung fixirt, besonders, wenn dieselbe durch jene Abweichung von dem Gewöhnlichen die erste Stelle im ganzen Satze erhält. Z. B. Reinhard Pred. 1802. geh. 1. Bd. S. 11. „Sie lässt sich nicht wiederholen, nicht noch einmal „durchlaufen, die Bahn des Lebens, wenn wir sie einmal vollendet haben.“ Sehr leicht entsteht aber bei angehenden Schriftstellern und Rednern, die ihren Styl durch dieses (leicht zu Gebote stehende) Mittel zu beleben hoffen, und sich darin gefallen, eine Gewohnheit, auch da in Inversionen zu reden, wo kein hin-

reichender Grund vorhanden ist, die Vorstellung, welche dadurch ausgezeichnet wird, hervorzuheben, so dass der Ausdruck affektirt und gezwungen wird, und die eigenthümliche oratorische Kraft der Inversion verloren geht. Denselben Zweck hat c) die Wiederholung. Sie wird *epizeuxis* genannt, wenn man in einem und demselben Satze ein oder mehrere Worte sogleich wiederholt, (z. B. „Wache, o Christ, wache „über dich selbst“) *Anaphora*, wenn mehrere auf einander folgende Sätze mit demselben Worte oder derselben Verbindung von Worten beginnen (z. B. Reinhard Pred. 1805. 2. Bd. S. 394 „Was vermag der „Anblick einer grossen Menge, die ein frommer Ernst „beherrscht! Was vermag die heilige Richtung auf „das Unsichtbare, die sich hier überall ankündigt! „Was vermag die Andacht und Rührung, die hier so „deutlich ausgedrückt ist u. s. w.“ *Epiphora* endlich, wenn sich mehrere Sätze mit demselben Worte oder derselben Verbindung von Worten endigen, z. B. „Was lockt uns im Jünglingsalter so zauberisch, die „Bahn des Lebens, welche vor uns liegt, mit entschlossenem Muthe und freudiger Seele zu betreten? die „Hoffnung! Was stärkt und erhebt den Mann, im „Kampfe des Lebens nicht zu unterliegen? die Hoffnung! Was erquickt und labt den müden Greis am „Abend seiner Tage? die Hoffnung!“ Die Aufmerksamkeit der Zuhörer und Leser wird durch die Wiederholung fixirt; und der Darstellende selbst kündigt dadurch eine vorzüglich lebhafte und anhaltende Beschäftigung seines Geistes mit dieser Vorstellung an, welche die Zuhörer vermittelst der Sympathie zu gleichen Gefühlen stimmt.

Von den objektiven Figuren unterscheiden wir, nach dem oben bestimmten Gesichtspunkte, als die zweite Klasse die subjektiven, die den gemeinschaftlichen Charakter haben, dass sie unmittelbar die Handlung, welche bei der Rede theils im Gemüthe des Redenden selbst, theils zwischen ihm und

den Zuhörern vor sich geht, als eine lebendige Handlung, anschaulich bezeichnen. Das erste, die Versinnlichung der Handlung, die im Redenden selbst geschieht, bemerken wir 1) in den Wendungen des Ausdrucks, durch welche der Redende wie im Gespräch mit sich selbst begriffen erscheint. Dahin gehört die Verbesserung, *epanorthosis*, *correctio*, wenn man das, was man selbst gesagt hatte, in irgend einer Hinsicht berichtigt, grösstentheils, um eine noch stärkere Vorstellung auszudrücken, z. B. *Cicero Catil. I. c. 1.* „*hictamen vivit. Vivit? immo vero etiam in senatum venit etc.*“, oder Reinhard Pred. 1809. I. S. 390. in der schon oben (bei der Erläuterung derjenigen Vertauschung der Vorstellungen, die sich auf Verhältnisse der Zeit und des Ortes bezieht) angeführten Stelle von den Worten an: Doch nein, wir zagen nicht u. s. w. Ferner der Zweifel, *dubitatio*, oder *praeoccupatio*, wo man gegen seine eigene eben ausgesprochene Behauptung einen Zweifel erhebt und beantwortet, z. B. Herder Werke zur Religion und Theologie 2. Theil (Tübingen 1805.) S. 389. in demjenigen Abschnitte der geistvollen Predigt, der den Gedanken ausführt, dass aus dem Tode des Körpers, der doch nur aufgelöst, nicht aber vernichtet wird, keineswegs auf einen Untergang der Seele, die den Körper beherrschte, und zu ihrem Werkzeug gebrauchte, geschlossen werden könne: „Jeder seiner unedelsten Theile, des Werkzeugs, sollte bleiben, und dieser innere Künstler, dieser Schöpfer, dieser kleine unbekannte Gott sollte nicht bleiben? und warum nicht bleiben? weil sein Werkzeug schadhaft ist? — wie unsinnig und grundlos ist die Folge! „Aber wir sehen ihn ja nicht, den Künstler, wenn er sein Gebäude verlässt, wenn er hinwegzeucht? Und konntest du ihn denn, o Mensch, sehen? Konntest du dir ein Bild von ihm machen, selbst da er in dir war, selbst da du ihn empfundest? Siehe,

„den Augenblick fühltest du dich doch, dass du denkst, dass du eine Seele hast! u. s. w.“ Desgleichen die Wendung, wo man sich selbst anredet, anstatt von sich in der ersten Person zu sprechen, z. B. Harms Winterpostille S. 85. „O, so wecke ihn oft, mein Geist, diesen grossen Gedanken, und nähre ihn mit Gebet und Betrachtung u. s. w.“ Ein lebendiger Wechsel der Vorstellungen und Gefühle liegt diesen Figuren zum Grunde. Es giebt 2) auch solche Wendungen der Rede, die eine besondere Thätigkeit des Gefühls- und Begehrungsvermögens im Redner unmittelbar bezeichnen, ohne jedoch dem Ausdrücke die Form des Monologs zu geben.

a) Der Ausruf, *exclamatio*, der sich nicht selten mit einem Wunsche vereinigt, z. B. „o, dass sich alle Lippen öffneten zum Preise des Unendlichen!“ (Wie sehr aber diese Figur von manchen Rednern gemissbraucht werde, um ein gewisses Pathos zu erzwingen, bemerkt Grotefend sehr richtig in s. Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit S. 206.) b) Die Ellipse, ein durch lebhaftes Gefühle veranlasstes Uebergehen gewisser Nebenvorstellungen, die durch den Zusammenhang der Rede ergänzt werden können, z. B. „bis hierher — weiter nicht!“ Die rednerische Ellipse muss, da sie eine Abweichung von der gewöhnlichen Vollständigkeit ist, unterschieden werden von grammatischen, die dem gewöhnlichen Sprachgebrauch angehören. Sie erhält den Namen der Abgebrochenheit (*interruptio*), wenn sie durch einen ganzen Satz oder mehrere Sätze hindurchgeführt wird, v. Hirscher (Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien des Kirchenjahres 1. Thl. Tübingen 1837. S. 3.): „Ein Jahr — welch' ein bedeutender Theil des Lebens! Ein Jahr — wie vieles kann in dem Laufe eines solchen gewonnen, aber auch verloren werden! Ein Jahr — welche Summe hoher Wahrheiten kann betrachtet u. s. w.“ und die Aposiopesis (Reticenz, Verschweigung), wenn man die ange-

fangene Wortverbindung plötzlich unterbricht, ohne den Sinn zu vollenden. Das erstere (die Interruption) kündigt aber eine so überwiegende Thätigkeit und Spannung der Gefühle und Affekten an, wie man sie in der Handlung der Rede nicht erwartet; sie gehört unstreitig der dichterischen Darstellung an. Die Aposiopesis ist auch dem Redner zuweilen sehr natürlich, als Wirkung eines vorzüglich raschen und lebhaften Wechsels der Gedanken, oder als Bezeichnung des Affekts, z. B. Reinhard Pred. 1805. geh. 2. Theil, S. 35. (wo von dem schändlichen Kornwucher in theurerer Zeit die Rede ist): „Wer es mit heimlicher „Freude bemerkt, dass die allgemeine Noth zunimmt, „und mit einer Fühllosigkeit, die Grausamkeit und „Unmenschlichkeit wird, gewinnsüchtige Pläne ent- „wirft, um aus dem Jammer seiner Brüder Vortheile „zu ziehen, und sich gleichsam mit ihrem Blute zu „mästen; wer — doch wozu, wozu das schreckliche „Bild solcher Ungeheuer; es entweicht diese heilige „Stätte, es entweiche, es entfliehe, wo es hingehört, zur „Hölle!“ c) Die Veränderung der angefangenen Konstruktion in demselben Satze, z. B. Dräseke Pred. für denkende Verehrer Jesu 5. Sammlung, S. 397. Der Redner zeigt, wie erhebend es für die Völker sey, wenn sie ihre Fürsten die Religion hochachten und Gott anbeten sehen, und bemerkt im Folgenden, wie niederschlagend und bekümmernnd die entgegengesetzte Erfahrung seyn müsse: „Läge denn „etwa mehr Erhebung für uns darin, wenn, wie es „schon oft der Fall war, für die Oberhäupter der Nationen nur das Schlachtfeld, und die Herrschaft über „Länder und Meere, und das Verhältniss zu den benachbarten Staaten, und der eitle Pomp verschwenderischer, das Volk aussaugender Feste eine Bedeutung „hat. — Gott aber kennen sie nicht, und ein Gottesreich ist ihnen fremd, und unter Religion wissen sie „aus Geistesarmuth, oder um des verkehrten Gesichtspunktes willen, den man ihnen einmal gegeben hat,

„nichts anders sich zu denken, als Formelwerk, und Wahn, und Vorurtheil, Gebildeten ein Ekel, brauchbar nur zum Zügel für das rohe Volk; ach! und der Unterthan hat nie den Genuss, seinen Monarchen als Christen zu erblicken, nie die Wonne zu denken: „Dein Fürst betet mit dir und für dich, und vor des Allliebenden Throne begegnen sich freundlich euere Wünsche? Sagt, mag man den Zustand für angemessener halten, die Vaterlandsfreunde zu entzücken?“ Das innige, den Redner ergreifende Gefühl der Wehmuth giebt sich hier selbst durch die Unterbrechung der mit wenn angefangenen Konstruktion des Satzes in der Mitte des Ganzen (Gott aber u. s. w.) zu erkennen. d) Das Asyndeton, die Weglassung der Bindewörter, z. B. „lasst uns, wie Jesus, glauben, hoffen, wirken, dulden, kämpfen, überwinden!“ e) Das Polysyndeton, eine von dem gewöhnlichen Ausdruck abweichende Häufung der Bindewörter, z. B. „die Liebe hofft alles, und glaubt alles, und trägt alles, und duldet alles.“ Das Asyndeton kündigt im Darstellenden selbst einen gewissen Drang der Vorstellungen an, der über die *copula* hinweggeht, und erhöht den Eindruck derselben auf das Gemüth des Zuhörers durch ihre schnellere Aufeinanderfolge (weil jede *copula* die Vorstellungen immer durch einen, wenn auch noch so geringen, Zwischenraum trennt). Das Polysyndeton veranlasst die Zuhörer, bei gewissen Vorstellungen etwas länger zu verweilen, und ihre Wichtigkeit mehr in das Auge zu fassen, und ist insofern eine Figur für die Aufmerksamkeit, aber auch für das Gefühl, insofern es aus einem solchen Gefühlszustande hervorgeht, in welchem der Darstellende selbst keine besondere Rücksicht auf Präcision und Abwechslung des Ausdrucks nimmt. f) Die Bethuerung, eine feierliche Bestätigung des Gesagten, z. B. „so wahr mein Erlöser lebt — es ist mein heiliger Wille, sein Evangelium mit unerschütterlicher Treue zu bekennen!“ Wenn man da-

bei einem Gegenstand religiöser Verehrung zum Zeugen anruft, so ist die Betheuerung ein Schwur. g) Die Verwünschung oder Verfluchung (*execratio, detestatio*), der Ausdruck der innigsten Verabscheuung. Wenn Jesus selbst (Matth. 23, 13 ff.) zu wiederholtenmalen, in der Sprache des gerechtesten moralischen Affekts, ein Wehe! ausrief über die heuchlerischen Pharisäer und Schriftgelehrten; so kann auch die Homiletik solche Wendungen des Ausdrucks nicht von der christlichen Kanzel verbannen, insofern sich ihnen keine persönliche Leidenschaft, kein unchristliches Wohlgefallen an dem Verderben des Sünders ausspricht, sondern der gerechteste und lebhafteste Unwille über das Sittlichschlechte, und die feste Ueberzeugung von der Strafwürdigkeit desselben vor den Augen des heiligen und gerechten Gesetzgebers und Richters. Vergl. die obige zur Erläuterung der Aposiopesis aus Reinhard's Pred. angeführte Stelle, von den Worten an: „Doch wozu das schreckliche Bild u. s. w.“ oder Saurin Pred. über die Leidensgeschichte Jesu und andere damit verwandte Materien übersetzt von Heyer, 2. Theil. Leipzig, 1760. S. 272 fg., wo der Redner, nachdem er von der schonenden und nachsichtsvollen Güte Gottes gesprochen hatte, ausruft: „Wehe, Wehe! Fluch, Fluch über „dem, der sie noch missbraucht — doch nein — lasset „uns nicht fluchen! lasset heute diese schrecklichen „Töne in dieser Versammlung nicht gehört werden!“ Eine andere Art subjektiver Figuren versinnlicht die Handlung, welche zwischen dem Redner und den Zuhörern vor sich geht. a) Die Apostrophe, die bekannte Wendung, mit welcher man, um eine Vorstellung in ihrer bestimmten Beziehung auf gewisse Individuen oder Menschenklassen darzustellen, sie selbst anredet, anstatt von ihnen in der dritten Person zu sprechen, z. B. (Reinhard Pred. 1804. geh. 2. Bd. S. 28.): „Sehet hier euere Verurtheilung, Müssiggänger, die ihr nicht einmal einen Beruf

„habt; Elende, die ihr eueren Beruf vernachlässiget. „Der wird einst euer Richter seyn, der keine Gefahr „scheute, der den Tod selbst nicht achtete, um zu thun, „was ihm befohlen war, u. s. w.“ b) Die Frage, welche jedoch nur dann zur figürlichen Darstellung wird, wenn sie nicht als nothwendiger Ausdruck des Wunsches, Belehrung zu erhalten, oder als nothwendiges Mittel zur Prüfung der Einsichten eines andern betrachtet werden muss *), sondern das innere Gefühl der Gewissheit der dargestellten Behauptung lebendig bezeichnen, oder die geistige Selbstthätigkeit der Zuhörer erregen, oder beides mit einander verbinden will. Sehr zweckmässig erscheint sie oft in der Rede, bald, um einen scheinbaren Einwurf oder Zweifel auszusprechen, der dann beantwortet und gelöst wird (z. B. Reinhard Pred. 1810. geh. 2. Bd. S. 220., wo an die textgemässe Behauptung, Trauern sey besser als Lachen, folgender Satz angeknüpft wird: „Aber, welche „Sätze, werdet ihr sagen, welche Behauptungen? So „wäre es denn unerlaubt, wäre tadelnswürdig und thö- „richt, sich das Leben so genussreich und fröhlich, als „möglich, zu machen? Streben denn nicht alle Neigungen unseres Wesens nach Genuss? u. s. w.“) bald, um Einwurf und Beantwortung mit einander zu verbinden, (z. B. „Es ist heilige Thatsache unseres Bewusstseyns, dass wir sittliche Freiheit des Willens „haben. Oder sollten wir wirklich diejenigen, die „ihren Willen nicht anstrengen, und ihre Freiheit nicht „gebrauchen wollen, für gültige Zeugen gegen das Daseyn dieser Freiheit halten? Ist nicht das mahnende „und strafende Gewissen, das auch den leichtsinnigen „Sünder öfters überrascht, ein unverkennbarer Ausdruck „dieser Freiheit?“) bald, um mit derselben Lebendigkeit, welche öfters in Ausrufungen hervortritt, das

*) Sie kann daher auch da nicht als Figur betrachtet werden, wo man das Thema, vielleicht auch die einzelnen Theile in der Form einer Aufgabe für das weitere Nachdenken, einer Frage, die nun beantwortet werden soll, ankündigt.

Wahrheitsgefühl des Redners zu bezeichnen, z. B. „Wo soll ich anfangen, wo soll ich enden, wenn ich von den Denkmalen der allmächtigen Liebe Gottes in seiner grossen, herrlichen Schöpfung rede?“ bald, um die Zuhörer zu einem solchen inneren Selbstgeständnisse zu bringen, dem sie nicht ausweichen können. Dies Letzte bewirkt besonders die Aufeinanderfolge mehrerer, nicht selten mit einer zweckmässigen Gradation verknüpfter, auf das Gemüth gleichsam eindringender Fragen, z. B. in der oben angeführten Reinhardtschen Predigt 1810. 2. Bd. S. 229. fg. (wo davon die Rede ist, dass es unmöglich sey, unaufhörlich zu geniessen): „Wie, die Güter, die ihr hier so begierig suchet, an denen ihr euch ergötzt, in deren Genuss ihr so unmässig sahwelget, wären fähig, euch immer neue Freuden zu gewähren? Verlieren sie nicht ihre Reize in eben dem Grade, in welchem ihr sie genauer kennen lernet und gebrauchet? Werden sie euch, je öfter ihr sie geniesset, nicht immer gleichgültiger und alltäglicher? Tritt an die Stelle der ehemaligen Begierde nicht häufig Sättigung und Ueberdruß? Betrachtet ihr nicht so Manches, was sonst der Gegenstand eurer heissesten Wünsche war, was euch das höchste Entzücken gewährte, mit Widerwillen und Verachtung, wohl gar mit Abscheu und Hass?“*) So wirksam aber die Frage unter den angegebenen Bedingungen im rednerischen Vortrage ist, so nothwendig erscheint doch, besonders für angehende Redner, die Warnung, dass man sich nicht mechanisch daran gewöhne, auch ohne Grund zu fragen, und am wenigsten, eine ganze Reihe von Fragen auftreten zu lassen, wo nicht die oben bemerkte Rück-

*) Vergl. Dräseke Predigten: Der Weg durch die Wüste. Lüneburg, 1821. N. II. (über den Kämmerer aus Mohrenland Act. 8, 27. 28.) S. 44.: „Solche Gefahren aber für die Seelen, wie dieser Mann aus Mohrenland besiegte, fraget euch! hättet ihr sie wohl auch besiegt? Solche Hindernisse, hättet ihr sie wohl auch beseitigt? Solche Selbstverläugnung, solche Grösse der Seele, hättet ihr sie wohl auch geübt? Und für nichts, für gar nichts feil und über alles theuer gewesen und geblieben wäre euch ewig euer Jerusalem?“

sicht eine hinreichende Veranlassung darbietet. Der Missbrauch dieser Figur giebt der stylistischen Darstellung, statt wahrer Lebendigkeit, ein erzwungenes Wesen, und eine Einförmigkeit, welche die Aufmerksamkeit ermüdet. Vergl. die Bruchstücke aus Maury's Versuch über die Kanzelberedsamkeit, übers. von D. Goldhorn in Tzschirner Memorabilien 3. Bd. 2. St. 1813. S. 60 ff. und Grotendorf Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit, S. 204 ff. c) Die Aufforderung, welche die Zuhörer zur eigenen Prüfung und Betrachtung einer Vorstellung, oder zu Einwürfen, oder zur Vertheidigung ermuntert, indem der Redner selbst lebendig fühlt, dass sich die Wahrheit der aufgestellten Behauptung nicht verkennen und widerlegen lasse, z. B. Saurin Pred. über verschiedene Texte der heiligen Schrift, 1. Theil, übers. von Rosenberg, Leipzig, 1750. S. 229.: „So siehet der Streit aus, den Gott wider euch vorhat; das sind die Klagen, die er über euch führet. Rechtfertigt euch, vertheidigt euch, redet, antwortet! Mein Volk, was habe ich Dir gethan? Was könnt ihr wohl hier zu euerem Schutze sagen? Wie wollt ihr eueren Undank, eueren Unempfindlichkeit, eueren Verbrechen, eueren Verleumdungen, eueren Unachtsamkeit, eueren Kaltsinnigkeit, euer weltgesinntes Wesen, eueren Hochmuth, eueren unwürdigen Genuss des heiligen Abendmahls, eueren unterlassenen Fasten, eueren falschen Eide, eueren so oft gebrochenen Vorsatz, euer Herz, welches sich eben sowohl bei seinen Drohungen, als Verheissungen, bei seinen Züchtigungen, bei dem Schaden, den er der Kirche widerfahren lassen, und der ihr noch widerfahren soll, verhärtet; wie wollt ihr dies alles rechtfertigen? Habt ihr etwas hierwider einzuwenden? Ich sage es noch einmal, rechtfertigt euch, vertheidigt euch, redet, antwortet! — Ach, meine Brüder, betrüge ich mich denn? Mich dünkt, ich sehe an eueren Augen, in

„eueren Herzen, an eueren Stirnen die Antwort angeschrieben, die ihr mir geben wollt. Mich dünkt, ich sehe schon diejenigen Herzen, die von einem wahren Schmerze eingenommen sind. Mich dünkt, ich sehe schon diejenigen Stirnen, die eine heilige Verwirrung bedeckt; diejenigen Augen, die mit den Thränen einer heilsamen Busse benetzt sind u. s. w.“ Vergl. auch Reinhard Pred. 1810. 1. B. S. 199 folg. d) Die *concessio*, die einen Einwurf, der von den Zuhörern erhoben werden könnte, ganz oder zum Theil einräumt, und sich dadurch den Weg bahnt, die Wahrheit des aufgestellten Satzes um so einleuchtender darzuthun, z. B. Reinhard Pred. 1798. 2. B. S. 195. (wo der Satz behandelt wird, es sey möglich, bei unserem Verhalten auf die Gedanken anderer Rücksicht zu nehmen): „Herzenskündiger sind wir nicht, dies gestehe ich willig zu; aber es ist falsch, dass wir von den Gedanken Anderer gar nichts merken, dass wir auf keine Weise wissen könnten, wie sie urtheilen u. s. w.“ Vergl. auch Reinhard Pred. 1798. 1. B. S. 281. Pred. 1810. 2. B. S. 221 folg. e) Die *praeteritio*, wo man eben dadurch auf einen Gegenstand aufmerksam macht, dass man erklärt, sich jetzt darüber nicht verbreiten zu wollen. Sie entsteht aus einer lebendigen Vorstellung des Umfanges, den der darzustellende Stoff besitzt (z. B. der Verschiedenheit und Menge der beweisenden Gründe), oder der allgemeinen Anerkennung, welche der Wahrheit eines Satzes zu Theil wird, und es liegt darin eine Aufforderung an die Zuhörer, jenen Umfang eben so lebendig zu erkennen und zu fühlen, als der Redende selbst, oder sich nur an Einsichten und Ueberzeugungen zu erinnern, welche sie schon längst in sich aufgefasst und begründet haben, z. B. Reinhard Pred. 1802. geh. 1. Theil, S. 7.: „Die Zeit eilt schnell dahin, die Bedingung, an welche unser Leben mit seinen Veränderungen geknüpft ist, nähert sich in ihrem Ende mit einer hinreissenden Geschwindigkeit. Auf das

„Heer der Neugeborenen, die ihr Daseyn in wenigen Augenblicken verhauchen; auf die Menge der Kinder, die schon im Frühlinge des Lebens wieder verblühen; auf die unzähligen Menschen, deren Dauer schon wieder zu Ende ist, noch ehe sie die Jahre der Kraft und der Reife erreicht haben, verweise ich euch jetzt nicht; ach es ist fürchterlich wahr, für den ungleich grössten Theil unseres Geschlechts besteht die Zeit in einem Wechsel weniger Stunden, die sich gleichsam wetteifernd einander verdrängen, und plötzlich vorüberhauen.“ Vergl. Reinhard Pred. 1798. 1. Theil, S. 124. f) Die Beschwörung, *obtestatio*, der dringende Ausdruck einer Bitte, welche zugleich bewegende Gründe erwähnt, z. B. Saurin Pred. über die Leidensgeschichte Jesu und einige andere Materien, übersetzt von Heyer, 2. Theil S. 273: „Wir beschwören euch, meine Brüder, bei eben der Barmherzigkeit, der ihr die Befreiung von so manchem Uebel, und den Genuss so manches Guten zu verdanken habt; bei eben der Barmherzigkeit, die, anstatt euch die Thüren des Grabes zu eröffnen, euch heute die Pforten dieses Tempels eröffnet hat; bei eben der Barmherzigkeit, die, anstatt euch vor den Richterstuhl der Rache zu rufen, euch vor wenig Tagen zur Tafel der Liebe eingeladen hat; wir beschwören euch, eine Gesinnung anzunehmen, und einen Entwurf eueres Lebens zu machen, der demjenigen gemäss ist, was Gott für euch thut.“

Es sind, wie ich oben bemerkte, hauptsächlich diese mannichfaltigen Figuren des Ausdrucks, welche dem Styl Lebendigkeit geben. Diese Eigenschaft betrachten wir als eine allgemeine, indem wir von jedem gut stylisirten Produkte erwarten, dass es etwas von Lebendigkeit habe, in so weit wenigstens, als dies (auch abgesehen von den Redefiguren) auf der Beachtung der Präcision und einer gewissen Abwechslung im Ausdrucke beruht. Sehr verschieden sind aber die besondern und zufälligen Eigenschaften des Styls, welche in dem allgemeinen Begriffe der Lebendigkeit liegen,

oder, mit andern Worten, die mannichfaltigen Formen, in denen sich die Lebendigkeit (in so fern sie besonders aus dem Gebrauch der Redefiguren hervorgeht) darzustellen pflegt, gemäss dem jedesmaligen Endzweck der Darstellung, und der Individualität des Schriftstellers oder Redners; das Anschauliche, das Blühende, die Fülle, die Pracht, das Grosse, Erhabene und Feierliche, das Pathos, das Gemüthvolle und Rührende, das Scharfsinnige und Witzige, das Komische im Styl.

Anschaulichkeit (*ἐνάργεια*, *evidentia*, *repraesentatio*, *Dionys. Halic. iudicium de Lysia T. V. p. 465. ed. Reisk. Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 3. p. 89. T. II. Wolf.*) nennen wir die Eigenschaft des Ausdrucks, vermöge welcher er sich besonders durch das Versinnlichen und Individualisiren des Allgemeinen und Abstrakten charakterisirt. Die objektiven Figuren, welche Vorstellungen durch versinnlichende Merkmale weiter ausbilden, so wie die verschiedenen Arten der Zusammenstellung einer Vorstellung mit einer ähnlichen, das Antitheton, die Tropen, und die Vertauschungen der Vorstellungen, welche sich auf die Prädikate, oder auf Verhältnisse des Ortes und der Zeit beziehen, bilden hauptsächlich diesen eigenthümlichen Charakter des Styls. Es liegt aber nicht nothwendig in dieser Form der Darstellung, dass die Thätigkeit der Einbildungskraft durch einen vorzüglichen Wechsel, oder Schwung und Kühnheit ihrer Anschauungen und Bilder hervorsteche. Auch bei grosser Einfachheit kann die Darstellung sehr anschaulich seyn, mehr die reproduktive Einbildungskraft, als die Phantasie beschäftigend. Vergl. *Demosthenes* dritte olynthische Rede gegen das Ende: *ἀλλ' ὃ τὰν εἰ ταῦτα φαύλως* etc. Oder Schatter Predigten über die Episteln der Sonntage und Feste eines ganzen Jahres, 1. Theil, Jena u. Leipzig, 1802. N. VIII. S. 123. (aus der Predigt über das Thema: der Zustand unmündiger Kinder unter der Vormundschaft als ein Bild von unserem Zustande im jetzigen Leben, Epistel an die

Gal. 4, 1 — 7.): „Der Mensch fühlt sich berechtigt zu „grossen Ansprüchen auf Glückseligkeit, und hat wieder „Zeiten, wo es ihm an Allem fehlt, was zur Glückseligkeit gehört, wo er sich ganz elend fühlt. Er kann „vielleicht eine schöne, lange Reihe von Jahren zu „leben haben; aber auch in der nächsten Viertelstunde „schon todt seyn. So gross und so klein ist der Mensch, „so stark und so schwach, so reich und so arm; wie „der Unmündige, vielleicht ein reicher Erbe eines „grossen Vermögens, jetzt unter der Vormundschaft „über nichts Herr ist, ob er wohl ein Herr ist aller „Güter. Dem sind die Hände auch gebunden, der kann „für sich auch nichts von Bedeutung thun, er hängt „ab von seinen Vormündern. Sein Wille gilt nichts, „sobald der Wille der Vormünder dawider streitet. „Und geschieht manchmal sein Wille; so scheint es „nur so, es sey sein Wille gewesen; im Grunde war „es doch nur der Wille seiner Vormünder, der diesmal mit seinem Willen übereinkam. Ist es im Laufe „unseres ganzen Lebens anders mit uns?“

Blühend nennt man den Styl (*elocutio florida*, λέξις ἀνθηρά, cfr. *Dionys. Halic. περὶ τῆς ληκτικῆς Δημοσθένους δεινότητος* c. 18. p. 1007. Vol. 6. ed. Reisk. *Longinus περὶ ὕψους* 10, 4. p. 68. ed. Morus. *Cicero Brutus* c. 17. *Quinctil. institt. oratt.* l. 2. c. 5. §. 18. l. 12. c. 10. §. 58.), wenn die schlichte, das Erkenntnissvermögen beschäftigende Darstellung oft und mannichfaltig mit Wendungen des Ausdrucks abwechselt, welche vorzüglich dazu geeignet sind, die Einbildungskraft nicht eben zu einem ausgezeichneten hohen Schwunge, aber doch zu einer freien, leichten und anmuthigen Bewegung zu veranlassen. Mit diesem blühenden Ausdruck, der hauptsächlich aus den Tropen entsteht, vereinigt sich oft und leicht die Anschaulichkeit. S. Ammon Religionsvorträge im Geiste Jesu, 3. Band, Göttingen, 1809. S. 264. folg.: „Bei allem, „was die Natur erzeugt und zur Vollkommenheit bringt, „nehmen wir überall eine gewisse Einförmigkeit, eine

„gewisse Ordnung und Regelmässigkeit wahr; die grüne
„Saat, die aus dem Boden hervorkeimt, schosst auch
„in Reihen und Gliedern zu vollen Halmen heran; die
„Blüthe, die aus Büschen und Zweigen hervorbricht,
„wird entweder vom Winde verweht, und fällt nach
„ihrer ersten Entwicklung schon ab, oder sie gedeiht
„zur vollen und erquickenden Frucht; und zur Zeit
„der Erndte beugt ein Wald von Aehren sein gesegne-
„tes Haupt dem harrenden Schnitter dar. Wählt aber
„der Tod dafür nicht seine Opfer unter unserem Ge-
„schlechte mit der grössten Regellosigkeit; sinken nicht
„ganze Schaaren von Säuglingen, die kaum das Licht
„des Tags erblickt hatten, schon wieder in die Nacht
„des Grabes zurück; welkt nicht oft die Hoffnung lie-
„bender Eltern ohne Rettung in der schönsten Blüthe
„der Kindheit und Jugend dahin; wird nicht oft der
„kraftvolle Mann und die thätige Mutter schon in den
„ersten Jahren eines heiligen Familienbundes von der
„Erde abgerufen; ja sieht nicht endlich der lebensmüde
„Greis zuweilen den Faden seines irdischen Daseyns
„zu einem Ziele hinaus verlängert, das er sonst nie zu
„hoffen, ja kaum zu ahnden wagte? Lasset euch nichts
„von dem heilsamen Einflusse sagen, den diese Unge-
„wissheit des Todes auf unsere Hoffnungen, auf unsere
„Unternehmungen und auf unsere Tugend hat; lasset
„mich nichts von der abgemessenen Ordnung sprechen,
„die wir, bei aller scheinbaren Unordnung, doch in
„den langen Reihen der Scheidenden entdeckten, deren
„Verlust wir beseufzen. Aber führt uns diese merk-
„würdige Erscheinung nicht von selbst zu den wichtig-
„sten Betrachtungen über unsere Bestimmung hin;
„fühlen wir uns nicht zu der Ueberzeugung gedrungen,
„dass wir etwas ganz Anderes und Besseres sind, als
„die einstimmige, sich im steten Kreislaufe bewogende
„Natur; muss es uns nicht an dem Grabe jedes Kindes
„und jedes Jünglings einleuchten, dass in dem ewigen
„Reiche Gottes viele Wohnungen sind, und dass in der
„grossen Geisterwelt keine Entwicklung des Lebens,

„kein Anstoss der Kraft, kein Keim, keine Blüthe und „keine Frucht unseres sich der Unendlichkeit langsam „aufschliessenden Bewusstseyns verloren geht?“ Vergl. Dinter Pred. zum Vorlesen in Landkirchen, 1. B. (Neustadt an der Orla, 1809.) S. 267 ff. Zollikofer Predigten, 7. Theil, S. 789 ff.

Der Styl hat Fülle oder Reichthum (*copia*, s. *Cicero Brutus* c. 13. *orator.* c. 28. *de invent.* l. 1. c. 1. *in. Quinctil. institt. oratt.* l. 8. c. 3. §. 87. l. 12. c. 2. §. 25.) in so fern er die Einbildungskraft und das Gefühl veranlasst, die dargestellten Gedanken mit einer gewissen Musse vollständiger auszubilden, als es im eigentlich prosaischen Ausdruck geschehen würde, durch Umgebung der Hauptvorstellung mit mannichfaltigen Nebenvorstellungen. Wir bemerken hier vorzüglich die Verbindung des Subjekts mit einem anschaulichen Epitheton, die Exergasie, die Distribution, die Cumulation, die verschiedenen oben bemerkten Arten des Zusammenstellens einer Vorstellung mit einer ähnlichen und das Antitheton, die Periphrase und Allegorie, die Gradation und Wiederholung. In so fern die Präcision des Styls in der Vermeidung alles Unnöthigen, Müssigen und Schleppenden im Ausdrucke besteht, kann zwischen Präcision und Fülle der Darstellung kein Widerstreit seyn; Wortfülle ohne alle Präcision ist Weitschweifigkeit und leere Deklamation. Jener höhere Grad der Präcision aber, den ich oben Gedrängtheit des Ausdrucks nannte, ist offenbar ein anderer Charakter des Styls, als das *genus dicendi copiosum*. Beispiele einer rednerischen Fülle, die sich oft mit einem sehr anschaulichen und blühenden Ausdrucke vereinigt, geben unter den Alten Isokrates und Cicero, unter den neueren Kanzelrednern Saurin, Mosheim, Cramer, Zollikofer, Marzoll, Dräseke, Haffner an die Hand. S. auch die vorhin ausgehobene Stelle aus Ammon's Religionsvorträgen im Geiste Jesu.

Zur Fülle kommt nicht selten auch eine gewisse

Pracht der Darstellung (*μεγαλοπρέπεια*, *magnificentia*, s. *Quinctil. institt. oratt. l. 4. c. 2. §. 61.*), welche darin besteht, dass die Anschauungen und Bilder, mit welchen die Phantasie beschäftigt wird, vor dem Gewöhnlichen sehr hervorstechen, und mannichfaltig mit einander abwechseln. Sie verbindet sich öfters mit dem Kühnen im Ausdruck (*τόλμημα λεκτικόν*, *audacia*, s. *Longinus περὶ ὕψους c. 38. §. 5. p. 214. ed. Morus.*). So nennt man das Neue, Ungewöhnliche, Ueberraschende der stylistischen Form, in so fern es als etwas Gewagtes erscheint. Als Beispiel der Pracht im Ausdruck vergl. *Plinii Panegyricus Traiano dictus* an mehreren Orten, z. B. c. 4. Denjenigen Gefühlen, deren Charakter ruhige Grösse und Tiefe ist, gehört das Grosse und Erhabene der stylistischen Darstellung an (*sublimitas, gravitas, βάρος, σεμνότης, ὕψος*, s. *Dionys. Halicarn. περὶ τῆς λεκτικῆς Δημοσθένους δεινότητος c. 34. p. 1061. T. VI. Reisk. iudicium de Lysia c. 13. p. 482. T. V. Hermogenes περὶ ἰδεῶν l. 1. p. 56. Sturm. Dionysius Longinus περὶ ὕψους. Quinctil. institt. oratt. l. 1. c. 5. §. 3. p. 32. T. I. Wolf. *) l. 8. c. 3. §. 18. p. 77. T. II. Auctor ad Herenn. l. 4. c. 8. Cicero orator. c. 5.*). Beide Ausdrücke bezeichnen im Wesentlichen dasselbe, diejenige Art der Darstellung, welche bewirkt, dass der Gegenstand, als ein vor andern hervorragender und ausgezeichneteter nicht bloß von dem Denkvermögen erkannt, sondern auch von dem Gefühlsvermögen lebendig aufgefasst werde. Der Unterschied liegt nur darin, dass wir bei dem Ausdruck: grosser Styl, zunächst mehr an das Objektive denken, an das lebhaft versinnlichte Verhältniss, in welchem der Gegenstand zu andern, ebenfalls grossen, mit ihm verglichenen steht,

*) Der technische Ausdruck *sublimitas* wurde freilich bei den Alten nicht immer in denselben engeren Grenzen des Begriffs gehalten. S. *Ernesti lexicon technologiae latinorum rheor. sub h. v.*

bei dem andern: erhabener Styl, mehr an das Subjektive, an das lebhaft versinnlichte Verhältniss des Gegenstandes zu den Schranken unserer menschlichen Natur. Erhaben nennen wir nämlich, was unsere Phantasie zu einer freien Beschäftigung mit Vorstellungen veranlasst, welche die Einbildungskraft nicht in einem Bilde, und der Verstand nicht in einem Begriffe zu umfassen vermag, so dass durch dieses Bewusstseyn jener Schranken das Vernunftvermögen, das Vermögen der Ideen in Thätigkeit gesetzt wird, z. B. in der äusseren Natur, der Anblick des gestirnten Himmels, in der geistigen Welt, die Betrachtung der reinsten, vollendeten Sittlichkeit im Leben Jesu. In dem Gefühlsvermögen wirkt das Erhabene zunächst ein gemischtes Gefühl der Lust und Unlust, durch den Gegensatz zwischen dem Endlichen und Unendlichen, zwischen unserer Beschränktheit und dem Schrankenlosen; indem aber das Ideenvermögen in volle Thätigkeit tritt, und das Uebergewicht der Freiheit über die Naturnothwendigkeit, des Unendlichen über die Schranken des Endlichen von dem Gefühl lebendig aufgefasst wird, siegt auch am Ende das Gefühl der reinsten Lust über die Unlust. Obgleich die ächte Grösse und Erhabenheit des Styls immer nothwendig voraussetzt, dass in den Gedanken selbst, in der Sache etwas liege, wodurch dieser stylistische Charakter begründet werde; so hat es doch der Ausdruck allerdings in seiner Gewalt, das Grosse und Erhabene des Gedankens selbst mit besonderer Anschaulichkeit und tiefen Eindrücken auf das Gemüth hervortreten zu lassen, und, in so fern dies geschieht, legen wir auch der stylistischen Form diese Eigenschaften bei. Nicht selten ist gerade die kürzeste und einfachste Bezeichnung des Gegenstandes das sicherste Mittel, um diesen Zweck zu erreichen. Wie gross und erhaben ist das Alttestamentliche: Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht! Jede weitere Umschreibung oder bildliche Einkleidung würde hier nur den Eindruck

schwächen; es ist gerade so, wie es hier lautet, genug gesagt, um die Unendlichkeit und Majestät der Schöpferkraft Gottes eben so deutlich als fühlbar zu machen. Und das Gemüth des Redenden empfindet oft da am tiefsten, wo er am wenigsten von seinem Gefühle spricht. Aber nicht selten gestattet auch die Natur des Gegenstandes eine weitere Entwicklung einzelner Merkmale, wodurch seine Grösse und Erhabenheit noch stärker versinnlicht, und dem Gefühle noch näher gelegt werden kann; und dem Gemüthszustande, den die Betrachtung des grossen und erhabenen Gegenstandes im Darstellenden selbst hervorgebracht hat, ist es oft ganz natürlich, dass sich die Darstellung etwas weiter ausbreitet, in mannichfaltigen, eigentlichen und bildlichen Wendungen der Rede, welche die Vorstellungen sinnlicher oder geistiger Grösse und Würde erwecken, und die Bewunderung, das Staunen, die Ehrfurcht des Redenden unmittelbar bezeichnen; das stylistisch Grosse und Erhabene kann sich daher auch mit Fülle und Pracht vereinigen. V. Hirschler a. a. O. S. 11. „Himmel und Erde werden vergehen! Es wird ein schrecklicher Anblick sein! Der Herr sagt: „bis zur Ver-
 „zweiflung angst und bange wird auf Erden den Völ-
 „kern werden bei dem Tosen des Meeres und den
 „brausenden Wogen. Die Kräfte des Himmels werden
 „erschüttert werden.“ — Wenn wir schon bei dem
 „Toben eines wüthenden Orkans, wenn wir bei furcht-
 „baren Wolkenbrüchen und Hagelschauern, wenn wir
 „bei erschütternden Donnern und schneidend-leuchten-
 „den Blitzen, wenn wir bei lichterlohen fressenden
 „Flammenwogen, oder bei gähnendem Aufklaffen eines
 „Erdrisses, oder bei einem Thürme und Paläste nieder-
 „stürzenden Erdbeben erzittern und in Seelenangst
 „vergehen; wie muss uns bei dem Gedanken an die
 „Erschütterung der Grundfesten des Himmels und an den
 „allverzehrenden Brand des ganzen Erdballes seyn! —
 „Gott! welch' ein Anblick, wenn ein Feuermeer aus
 „dem Abgrunde der Erde hervorbricht, und die uner-

„messlichen Wasser das Oceans in das Feuermeer ver-
„sinken; wenn bei heulenden Stürmen die unendlichen
„Wasser in dem fressenden Feuer widerstreitend auf-
„kochen und in wüthendem Kampfe untergehen; wenn
„Länder und Gebirge spalten; wenn aus den Rissen
„himmelhoch Feuer- und Wasserströme aufsprühen,
„und mächtige, ewig unbewegte Berggipfel sich schüt-
„ternd in den aufgerissenen Feuerschlund stürzen; wenn
„in dem fressenden Brande Hochgebirge verschwinden
„wie dürre Reiser, die man in's Feuer wirft, und jetzt
„nur noch das Feuermeer ist, allüberwogend, allver-
„schlingend — und keine Arche, die auf seinen Fluten
„rettend schwämme. Ja, welch' ein Anblick! Aber
„ewig sich selbst gleich steht über der zerflossenen Welt
„der Herr — der Allmächtige! Einst sprach er sein
„allmächtiges „Werde!“ und sie stand da! Nun winkt
„er dem Feuer seiner Macht; und siehe, sie ist nicht
„mehr! Gross und schrecklich, du Herr des Himmels
„und der Erde, bist du!“ Vergl. auch Reinhard
Pred. vom Jahre 1810. 1. B. (Sulzbach 1811.) S. 104
fg., wo das Erhabene besonders hervortritt: „Seyd ihr
„in Gefahr, die Kleinigkeiten der Erde für etwas
„Grosses zu halten; den menschlichen Bestrebungen
„und Thätigkeiten eine Wichtigkeit beizulegen, die sie
„nicht haben; an dem Erstaunen Theil zu nehmen, mit
„welchem der grosse Haufe den Glanz und die Hoheit
„der Reichen und Mächtigen betrachtet; seyd ihr in
„Gefahr, wohl gar stolz auf euere eigenen Vorzüge,
„auf euere Macht und Grösse zu werden; hebet euere
„Augen in die Höhe, ich bitte euch, und sehet: was
„sind die, welche ihr anstaunet, in Vergleichung mit
„dem Erdball, auf welchem sie sich mit so vielen Mil-
„lionen befinden; was ist der Erdball in Vergleichung
„mit der Sonne, die ihn gewaltig um sich herumführt;
„was ist die Sonne mit allen ihren Begleitern gegen
„die unzähligen Sonnen und Welten, die alle Räume
„des Himmels erfüllen; was sind diese Sonnen und
„Welten gegen die unermessliche Schöpfung, deren

„entfernteste Gegenden kein menschlicher Blick erreicht? Und in dieser Unendlichkeit, wo unser Erdball ein kaum bemerkbares Stäubchen ist, wäre irgend etwas Menschliches wichtig und gross, da verlöre sich nicht alles in Nichts? Ist es endlich dieses letztere Gefühl, was euch zu mächtig wird; ist es das Bewusstseyn eurer Schwachheit, eurer Hinfälligkeit, eueres Nichts, was euch peinigt; glaubet ihr Erscheinungen zu seyn, die, wie flüchtige Schatten, entstehen und wieder vergehen; blicket noch einmal empor zu dem unermesslichen Weltall; betrachtet es in seiner ganzen Herrlichkeit; meinet ihr umsonst zum Anschauen desselben berufen zu seyn; würdet ihr es fassen, würdet ihr etwas dabei denken, würdet ihr es für das Werk, für das unermessliche Reich eines unendlichen Geistes erkennen können, wenn ihr nicht selbst Geist wäret; wenn ihr nicht zu den Wesen gehörtet, um welcher willen alles Sichtbare und Körperliche, diese ganze prachtvolle Zurüstung vorhanden ist; wenn ihr nicht besser und edler wäret, als alles, was sich euerem Auge darstellt?“ Gewöhnlich geht das stylistisch Grosse, wie das Erhabene zugleich in den Charakter des Feierlichen über, in so fern es einen tiefen und ernsten, durch lebhafte Vorstellungen und Gefühle der besondern Wichtigkeit des Gegenstandes hervorgebrachten Eindruck im Gemüthe zurücklässt — eine ehrerbietige Stille des Geistes, der sich entweder in die geheimsten Tiefen seines eigenen Innern versenkt, oder in die übersinnliche Welt emporgehoben wird. Die eben angeführten Beispiele können auch hier zur Erläuterung dienen. Vergl. auch Häfeli Predigten und Reden in s. nachgelassenen Schriften 1. Bd. S. 32.

Als etwas mit dem erhabenen Styl sehr genau Verwandtes, oder als eine besondere Art desselben ist das *Pathos* zu betrachten, wenn man den Ausdruck in der ursprünglichen Bedeutung des griechischen *πάθος* (ein Leiden, ein Affizirtwerden) nimmt, und den Styl

in so fern pathetisch nennt, in wie fern er menschliche Leiden so darstellt, dass die höhere Natur des Menschen als eine dem Leiden widerstehende, und im Kampfe mit dem Sinnlichen (wenn auch der Mensch physisch unterliegen sollte) am Ende den Sieg davontragende erscheint. Die Anwendung dieses Begriffes gehört zunächst in die Theorie der epischen und tragischen Poesie. Wir halten uns vielmehr an den eigentlichen rhetorischen Sprachgebrauch, der sich an die engere psychologische Bedeutung des πάθος (Affekten) anknüpft. Die alten Rhetoren unterschieden in der Rede ἡθος und πάθος, indem sie mit dem ersteren dasjenige in den Stimmungen und Bewegungen des menschlichen Gemüths bezeichneten, was einen sanften und ruhigen Charakter hat, und mit einer solchen in der Seele herrschenden Gesinnung und Denkart in Verbindung steht, welche die Zuhörer für die Person des Redners gewinnt, unter dem πάθος hingegen die lebhafteren, heftigeren, aber vorübergehenden Gemüthsbewegungen verstanden, deren Ausdruck die Zuhörer ergreift, erschüttert, und vermittelt der Sympathie für oder gegen eine Sache zu stimmen vermag. S. *Quinctil. institt. oratt. l. 6. c. 2.* Auf beides wendet derselbe *rhetor* den lateinischen Ausdruck *adfectus* an, und unterscheidet daher *adfectus mites* und *conciatos*, *l. 10. c. 1. §. 48. §. 101.* Vgl. *Dionys. Halicarn. censura scriptt. c. 2.* *Longinus περὶ ὑποῦς c. 29. §. 2.* Von dieser Bedeutung ausgehend, nennen wir, in der Theorie der Beredsamkeit, das Pathos im Styl den Ausdruck der lebhaftesten Gefühle, Affekten und Bestrebungen des Redners, welche sich durch eine schnelle Aufeinanderfolge der inneren geistigen Thätigkeiten charakterisiren; so wie das Gemüthvolle und Rührende vielmehr dem ἡθος angehört. Der pathetische Styl ist feurig, wenn seine Eigenthümlichkeit besonders in dem raschen Wechsel vorzüglich starker und lebhafter Anschauungen und Gefühle besteht. Das Feuer der Rede liebt diejenigen

Figuren, welche nicht wortreich sind, und im Gemüthe des Darstellenden einen mächtigen Drang der Gefühle ankündigen, die Ellipse, die Abgebrochenheit, das *Asyndeton*, den Ausruf, die gehäufte Frage, die Verbesserung, die Apostrophe und Prosopopoeie. Eindringend, erschütternd, ergreifend nennt man diesen Styl, in so fern das Pathos des Redners starke Bewegungen und Veränderungen im Innern der Zuhörer hervorbringt, welche die Vereinigung ihrer Bestrebungen mit den Bestrebungen des Redners beschleunigen. Daher treten in dieser Art der Darstellung auch mehrere unter den oben genannten Figuren der Rede sehr hervor, in denen sich die lebendige Handlung, die zwischen dem Redner und den Zuhörern vor sich geht, mit besonderer Anschaulichkeit ausspricht. Beispiele bieten unter den Reden der Alten vorzüglich die Demosthenischen dar. S. Jenisch aesthetisch-kritische Parallele der beiden grössten Redner des Alterthums, Demosthenes und Cicero, Berlin, 1801. S. 94 folg. Vgl. Saurin Predigt vom Allmosen in s. Pred. über verschiedene Texte der heiligen Schrift übers. von Rosenberg, 1. Th. S. 332 fg.: „Sehet, was das Paradies, sehet, was die Liebe ist! Eine Liebe, die nicht mehr Allmosen giebt, weil die, so im Himmel sind, keinen Mangel mehr haben; sondern eine Liebe, die so weit geht, dass sie alles giebt, dass sie ihre Glückseligkeit verlässt, dass sie sich selbst giebt, dass sie sich selbst für diejenigen aufopfert, die man liebt. Hiervon zeugen die Geschenke, die wir vom Himmel empfangen; hiervon zeugen die Beschreibungen, die uns von diesem geheiligten Orte gegeben werden; hiervon zeugt dieser Gott, der uns seinen Sohn gegeben hat; hiervon zeugt dieser Sohn, der sich selbst gegeben hat; hiervon zeugen diese Engel, die sich ohne Aufhören um uns her lagern, uns zu bedecken und zu beschützen; hiervon zeugen die Freudenbezeugungen der verklärten Heiligen, die sich freuen, wenn ein Sünder Busse thut, indem sie mehr von

„seinem, als ihrem eigenen Glücke gerührt werden;
 „hiervon zeugen jene Kronen, welche die Heiligen vor
 „dem Throne des Lammes niederlegen, als wenn sie
 „sich, ihm zu gefallen, ihrer Glückseligkeit und Herr-
 „lichkeit berauben wollten (*Apocal.* 4, 10.); hiervon
 „zeugen die liebevollen Ausdrücke, die wir alsdann
 „erst recht verstehen werden, wenn wir sie selbst ge-
 „niessen werden: Setze mich, wie ein Siegel auf dein
 „Herz, und wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn
 „Liebe ist stark, wie der Tod, und Eifer ist fest, wie
 „die Hölle; ihre Glut ist feurig und eine Flamme des
 „Herrn; dass auch viele Wasser die Liebe nicht mögen
 „auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen (*Hohelied* 8,
 „6. 7.). Nachdem wir uns nun mit unseren Gedanken
 „bis in den Himmel geschwungen haben; so kommen
 „wir wieder zu euch, meine Brüder, wir erröthen selbst
 „über dem, was wir heute thun. Wir schämen uns,
 „dass wir so predigen, so zurufen, so ermahnen müs-
 „sen; wozu? Euch zu bewegen, dass ihr euere Güter
 „aufopfern, euer Leben verleugnen, und (*Römer* 7, 3.)
 „ein Fluch für euere Brüder werden sollt? Euch zu
 „bewegen, etwan eine besondere Heldenliebe zu bewei-
 „sen? Nein. Man muss vermehren, man muss zurufen,
 „man muss predigen, damit man nur einen Bissen
 „Brodes, einige Lumpen, einen geringen Theil derjeni-
 „gen Güter von euch bekomme, die ihr der Welt mit
 „so vieler Freigebigkeit schenket. Lieber Gott! was
 „seyd ihr doch für Christen! Ist das hier die Kirche?
 „Sind das da die Glaubensgenossen? Predigen wir den
 „Bürgern des Himmels? Schlagen wir an die Thüre
 „solcher Herzen, die ein ewiges Leben glauben? Wie
 „wollt ihr denn aber mit so harten Meinungen in jener
 „Wohnung eingehen? Wollt ihr dahin gehen, die Ge-
 „meinschaft der Heiligen zu zertrennen? Wollt ihr die
 „einstimmigen Lieder der Engel stören? Und sehet ihr
 „denn nicht, dass, wo ihr nicht herzliches Erbarmen
 „anziehet (*Colosser* 3, 12.), ihr euch selbst aus einem
 „Aufenthalte verbannet, wo nichts als lauter Liebe zu

„finden ist? Herder Homilie über Lucae 8, 4 — 15. in s. sämtlichen Werken zur Religion und Theologie, 2. Theil, S. 93 fg.: „Unsanfte Aufdeckung des menschlichen Herzens, diese kurzen Worte Jesu (zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab)! Sie zeigen so ganz das schwache Geschöpf, das nur manchmal im Fluge seiner Gedanken so hoch und selig ist, und dann wieder auf einmal — und meistens in That — so tief am Boden liegt. Giebt's wohl einen beschämenderen, demüthigenderen, qualvolleren Blick für eine empfindliche Seele, die doch wirklich, und wenn in der grössten Dunkelheit — es doch fühlt, dass sie zu einem Plane des Lebens geschaffen sey, dass sie auf ihn auch bei den grössten Verwirrungen und Fehltritten streben wolle und gewollt habe — und siehe da! immer Trümmern dieses Plans! jeden Abend, jede Woche, jedes verlebte Jahr die Ansicht einer Aue verwelkten Grases! hingestorbener Entschlüsse! zu früh gereifter und verreifter Glückseligkeiten, die allemal (zuletzt einen Thoren getäuscht hatten — giebt's einen traurigeren Blick für die menschliche Seele, ein zerrisseneres Ganzes des menschlichen Lebens, einen wahnwitzigeren Schatten für ein vernünftiges Geschöpf? Und, wenn nun immer ein zweiter, etwas tieferer, reiferer Blick uns sogleich die Wunde zeigt, „das macht, sie haben nicht Wurzel,“ das Gute war lange nicht genug überdacht, und in genug Kühle und Tiefe der Seele unternommen! es war Aufbrausen der Phantasie! Liebe seines eigenen Plans! Strohfener! und nichts weiter — und wenn ein dritter weiterer Blick uns nun tiefer führt: auch diese Schnelle und Unergründlichkeit deiner Seele war nicht in diesem einen Falle dein Fehler! siehe da! dort! und hier! — und mit diesem und jenem hängt das zusammen, und an so viel, so viel andere Auströmungen eben derselben Quelle erinnert das — und das endlich ist dein ganzes Herz flach und schön bemalt! ein wenig Fels-erde voll Wärme, voll Sonnenstrahl, aber ohne Saft

„und Kraft — das ist dein Herz! und so wird's bleiben! und so werden noch tausend schöne wurzellose „Blüthen und Blumen in dir ersterben; noch tausend „frohgefasste Entschlüsse verdorren, und einen traurigen mit dir selbst missvergnügten Anblick geben — „und das bis an dein Lebensende! — der kahle dürre „Fels!“ Vergl. auch Flexiers von Reval geistliche Reden, übersetzt von Herwig, 1. Th. S. 41 folg., oder Harms Winterpostille, S. 104. 105. 109. Ebendess. Sommerpostille, 1. Theil, S. 239.

Auf die schwächeren und sanfteren Gefühle und Gemüthsbewegungen des Redenden, welche sich im Styl darstellen, bezieht sich das Gemüthvolle und Rührende des Ausdrucks. Es ist der gemüthvollen Darstellung eigen, dass sie sanfte und erhebende Gefühle, denen man sich mit Wohlgefallen hingiebt, anhaltend nach einer gewissen Richtung hin beschäftigt und tief aufregt. Sie liebt, so wie die rührende, weniger Schwung der Phantasie im tropischen Ausdruck, weniger raschen Wechsel, grössere Fülle des Styls, als das Pathetische und Feurige. S. Marheineke Pred. vor verschiedenen Gemeinden zu Berlin gehalten, Berlin, 1814. S. 76 fg. (über die Erzählung von der Martha und Maria, Lucae 10, 38 — 42.): „Wie hoch „gestellt scheint uns nicht gegen sie (die Martha) Maria, „die, ehe sie an die Geschäfte des Lebens geht, sich „mit frommem, betendem Sinn vor dem Erlöser nieder- „wirft, betrachtungsvoll und in den göttlichen Anblick „verloren zu den Füßen Jesu sitzt; wie bereitwillig „und ernsthaft nimmt der Erlöser sie nicht in Schutz „gegen den zudringlichen Vorwurf ihrer Schwester; „wie sorgsam verhütet er, dass sie die unruhigen Sorgen der Welt nicht dahin trage, wohin sie nicht gehören, und sie nicht einmische in die zarte und „heilige Empfindung eines gottgeweihten, von der „Liebe zu Gott durchdrungenen Gemüths. Denn eine „heilige Stille, nicht des Müssigganges, sondern der „grössten und reichsten Thätigkeit, eine tiefe Ruhe,

„nicht der Mattigkeit und Schwäche, sondern der Kraft und Stärke, herrscht in jener Höhe, in der wir Maria zu den Füßen des Herrn erblicken. Dem Himmel nahe gehet ihr Geist in den überirdischen Räumen, von wo sie Alles an seinem rechten Orte, Alles zu seiner rechten Zeit, Alles in seinem wahren Werthe erblickt. Mehr, als des Heilandes der Welt, bedarf sie nicht, um in allen Dingen klar zu schauen und recht zu handeln; er eröffnet ihr in seinem heiligen Wort das Verständniss des Lebens und göttlicher Geheimnisse; er bewirkt, dass vor ihrem Blick der Schein der Dinge sich freiwillig ablöst von ihrem wahren Wesen, und das Leben auf dieser Erde selbst im schönsten Bunde mit dem göttlichen erscheint, und selbst ein göttliches und seliges wird. Solchem Leben ist die Sorge abgestorben, die Klage fremd, der Schmerz erloschen, das dienende Verhältniss ist aufgehoben; frei und allein Gott ergeben, von ihm abhängig und durchdrungen, beherrscht der Christ alle Dinge mit seinem göttlichen Geiste.“ Rührend nennt man die stylistische Darstellung im weiteren Sinne, wenn sie dazu geeignet ist, eine lebendige und thätige Theilnahme des Gefühlsvermögens hervorzu- bringen. In dieser Bedeutung kommt das Prädikat: rührend, auch dem Erhabenen und Feierlichen, dem Pathetischen, dem Feurigen, dem Gemüthvollen zu. Und, in so fern es zum Berufe jedes Predigers gehört, dass die edelsten und tiefsten, religiösen und morali- schen Gefühle und Neigungen auf mannichfaltige Weise angeregt werden, und mit ihrer lebendigen Wirksam- keit die Thätigkeit des Erkenntnissvermögens begleiten, um dem Willen eine entscheidende Richtung zu ge- ben, liegt auch das Rührende überhaupt in der Sphäre der geistlichen Beredsamkeit. S. Muzel über das Bemühen, rührend zu predigen, im neuen Archive für die Pastoralwissenschaft herausg. von Brescius, Muzel und Spieker, 1. Th. Züllichau und Freystadt, 1822. S. 145 ff. Hier aber nehmen wir den Ausdruck

im engeren Sinne, und nennen die Darstellung rührend, in so fern sie den Zuhörer oder Leser in einen Gefühlszustand der Wehmuth versetzt, gemischt mit einem Gefühle der Lust, die durch jenen Zustand veranlasst wird. Jene Wehmuth entspringt nämlich aus der lebhaft versinnlichten Vorstellung eines erlittenen oder uns bevorstehenden Verlustes; und dieses Gefühl der Lust knüpft sich an das lebhaft angeregte Bewusstsein von dem Werthe und der Grösse des Gegenstandes, den wir verloren haben, oder verlieren werden, oder auch an die Erhebung des Geistes zu dem Gedanken desjenigen, was wir bei allem Wechsel nicht verlieren können, und was wir wieder finden und wieder gewinnen werden. In dieser letzteren Hinsicht bemerkt man häufig eine sehr bedeutende Annäherung des Rührenden an den erhabenen Styl, nur mit dem Unterschiede, dass in solchen Stellen, die man vorzugsweise erhaben nennt, jenes Gefühl der Wehmuth weniger festgehalten wird. Vergl. Häfeli Predigten und Reden in s. nachgelassenen Schriften, 1. B. S. 32. (der Schluss einer am letzten Sonntage des Jahres gehaltenen Predigt): „Ja, Abend wird es werden, „und der Tag wird sich neigen für jeden; die Sonne „wird uns nicht mehr scheinen, der Frühling uns nicht „mehr zurückkommen, dieses Auge wird ermatten und „sich schliessen, diese Hand erstarren, dieses Haupt „sich neigen, und wir sinken ins Grab, werden be- „weint — und vergessen. So geht Eins um das Andere „aus unserer Mitte dahin, und kommt in die grosse „Versammlung der Todten, die da wartet des aufer- „weckenden und richtenden Jesus. So werden wir nach „und nach von einander getrennt, Ehegatten den Ehe- „gatten, Väter den Kindern, Kinder den Müttern, „Freunde den Freunden entrissen — und ein Tag sam- „melt uns alle wieder vor dem Richterstuhl Christi. „O flüchtige Abendschatten des Lebens! Traum weni- „ger fliehender Jahre! Könnt ich mit schauernder „Hand dich meinen Zuhörern zeigen in deinem Flie-

„hen! — dass einmal erlöschte in uns die Liebe der
 „Welt — und das Unsichtbare, das Ewige unsern Blick
 „auf sich zöge! — dass wir stille wandelten diesen
 „kurzen Pilgerweg, durch welche Dornen und Mühen!
 „und fest prägten in uns das Siegel der Unsterblich-
 „keit, dass, wenn einmal die Stimme schallet: heut
 „zum letztenmal die Sonne gesehen, und Himmel und
 „Erde, und Berg und Thal! — wir nicht zitterten,
 „fest hielten an dem Unsichtbaren, stille den Unsrigen
 „die sterbende Hand reichten, hinneigten das Haupt
 „und hingingen zu ihrem Vater und unserem Vater,
 „ihrem Gott und unserm Gott — bis auch sie aus dem
 „niedern Thale ankommen auf der Höhe, und wir uns
 „alle in Christo unseres Vaters freuen mit unaussprech-
 „licher und ewiger Freude!“ S. auch Dinter Pred.
 zum Vorlesen in Landkirchen 1. B. S. 171 fg. Harms
 Winterpostille S. 301 fg. Ancillon Pred. von der
 innigen Verbindung des Glaubens an Unsterblichkeit
 mit unseren Gefühlen, in Bail Archiv für die Pasto-
 ralwissenschaft, 1. Th. (1819.) S. 135 fg.

Wenn endlich diejenigen Seelenkräfte besonders
 hervortreten, deren Thätigkeit im Auffassen und Fin-
 den der Unähnlichkeit (oder partiellen Ungleichheit)
 solcher Gegenstände besteht, die an sich einander
 gleich sind, oder gleich zu seyn scheinen, so wie im
 Finden der Aehnlichkeit (oder partiellen Gleichheit)
 dessen, was einander, an sich betrachtet, ungleich ist
 oder zu seyn scheint, — der Scharfsinn und Witz
 — so nimmt die stylistische Darstellung den Charakter
 des Scharfsinnigen oder Sinnreichen und des
 Witzigen an. Was die römischen Rhetoren *acumen*
orationis, *oratio acuta* nennen (*Cicero de orat.* 2, 29.),
 umfasst zwar einen weitem Begriff, indem es über-
 haupt die Eigenschaft der Rede bezeichnet, vermöge
 welcher sie Schärfe des Urtheils in der Erfindung und
 Behandlung des Materiellen verräth, entspricht aber
 doch unter den lateinischen Kunstausrücken noch am
 meisten dem, was wir scharfsinnigen und witzigen Styl

nennen. *S. Ernesti lexicon technologiae latinorum rhetoricae sub. v. acutus, acumen.* In dieser Sphäre erscheinen besonders die obengenannten Figuren des Ausdrucks, deren Wesen in der Zusammenstellung einer Vorstellung mit einer ähnlichen oder unähnlichen besteht. Das Scharfsinnige hat einen didaktischen Zweck, und zeigt sich daher in solchen Abschnitten der Rede, die mit Erklärungen und Entwicklungen der Begriffe und Sätze, und mit überzeugender Darstellung der Argumente beschäftigt sind. Vergl. die treffliche Stelle in Dräseke Pred. für denkende Verehrer Jesu, 1. Sammlung, (Lüneburg, 1810.) S. 78 fg. (Vergleichung des Schlags mit dem Tode): „Man kann auch den Tod, „wenn man anders ihn richtig sich denkt, nicht passender darstellen. Wie nahe ist er dem Schlafe verwandt! Wir bedürfen des Einen nach den Anstrengungen des Tages; wir bedürfen des Andern nach den Mühen des Lebens. Hier werfen wir eine Bürde von Stunden, dort eine von Jahren ab. Hier verjüngt uns der kommende Morgen, dort erneuert sich unser Wesen im Lichte der Ewigkeit. Schlaf und Tod demnach, beide sind Denkmäler unserer Ohnmacht, beide beschliessen ein Tagewerk; beide führen zur Ruhe; auf beide folgt ein Erwachen. Brüder sind sie; nur ist der eine finsterner, der andere freundlicher. Wenn jener uns mit blasser Wange, die Augen gebrochen, mitten unter den Grauen der Zerstörung allein, verwaiset, im engen Bette von Spähnen, auf schwarzer Bahre, oder neben der düstern Gruft erscheint; so erblicken wir diesen glühend von den Rosen der Gesundheit, im Glanze der Tugend, mit allen Zeichen des verborgen athmenden Lebens, auf freundlichem Lager, bekränzt von den Blumen froher Liebe. Doch erinnert der eine an den andern, und gerade so soll es seyn. Indem wir mit dem einen täglich umgehen, sollen wir den Anblick des andern ertragen lernen. Indem der eine uns wohlthut, soll der andere uns minder erschrecken. Indem wir dem einen in die

„Arme sinken, sollen wir bedenken, dass wir einst
 „auch dem andern die Hand reichen werden. Und
 „gehen wir dann sterbend zu diesem, soll uns nur seyn,
 „als denen, die da schlafen wollen.“

Der Gebrauch der Redefiguren, deren mannichfaltige Wirksamkeit in diesen verschiedenen, dem allgemeinen Begriffe der Lebendigkeit untergeordneten Formen des Styls sich darstellt, steht unter gewissen allgemeinen Gesetzen, die in der Natur und Bestimmung der Figuren überhaupt und in dem Wesen des guten Styls ihren hinreichenden Grund haben. Als gültige Regel in Beziehung auf alle Gattungen und Arten des Styls wird überall anerkannt, dass jede Figur wirklich und ganz das seyn müsse, was ihre Bestimmung fordert. Dagegen wird also gefehlt, wenn man zu Beiwörtern, welche emphatisch seyn sollen, keine wahrhaft anschaulichen *epitheta* wählt, z. B. die singende Nachtigall, statt des wirklich emphatischen: die flötende Nachtigall; wenn statt metaphorischer Beiwörter und Zeitwörter solche Ausdrücke erscheinen, die eigentlich zu verstehen sind; wenn man in Vergleichen und Gleichnissen Vorstellungen zusammenstellt, denen es an wirklicher Aehnlichkeit fehlt, wo das *tertium comparationis* entweder ganz vermisst wird, oder wenigstens sehr versteckt ist, und durch mannichfaltige andere Nebenvorstellungen verdunkelt, z. B. Heuchler sind wie Maulwürfe, die sich eingraben, und einen Hügel aufwerfen, durch den sie sich selbst verrathen, oder Tropen gebraucht, welche nicht anschaulicher sind, als die eigentlichen Vorstellungen, z. B.: er hat, nach Austheilung seines ganzen Vermögens, für sich nur einen einzigen Wechselbrief, die Hoffnung übrig behalten*); wenn man aus

*) Sehr richtig sagt *Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 3. §. 73. Quo in genere id est praecipue custodiendum, ne id, quod similitudinis gratia ascivimus, aut obscurum sit, aut ignotum. Debet enim, quod illustrandae alterius rei gratia assumitur, ipsum esse clarius eo, quod illuminat.* Diesen Mangel der Anschaulichkeit bemerkt man vorzüglich an Tropen, die aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften entlehnt sind.

der angefangenen bildlichen Darstellung herausfällt, und entweder ganz verschiedenartige Bilder zusammenfügt (s. *Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 6. §. 50.*), oder eigentliche und tropische Ausdrücke in einem und demselben Zusammenhange auffallend zusammenstellt; wenn man im bildlichen Ausdrucke dem Subjekte Prädikate beilegt, die mit dem Begriffe desselben nicht vereinbar sind (man nennt dies *Katachrese*, obwohl in einem andern Sinne, als *Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 6. §. 34. p. 115. T. II. eo magis necessaria κατάχρησις, quam recte dicimus abusioem, quae non habentibus nomen suum accommodat, quod in proximo est*); wenn man Nebenvorstellungen bezeichnet, die nicht zur Hauptvorstellung passen, z. B.: sein Leben gleicht nur noch einem dahinwelkenden Lichte, der wahre Christ strebt mit ganzer Seele, die Fusstapfen Jesu nachzuahmen, er hat diese Sache in das schwärzeste Licht gestellt, wir sollen uns mit den Vorschriften der Weisheit und Tugend gegen eine verstimimte und fehlerhafte Sinnlichkeit waffnen. Stylistische Mängel dieser Art entstehen entweder aus Armuth der Phantasie, die man verbergen will, oder daraus, dass bei einer reichen und lebendigen Einbildungskraft das Urtheil des Geschmacks nicht gehörig geläutert und sicher ist. Es ist ferner unnachlässlicher Grundsatz, bei dem Gebrauche dieser den Ausdruck belebenden Wendungen die übrigen allgemeinen und nothwendigen Eigenschaften des Styls wohl zu beachten. Was die Reinheit und Richtigkeit verletzt, was mit den Forderungen der Deutlichkeit, Ordnung und Präcision streitet, was gemein und unedel auftritt, das kündigt sich immer als etwas an, dem entweder kein wahres, sondern ein affektirtes, oder ein unklares, verworrenes, nicht gehörig verfeinertes Gefühl zum Grunde liegt, als etwas, dem entweder keine wirklich freie, sondern mehr erzwungene, oder keine harmonische, sondern ungeordnete und regellos umherschweifende Thätigkeit der Einbil-

dungskraft vorausging, und darum verfehlt es auch
 gewöhnlich den Zweck einer wirksamen Belebung der
 Phantasie und des Gefühls im fremden Gemüthe, es
 hat vielmehr etwas Störendes für den aufmerksamen
 Zuhörer. Der ästhetische Werth der Darstellung kann
 dadurch nicht gewinnen, dass man der Schönheit in
 irgend einer Hinsicht die Korrektheit zum Opfer bringt,
 und so die Einheit (Harmonie) der Form verletzt. Un-
 bedingt wird es daher getadelt, wenn man Inversionen
 wählt, welche ganz unverständlich und mit den Ge-
 setzen der Richtigkeit der Sprache nicht vereinbar sind;
 wenn man Vorstellungen im bildlichen Ausdruck be-
 zeichnet, denen die Anschauung und das Gefühl wider-
 sprechen muss; wenn man durch weit hergeholte Tro-
 pen, durch räthselhaft bleibende Allegorieen, durch zu
 allgemeine Periphrasen, durch allzu gehäufte Tropen
 den Ausdruck verdunkelt; wenn man durch überflüs-
 sige und nichtssagende *epitheta* weitschweifig und
 schleppend wird; wenn man durch figürliche Wendun-
 gen gegen die Angemessenheit und absolute Würde
 des Styls verstösst. Vgl. z. B. folgende von Gott-
 sched in s. ausführlichen Redekunst (3. Auflage, Leip-
 zig, 1743.) S. 335 ff. aus einer Leichenrede angeführte
 Proben einer fehlerhaften Diktion: „Jene Luftbilder
 „bei Sicilien spielen in noch früher Morgendämmerung
 „mit dem Glanz ihrer künstlich vermengten Farben;
 „unser Luftbild trat wie in der ersten Morgenröthe
 „seiner Zeit, ich sage in den ersten Jahren des noch
 „zarten Alters, mit ganz unvergleichlichen Seltenheiten
 „hervor; so dass die Gemüther von den entzückten
 „Augen versichert wurden, es würde auf diesen so
 „überherrlichen Morgen ein noch weit herrlicherer Tag
 „zu sehen seyn. Und freilich fand die Hoffnung allhier
 „einen festeren Grund, als jene Luftgemälde an den im
 „Schatten aufgethürmten Seewolken.“ Oder: „Unser
 „Leben ist nichts anderes, als eine starke Dosis der
 „bittersten Pillen, welche dann und wann von einer
 „scheinbaren Ehre und Lust vergüllet werden, dass

„man doch gleich mit dem ersten Bissen den unan-
nehmlichen Geschmack verfluchen muss. Oder:
„Cromwell's und Morus Blut spritzte von dem un-
glücklichen Schaffot in manches Gesicht, welches von
schmeichelnder Weltehre verkleistert worden.“

Es ist ferner in der allgemeinen Bestimmung der Redefiguren, den Styl zu beleben, nothwendig gegrün-
det, dass die Einförmigkeit vermieden werde,
welche die allzu häufige Anwendung des
figürlichen Ausdrucks überhaupt, oder die
allzu öftere Wiederkehr derselben Figuren
hervorbringt. Lebendigkeit setzt überhaupt, wie
schon oben bemerkt wurde, eine gewisse Gewandtheit
des Darstellenden im Wechsel der Formen voraus.
Wie ermüdend die Einförmigkeit sey, und, was in
Gewohnheit übergeht, nur allzu leicht den Eindruck
verliere, den es an sich betrachtet machen könnte und
sollte, zeigt sich am meisten im Gebiete der Redefigu-
ren. S. *Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 3. §. 52.* Wäh-
rend der einförmige Styl manches unbenutzt und un-
beachtet lässt, was in formeller Hinsicht den Zweck
der Rede fördern würde und könnte, wirkt er auch
positiv dem beabsichtigten Eindrücke entgegen, indem
alles, was die Aufmerksamkeit ermüdet, oder, durch
Ueberladung, ein affektirtes und erzwungenes Wesen
im Redner verräth, den Gang der Handlung hemmt.
Mit dieser Vermeidung des Einförmigen hängt der
Grundsatz genau zusammen, dass die Figuren
überhaupt nicht da erscheinen sollen, wo in
den darzustellenden Vorstellungen und in
dem Gemüthszustande des Redenden kein
zureichender Grund des figürlichen Aus-
drucks liegt. Der Styl wird frostig, gezwungen,
gekünstelt, geziert, geschraubt, wenn man bemerkt,
dass Figuren des Ausdrucks einzig und allein durch
die Absicht, in Figuren zu sprechen, veranlasst wor-
den sind, besonders, wenn das Streben hinzukommt,
durch die figürliche Darstellung entweder den Schein

einer Originalität zu verbreiten, welche man nicht besitzt, oder die wirkliche Originalität fast in jeder Zeile zur Schau zu tragen. Das Vertrauen zum Redner wird gemindert, sobald es den Anschein gewinnt, seine Bestrebung sey weniger auf den wichtigen Gegenstand gerichtet, für welchen das Gemüth der Zuhörer gewonnen werden soll, als auf das eigene Glänzen und Gefallen. Man tadelt den Ausdruck insbesondere als einen schwülstigen, wo ein Gefühl des Erhabenen durch wenig sagende oder völlig bedeutungslose Worte hervorgebracht werden soll. S. *Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 3. §. 56 sq.* *Plinius epist. l. 3. c. 13. §. 4.* Entgegengesetzt ist die ansprechende Natürlichkeit und edle Einfalt des Styls, wo die leichte, ganz ungezwungene Verbindung, welche das Eine an das Andere knüpft, und das Einzelne zu einem Ganzen vereinigt, wo ein anspruchsloses Wesen, das gar nicht darauf ausgeht, irgend eine Bewunderung zu erregen, wo die Abwesenheit alles desjenigen, was eine besondere Anstrengung der Kräfte und Aufwand von Kunst verräth, der ganzen Darstellung ein eigenthümliches Interesse giebt*). Dass diese Eigenschaft in den Produkten mancher Schriftsteller oder Redner in höherem Grade hervortritt, als bei andern (so wenig auch diese letzteren darum einer steifen, gezwungenen, affektirten Schreibart beschuldigt werden dürften), dass z. B. in Spalding's und Rosenmüller's Predigten grössere Einfachheit der stylistischen Darstellung herrscht, als in Reinhard's Vorträgen, und bei Reinhard diese Eigenschaft wieder mehr hervortritt, als in Ammon's geistlichen Reden — dies hat seinen unverkennbaren Grund in der Verschiedenheit der na-

*) Der natürliche Ausdruck wird insbesondere herzlich genannt, wenn jene Natürlichkeit hauptsächlich darin besteht, dass man das aufrichtige und ernste Streben des Redners deutlich wahrnimmt, seine Ueberzeugungen, Gefühle und Entschliessungen in das Gemüth der Zuhörer hinüber zu leiten. Vergl. Ammon Handbuch der Auleitung zur Kanzelberedsamkeit, 1826. S. 303. ff.

türlichen Anlagen, und in den verschiedenen Richtungen, die ihre Entwicklung frühzeitig nimmt. Und in Hinsicht auf diese Subjektivität ist dem einen die grössere Abgemessenheit, Fülle und Kunst seiner Darstellung eben so natürlich, wie dem andern die mehr hervortretende Einfachheit, so wie das Gegentheil für seine Individualität weniger passen würde. Die Rhetorik kann hier nichts weiter als den Wunsch aussprechen, dass jeder, was ihm gegeben ist, für den Zweck der Beredsamkeit gehörig ausbilde, und dass weder jene Natürlichkeit und Einfalt zur Nachlässigkeit werde, und in ein völlig trockenes, höchstens das Erkenntnissvermögen interessirendes Wesen übergehe, noch die grössere Abgemessenheit und Fülle in Affektation und schwülstige Ueberladung des Ausdrucks sich verliere. Und eben so verhält es sich mit dem Gegensatze des einförmigen Styls, der Mannichfaltigkeit. Denn eine gewisse Abwechslung in den Formen kann und soll sich jeder zu eigen machen. Aber die besondere bei manchen hervortretende Gewandtheit im Gebrauchen und Bilden solcher Wendungen des Styls, welche neue, oder wenigstens von dem Kreise des Gewöhnlichen sehr entfernte Verbindungen der Vorstellungen enthalten — wie man sie z. B. bei dem griechischen Redner Ephraem Syrus (s. *Tzschirner commentatio octava de claris ecclesiae veteris oratoribus* p. 12 sq.), oder in Herder's, Harms, Schleiermacher's Predigten öfters findet — setzt eine gewisse natürliche Energie des Geistes, und vielseitige Bildung voraus; an Regeln kann sie nicht nachgewiesen, am wenigsten durch Regeln geschaffen werden, und eine blinde Nachahmung des wahrhaft Originellen im Ausdruck eines Schriftstellers und Redners, ohne eigenes Talent und natürliche Disposition zu dieser Art, bringt jene homiletischen Zerrbilder zum Vorschein, in denen sich manche Kandidaten und angehende Geistliche unserer Zeit vornehmlich gefallen. — Es lässt sich übrigens bei der

Anwendung der Redefiguren, besonders der Tropen, nicht verkennen, wie nahe in vieler Hinsicht die Sphäre des Redners dem Gebiete des Dichters liege. Aber die Natur und Bestimmung der eigentlichen Beredsamkeit zeichnet auch hier, was die Quantität, die Qualität, die Behandlungsart der figürlichen Ausdrücke betrifft, gewisse Grenzen vor, welche die Darstellung nicht überschreiten darf, damit sie nicht in das Gebiet der Dichtkunst trete. Dass der Dichter, als Dichter, nicht um einen bestimmten äusseren Zweck des Vortrags bekümmert, sondern allein mit freier Darstellung des Schönen beschäftigt, von dem tropischen Sprachgebrauch eine weit häufigere Anwendung mache, als der Redner, wird allgemein anerkannt. So wenig auch über das rechte Maass in dieser Hinsicht allgemeine bestimmende Regeln für jedes Produkt der Beredsamkeit denkbar sind; so bemerkt es doch der unbefangene, und weder ganz ungebildete, noch verbildete Zuhörer leicht, wo ein gewisser Schmuck der Rede für sich, als Schmuck, hervortritt, ohne mit dem bestimmten Zweck der Rede in genauer Verbindung zu stehen, und, wo die Aufmerksamkeit von der Hauptvorstellung auf Nebenvorstellungen, von dem Stoffe auf die Form gezogen wird. Je mehr der Redner mit wahrem lebendigen Interesse für seinen Gegenstand und klarer Besonnenheit spricht, und den eigentlichen Zweck der Darstellung höher achtet, als seine Persönlichkeit; desto sicherer lehrt ihn sein eigenes Gefühl das rechte Maass behaupten. Es giebt aber auch Figuren, welche entweder ganz als Eigenthum der dichterischen Schreibart angesehen werden müssen, und in die Sphäre des Redners gar nicht gehören, oder doch seltener, als die übrigen, in der Rede gebraucht werden können. Von der ersteren Art sind die sogenannte Harmonie, welche entweder äussere Beschaffenheiten und sinnliche Eindrücke eines Gegenstandes, oder einen inneren Zustand durch das Tonmaass der Worte nachahmt (z. B. der Monolog in Schiller's

Maria Stuart: bin ich dem finstern Gefängniss entstiegen, hält sie mich nicht mehr die traurige Gruft? u. s. w.), und die Vision, die stärkste Vergegenwärtigung eines Abwesenden oder eines überirdischen Wesens, wo die lebhafteste Vorstellung ganz wie eine äussere Anschauung behandelt wird. Denn die lebhafteste Vergegenwärtigung an sich betrachtet ist zwar auch der Natur der Rede vollkommen angemessen; aber — zu einem solchen Grade gesteigert, wie er bei der Vision statt findet, geht die Versinnlichung über die Grenzen der Beredsamkeit hinaus. So trägt z. B. der Redner, als Redner, kein Bedenken, wenn er von Mitgliedern einer Familie spricht, aus deren Mitte der Geist der häuslichen Eintracht und Ordnung gewichen ist, sich folgender Wendung zu bedienen: „Wenn euer ehrwürdiger verklärter Vater jetzt in euere Mitte träte, wenn er sähe, wie wenig ihr die Versprechungen gehalten, die ihr dem Scheidenden gegeben hattet, wenn er Zeuge eurer Unordnungen, eurer Pflichtversäumnisse, eurer gegenseitigen Feindseligkeiten wäre — tiefe Wehmuth würde ihn da ergreifen, und im ernstesten, mahnenden Tone würde er zu euch sprechen u. s. w.“ Hingegen so gestellt: „Sehet, da schwebt der Geist eures verklärten Vaters zu euch herab, euer Anblick erschüttert ihn, trauernd und seufzend tritt er zu euch hin, mit ernster mahnender Stimme u. s. w.“ würde das Ganze, als eigentliche Vision, den Dichter ankündigen. Zu denjenigen Figuren, die in der Rede sparsamer, und mit grösseren Einschränkungen gebraucht werden, als im Gedicht, weil die häufigere Anwendung derselben eine überwiegende Thätigkeit der Phantasie und des Gefühls ausspricht (jenen Gemüthszustand, aus welchem nicht die Rede, sondern die Poesie hervorgeht), gehören besonders die Aposiopesis und die Hyperbel. Und selbst in dem Gebiete der Figuren, welche dem Charakter der Rede näher liegen, als die eben genannten in dem Gebiete der Gleichnisse, der Vergleichen, der tropischen Aus-

drücke, ist manches für die Prosa überhaupt, also auch für die rednerische, zu kühn und zu sehr hervorstechend, was dem Sprachgebrauche des Dichters unbedenklich als rechtmässiges Eigenthum zugestanden wird. Die Rhetorik kann auf diesen Punkt nur aufmerksam machen, und überlässt die Bildung eines richtigen Urtheils über Einzelnes dieser Art der eigenen Lektüre klassischer Schriftsteller im Gebiete der Poesie und der Beredsamkeit, der eigenen Beobachtung des dichterischen und rednerischen Sprachgebrauchs. Vergl. *Quinctil. institt. oratt.* l. 8. c. 6. §. 17. 19. 20. §. 24. 30. 35. §. 46 ss. §. 61.

Auf der andern Seite eignen sich aber auch gewisse Arten des figürlichen Ausdrucks ganz vorzüglich für den Charakter der Rede; diejenigen, welche der Darstellung rednerische Fülle mittheilen durch erweiternde Versinnlichung der Vorstellungen, und die Wichtigkeit und Grösse einer Vorstellung mit besonderer Klarheit bezeichnen, so wie die meisten unter den subjektiven Figuren, in denen die Handlung, welche theils im Redner selbst, theils zwischen ihm und den Zuhörern vor sich geht, unmittelbar als eine lebendig fortschreitende Handlung hervortritt. Denn die gleichmässige Beschäftigung der geistigen Vermögen, welche geschehen muss, wenn sich die Bestrebungen der Zuhörer mit den Bestrebungen des Redners zu einer und derselben Richtung kräftig und entschieden vereinigen sollen, verlangt, dass die Darstellung theils das Gedachte stärker und öfterer versinnliche und vergegenwärtige, als es die Prosa im engeren Sinne (die bloss didaktische) thut, theils bei einzelnen Vorstellungen mit grösserer Musse verweile, und schon dadurch das Gefühl für den Gegenstand erwärme. Daher ist auch die Anschaulichkeit und die Fülle unter jenen im Vorhergehenden geschilderten besondern Eigenschaften des guten Styls, die unter dem allgemeinen Begriffe der Lebendigkeit stehen, dasjenige, was in der eigentlichen Rede hervorsteht. Die Anschaulichkeit und

Fülle begleiten das Produkt der Beredsamkeit durch alle seine einzelnen Theile hindurch (obgleich in verschiedenen Abstufungen), und unterscheiden es sichtbar von den Werken der Prosa im engeren Sinn; denselben Grad der Abstraktion und Präcision, den manche Produkte der didaktischen Prosa (im streng wissenschaftlichen Vortrage) behaupten, verträgt der Charakter der Rede nicht. Und, da die Rede eine immer fortschreitende Handlung ist, so wechselt auch öfters das Verhältniss zwischen dem Redner und den Zuhörern, indem der Redner bald im gewöhnlichen Tone vorträgt, bald durch eine Frage die Selbstthätigkeit mehr erregt, bald einen Einwurf voraussieht und beantwortet, bald eine entgegengesetzte Neigung zu überwinden sucht, bald ermahrend und ermunternd auf den menschlichen Willen wirkt, bald warnend und abschreckend u. s. w. — obgleich alles Einzelne nach einem und demselben Ziele strebt. Dies führt von selbst eine gewisse Verschiedenheit der Wendungen des Ausdrucks auf der einen Seite herbei, und einen innigen Zusammenhang derselben auf der andern, so dass sich immer die vorhergehende leicht und natürlich an die folgende anschliesst, die oben bemerkte, mit der Einheit der Form vollkommen bestehende Mannichfaltigkeit des Styls. Jene Anschaulichkeit und Fülle kann sich auf mannichfaltige Art gestalten, und wird besonders modifizirt durch die übrigen Arten der Lebendigkeit, welche in einzelnen Abschnitten der Rede (und in gewissen Vorträgen sichtbarer, als in andern) hervortreten, wo die Natur der darzustellenden Vorstellungen, der Gemüthszustand des Redenden, der Gang, den die Handlung zwischen dem Redner und den Zuhörern nimmt, eine blühende, oder prächtige oder grosse und erhabene, oder feierliche, oder pathetische, oder gemüthvolle und rührende, oder scharfsinnige Darstellung ganz natürlich herbeiführt oder fordert. So kann der Eingang einer Rede mit der Anschaulichkeit und Fülle wohl einen blühenden, selbst

einen erhabenen Ausdruck vereinigen; aber Pracht, Pathos, rührende und erschütternde Kraft liegt in der Regel nicht in seiner Sphäre. Für das Gebet in Predigten ist hauptsächlich die erhabene, feierliche, gemüthvolle Darstellung geeignet; Feuer der Rede und ergreifendes Pathos kann eben so wenig, als das Scharfsinnige und Sinnreiche im Zusammenstellen oder Entgegenstellen der Begriffe und Sätze, der wahrhaft natürliche Ausdruck der frommen Stimmung einer betenden Seele seyn. Die Propositionen und Ankündigungen der Theile bedürfen einer gewissen Anschaulichkeit*), aber dabei der möglichsten Präcision und Einfachheit; rednerische Fülle und bildliche Sprache erscheint hier nicht an ihrem Orte, diejenigen Vorträge ausgenommen, welche die Absicht haben, irgend ein biblisches Bild ganz durchzuführen und anwendbar zu machen. Das Scharfsinnige und Sinnreiche kann allerdings schon in der Partition öfters hervortreten, wiewohl es sich mehr in denjenigen Abschnitten der eigentlichen Ausführung zeigt, welche zunächst das Erkenntnisvermögen beschäftigen, durch Erklärungen und Beweise, so wie das Erhabene, Prachtvolle, Pathetische, Gemüthvolle, Rührende da seine Stelle findet, wo dasjenige, wovon der Zuhörer klar und bündig überzeugt worden ist, durch die vermittelnde Einbildungskraft dem Gefühle näher gelegt wird, je nachdem die Natur der Sache und die geistige Subjektivität des Redenden mehr zu der einen oder andern Form der Darstellung hinleitet. Da endlich die Art und Weise, wie der Redner den Vortrag endigt, sehr verschieden seyn kann, so wechseln auch die stylistischen Formen im Epilog, und als allgemeiner Grundsatz kann nur das Eine festgehalten werden, dass die Lebendigkeit (in irgend

*) Wohl zu beachtende Bemerkungen, welche diesen stylistischen Punkt betreffen, enthält Hr. Kirchenrath Petri Abhandlung von behaltlicher Kürze der rednerischen Ankündigungen u. s. w., in Zimmermann und Heydenreich Monatsschrift für Predigerwissenschaften, 4. B. 2. Heft, 1823.

einer Form) den Schluss der Rede am meisten charakterisiren.

Auf die Ansprüche der Einbildungskraft und des Gefühls bezieht sich also zunächst die bisher betrachtete Eigenschaft des guten Styls, die Lebendigkeit in ihren mannichfaltigen Arten. In gleichem Verhältnisse aber zu diesen Ansprüchen sowohl, als zu den Forderungen des Erkenntnisvermögens steht die Angemessenheit und Würde (*τὸ πρέπον τῆς λέξεως*, *decorum in oratione, id quod decet, aptum*, s. *Aristoteles τέχνη ῥητορ. l. 3. c. 7.* *Dionysius Halicarn. de compositione c. 29.* *Cicero de orat. l. 3. c. 14 ss. c. 55. orator c. 21.* *Quinctil. institt. oratt. l. 11. c. 1. **). Die Erreichung des bestimmten Endzwecks der Rede hängt immer davon ab, dass die Handlung nicht durch irgend etwas Fremdartiges, und dem Zuhörer Anstössiges aufgehalten und unterbrochen werde, dass des Redners Gemüth sich wahr und aufrichtig in einer gewissen Einheit seiner Bestrebungen darstelle, dass zwischen der geistigen Bildung und Stimmung des Redners auf der einen und der Zuhörer auf der andern Seite eine Vermittelung entstehe. Dies alles setzt jene Eigenschaft der Angemessenheit voraus, welche die Darstellung dann besitzt, wenn sie theils zu der Beschaffenheit der darzustellenden Gegenstände, theils zu dem Gemüthe und der Persönlichkeit des Redenden, theils zu der Individualität und gegenwärtigen Stimmung der Zuhörer in einem richtigen Verhältnisse steht. Die Beschaffenheit der Gegenstände verlangt die, im zweiten Abschnitt, wo von der Deutlichkeit und Bestimmtheit des Styls die Rede war, schon erwähnte Genauigkeit, die man dann an den Worten und Wendungen eines Redners oder Schriftstellers

*) Dass jene, die Lebendigkeit, vor diesen Eigenschaften betrachtet wurde, schien zweckmässiger, weil die auffallendsten und häufigsten Fehler gegen die Angemessenheit und Würde bei dem Gebrauch des figürlichen Ausdrucks hervortreten, und so manches hier zur Sprache kommt, was die frühere Untersuchung voraussetzt.

bemerkt, wenn sie in jedem einzelnen Falle, ganz und nur die auszudrückenden Vorstellungen bezeichnen — aber auch die Wahl solcher Ausdrücke, welche den Gegenstand in seinem wirklichen Verhältnisse zu ändern, in seiner wahren Würde erscheinen lassen (relative Würde des Styls, die von dem Begriff der absoluten zu unterscheiden ist). In dieser letzteren Hinsicht wird alles dasjenige im Ausdruck getadelt, was entweder vermöge der Hauptvorstellung, die es erweckt, oder vermöge gewisser Nebenvorstellungen, die es veranlasst, sey es auch nur durch den Klang der Worte, nicht edel genug für den bezeichneten Gegenstand ist, oder der ganzen Darstellung, wo man Ernst erwartet (ohne darum, an sich betrachtet, sittlich - anstössig zu seyn), einen komischen Anstrich giebt. S. *Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 3. §. 44 sq.* Gegen die relative Würde fehlen z. B. die Ausdrücke: Begierde nach höherer Tugend, eine alte Lehre aufwärmen, das Genie verdrehen, oder der Satz: „Vorthelle, welche uns „Gott zum Besten der Religion dadurch zuwendet, „dass er Wissenschaften aufkommen lässt.“ Bisweilen liegt der Grund, warum es einem gewissen Ausdrucke in dieser oder jener Verbindung an relativer Würde fehlt, hauptsächlich in der herrschenden Gewohnheit, ihn mit andern Gegenständen in Verbindung zu setzen, denen ein geringerer Grad der Würde zukommt (daher man z. B. einen Hausvater nicht Kopf, sondern Haupt der Familie nennt), nicht selten auch in dem häufigen Gebrauch, den ungebildete Menschen von einem Ausdruck zu machen pflegen, z. B. rennen statt laufen*). Der Person des Redenden ist die Darstellung angemessen, wenn sie Natürlichkeit

*) So ist z. B. in den übrigen trefflichen Predigten und Homilien von Haffner, Strassburg, 1823. S. 309. ein Ausdruck störend, wo es heisst: „O es giebt Verbrechen und Sünden, Bedrückungen und „Menschenmorde, die alle Wasser des Oceans, wenn sie auch in ein „Waschbecken könnten gesammelt werden, nicht abzuwaschen vermögen.“

besitzt (d. h. den Willen des Redners ausdrückt, dasjenige, was in Beziehung auf den Gegenstand, von welchem er spricht, und auf sein Verhältniss mit den Zuhörern in seinem Innern vor sich geht, rein und unverfälscht darzustellen), und wenn der Styl, auch bei dem Wechsel der Formen in einzelnen Vorträgen oder einzelnen Abschnitten, immer einen solchen Charakter behauptet, wie er von diesem Redner, bei seinen äusseren Verhältnissen, bei seinem Alter, bei seiner bekannten Individualität, zu erwarten ist. Affektirt hingegen und gezwungen und eben dadurch störend für die bereitwillige und lebendige Theilnahme des Zuhörers, ist der Ausdruck, mehr oder weniger, allenthalben, wo man bemerkt, wie sich der Redner eine gewisse Gewalt anthue, um das, was er eben jetzt wirklich denkt oder fühlt, zu verbergen, oder irgend eine Ueberzeugung, Gesinnung, Empfindung, die nicht wirklich in seinem Innern lebendig ist, scheinbar als die seinige darzustellen, oder über diejenige Form des Styls, zu welcher ihn seine intellektuelle Subjektivität, seine Methode des Denkens, seine mehr oder minder lebhaft e Einbildungskraft, sein mehr oder minder erregbares Gefühl, sein ganzes Temperament, seine gegenwärtige, durch die äusseren Umstände, in welchen er jetzt als Redner auftritt, oder durch sein Lebensalter bedingte Stimmung befähigen, hinauszugehen. S. *Quinctil. institt. oratt. l. 11. c. 1. Neque tam plenum, et erectum, et audax et praecultum (eloquentiae genus) senibus convenerit, quam pressum, et mite, et limatum, et quale intelligi vult Cicero, cum dicit, orationem suam coepisse canescere, sicut vestibis quoque non purpura coccoque fulgentibus illa aetas satis apta sit. In juvenibus etiam uberiora paulo, et paene periclitantia feruntur. At in iisdem siccum, et sollicitum, et contractum dicendi propositum, plerumque affectatione ipsa severitatis invisum est; quando etiam morum senilis auctoritas immatura adolescentibus creditur.* Wie die Natürlichkeit und edle Einfachheit des Styls auch bei den

sogenannten Figuren der Rede hervortrete, ist schon oben bemerkt worden. Den Zuhörern endlich ist die stylistische Darstellung dadurch angemessen, dass sich der Redner in Ansehung seiner Schreibart überhaupt an diejenige Sphäre der rednerischen Darstellung hält, welche für die geistige Bildung seines Publicums passt, und, dass man unter mehreren gleich richtigen und verständlichen Ausdrücken immer diejenigen wählt, welche die Individualität und gegenwärtige Stimmung der Zuhörer am lebendigsten anzusprechen vermögen. Sehr treffend bemerkt Theremin (die Beredsamkeit eine Tugend, S. 160 fg.): „Mancher Ausdruck mag für den Gedanken passend, und dem Zuhörer verständlich seyn; es giebt aber vielleicht noch einen andern, wodurch ihm plötzlich eine in's Dunkel versunkene Region seines Gemüths klar wird, und der wenigstens einige von den mannichfaltigen Fäden anschlägt, woraus das Gewebe seiner Empfindungen besteht; den letzteren soll der Redner zu finden wissen; und er wird dazu, durch das von wahren Wohlwollen geleitete Studium seiner Zuhörer in Stand gesetzt.“

Von der relativen Würde des Styls, deren Begriff in dem allgemeinen: Angemessenheit der Darstellung, liegt, unterscheiden wir die absolute Würde, die sich darin zeigt, dass er alles vermeidet, was in dem Gemüthe des Redners Mangel an Bildung der moralischen Urtheilskraft und an Gefühl für Anstand und Sittlichkeit ausdrücken, und so die Zuhörer als sittliche Wesen beleidigen würde. Denn das gemeine Leben ist reich an Ausdrücken und Wendungen*), die aller-

*) Selbst in den Predigten eines Herder bemerkt man zuweilen einen solchen stylistischen Verstoss, z. B. in seinen Werken zur Religion und Theologie, 4. Theil, S. 24: „auswendig gelehrte Lieder herpeitschen;“ S. 26: „mitten in einer halb herausgesagten Zote fängt man an zu beten;“ S. 43: „nicht blos für meinen Aschkumpen will ich vor des Höchsten Thron treten;“ desgleichen in Harms Vorträgen, wie in der Sommerpostille, 2. Theil, S. 293: „da kann ja nichts aus ihnen werden als Geldhunde und Procentenjäger.“

dings, auch abgesehen von der Würde des Gegenstandes, schon an sich betrachtet, bald durch die Hauptvorstellung, die sie bezeichnen, bald durch eine Nebenvorstellung, das sittliche Zartgefühl und den gebildeten Geschmack, mehr oder weniger, abstossen. Der gebildete Mensch vermeidet ohnedem das Unedle und Gemeine, wo es auf irgend eine Weise im Ausdruck umgangen werden kann, vermeidet es mit besonderer Sorgfalt schon dann, wenn er zu einzelnen achtungswürdigen Personen spricht, um so mehr, wenn er im schriftlichen oder mündlichen Vortrage vor einem Publikum auftritt. Der Maassstab dieser absoluten Würde liegt theils in der ächten menschlichen Natur überhaupt, theils in dem besondern Grade innerer oder äusserer Kultur, welcher den Geist eines Zeitalters charakteristisch bezeichnet. Mancher Ausdruck könnte in Schriften und Reden eines früheren Jahrhunderts ohne Bedenken auftreten, an welchem der Geschmack des gegenwärtigen Zeitalters Anstoss nimmt. Dem geistlichen Redner werden auch hier durch die Beschaffenheit der Gegenstände, auf welche sich die geistlichen Reden beziehen, so wie durch den ächten christlichen Geist und Sinn, der in dem Prediger vorausgesetzt wird, und in den Zuhörern geweckt und genährt werden soll, eigenthümliche Grenzen vorgezeichnet. Alles, was mit dem besondern Zweck der geistlichen Rede streitet, die der christlichen Erbauung, wird mit Recht aus der Sphäre der geistlichen Beredsamkeit ausgeschlossen, und in diesem Gebiete als eine Verletzung der absoluten Würde betrachtet, wenn es auch an sich betrachtet die Lebendigkeit der rednerischen Darstellung befördern würde. Dahin gehört schon das specielle Beschreiben und Ausmalen solcher Gegenstände, die zwar an sich betrachtet nichts Unanständiges haben, aber, in dieser speciellen Auseinanderlegung, an heiliger Stätte nicht erwartet werden, und die Erbauung stören. Vergl. z. B. Mosche Sammlung einiger Predigten

über die Herrlichkeit Gottes in der Natur, Frankfurt und Leipzig, 1774. S. 149. Um zu beweisen, das Vermögen zu reden sey schon darum als eine Gabe Gottes zu betrachten, weil wir alle diejenigen Glieder des Leibes, welche die Fertigkeit, die Vorstellungen der Seele in gewissen Worten verständlich und vernehmlich auszudrücken, voraussetzt, Gott allein zu danken haben, giebt der Redner folgende Beschreibung: „Zu diesen Gliedern gehört zuvörderst die Lunge und Luftröhre, wie nicht weniger unsere Zunge und unser Mund, und besonders auch die Zähne, die in demselben gleichsam verschlossen sind. Denn eben vermittelt unserer Zunge und unseres Mundes und der Lippen desselben bilden wir aus der Luft, die uns die Lunge verschafft, diejenigen Töne, welche die menschliche Sprache ausmachen. Und so leisten uns auch besonders die Zähne hierbei nicht geringe Dienste. Denn, wie unvernehmlich wird nicht unsere Rede, wenn es uns entweder an einigen, oder gar an allen Zähnen fehlt? Vornehmlich aber ist freilich denen, die da reden wollen, die Zunge und der freie und ungehinderte Gebrauch derselben unentbehrlich u. s. w.“ Weit kürzer, aber wahrhaft zweckmässig, edel und erbaulich spricht Röhr diesen Gedanken aus (in einer Predigt: es ist etwas Grosses, dass der Mensch sprechen kann, in Tzschirner's Magazin für christliche Prediger 1. B. 1. St. S. 60.): „Gott, denke ich da oft, wie hoch hast du den Menschen gehalten, indem du ihm die Gabe der Sprache auf die Zunge legtest! Mit welchem himmlischen Vorzuge hast du ihn ausgerüstet, indem du seinen Gaum zur Bildungsstätte hörbarer Worte machtest! Wie Grosses und Herrliches hast du an ihm gethan, indem du mit allmächtigem Finger seine Lippen spaltetest, damit sie offenbaren, was in dem verborgenen Raume seines Gemüthes vorgeht!“ Unbedingt verwerflich sind solche Tropen und andere Figuren der Rede, welche aus der griechischen und römischen Mythologie entlehnt sind,

und die Vorstellungen derselben wie wahre und gegründete behandeln; wenn man z. B. auf der Kanzel von dem schönen Götterfunken der Freude, von einem guten Genius, von der eisernen Nothwendigkeit des Schicksals, von den Schatten der Unterwelt, von dem Füllhorne der göttlichen Güte, spricht. Eben so unvereinbar mit der absoluten Würde der geistlichen Rede ist jeder Ausdruck leidenschaftlicher Bewegungen im Innern des Redners, z. B. Verfluchungen und Verwünschungen, wie man sie bei manchem berühmten französischen Kanzelredner, selbst bei einem Saurin, hie und da bemerkt. Denn, wenn auch die Natur und Verhältnisse der griechischen und römischen Staatsberedsamkeit nicht selten heftige Ausbrüche des persönlichen Hasses oder eines leidenschaftlichen Parteigeistes in der Rede veranlassten; so können wir doch wenigstens, als christliche Redner, darin nichts Musterhaftes finden. Von einer christlich-erbaulichen Rede fordern wir, dass ihr ganzer Ton eine mildbegeisterte Wärme athme, und gestatten dem Prediger nur da eine Abweichung von diesem herrschenden Tone, wo die lebhaftere Vergegenwärtigung eines Grundsatzes oder einer Handlung, wodurch das religiöse und sittliche Gefühl empört wird, das Gemüth zum innigsten und gerechtesten Unwillen entflammen muss. Vergl. z. B. die wahrhaft ergreifende, schon oben bei der Erläuterung der Figur: Aposiopesis, angeführte Stelle in Reinhard's Pred. 1805. 2. Th. S. 35. Verschieden pflegt man darüber zu urtheilen: ob und in wie fern der Gebrauch der Satire in der Sphäre der geistlichen Beredsamkeit zulässig sey? Man unterscheidet, wie bekannt, eine ernste, wohl auch bittere, und eine scherzhafte, lachende Satire. Beide Arten haben dies mit einander gemein, dass sie den Kontrast, in welchem irgend eine menschliche Denkungs- und Handlungsweise mit der wahrhaft vernünftigen und sittlichen steht, anschaulich und lebendig darzustellen suchen, indem durch den angenommenen Ton des Re-

denden, der scheinbar nicht tadelt, scheinbar entschuldigt oder billigt, seine innere Missbilligung oder Verspottung durchblickt. Die ernste Satire aber hat immer den Zweck der Warnung, Zurechtweisung und Besserung im Auge, und bezeichnet den Zustand eines Gemüths, das mehr oder weniger aufgeregt ist durch den Affekt des Unwillens über den lebhaft vergewärtigten Kontrast einer menschlichen Denkungs- und Handlungsweise mit der Idee der Wahrheit, des Rechts, der Sittlichkeit. Die lachende will entweder bloß, oder doch zugleich belustigen, oder den subjektiven Hang zum Witz befriedigen; eine ruhige Betrachtung des Gegenstandes liegt ihr zum Grunde, die sich mehr zum heitern Spotte über menschliche Thorheiten und Fehler, als zum lebhaften Unwillen oder bitterer Verachtung hinneigt. Belustigungen aber und unterhaltende Spiele des Witzes entwürdigen die heilige Stätte. Es kann also im Gebiete der geistlichen Beredsamkeit nur von einer ernsten Satire die Rede seyn, wo sie sich dem Gemüthszustande des Redners natürlich und ungezwungen darbietet, und mit dem offenen Ausdrücke eines edlen und innigen Eifers für das Wahre und Sittlich-Gute zusammenhängt*). Aber auch diese kann leicht störend für die Erbauung werden, nicht bloß durch häufigen Gebrauch, sondern auch, weil überhaupt die Grenzen, welche die ernste und lachende Satire unterscheiden, in vielen einzelnen Fällen kaum bemerkbar, und leicht zu überschreiten sind. Es gehört ein feines Gefühl, ein sehr gebildeter Geschmack, eine gewisse Selbstbeherrschung, Gewalt über die eigenen Affekten dazu, dass die ernste Satire nicht persönlich werde; und, dass man nicht solche Ausdrücke, besonders Vergleichen, ergreife, die in

*) Ueber die Affekten überhaupt und ihr Verhältniss zur geistlichen Rede s. die Theorie der rednerischen Erfindung, S. 412 fgg. Auch in den Reden Jesu hat man hie und da treffende Ironieen nachgewiesen, wenigstens *Lucae* 13, 33. S. Winer exegetische Bemerkungen über die Ironieen in den Reden Jesu, Leipzig, 1822. 8.

das Gemeine und Unedle fallen, oder in dem Zuhörer ein Gefühl des Komischen anregen. Ueberhaupt kann die Satire nicht als völlig ausgebildete und durchgeführte stylistische Form, sondern nur in vorübergehenden Andeutungen und leisen Anklängen einen Platz in geistlichen Reden behaupten. Sehr edel und würdig gehalten ist z. B. ein gewisser satirischer Ton in Reinhard's Predigten im Jahre 1801. 2. B. S. 385 fg.: „Unsern Zeiten war es vorbehalten, das Geheimniss zu „entdecken, wie man, ohne eben besser zu seyn, als „sonst, das Gefühl der Schuld wegvernünfteln, über „sein Verderben sich beruhigen, und sich sogar ein Bewusstseyn höherer Vorzüge verschaffen könne. Zwar „gehen noch alle die Laster im Schwange, denen man „ehemals ergeben war, man hängt ihnen höchstens mit „etwas mehr äusserem Anstande nach, und weiss sie „künstlicher zu bemänteln. Aber man hat gelernt, der „menschlichen Natur ausserordentliche Lobsprüche zu „ertheilen, und von ihren Vorzügen mit Begeisterung „zu sprechen; man hat sich überzeugt, sie müsse und „könne sich selbst helfen, und bedürfe weder eines „Heilandes, noch einer höheren Unterstützung; man „erklärt es für ein Vorurtheil finsterner Zeiten, wenn „man zwischen Gott und dem Sünder noch eine besondere Vermittelung durch Christum nöthig findet; man „hat sich von der Ueberlegenheit, mit welcher die „Vernunft ihre Rechte behauptet, von der Selbstständigkeit, mit der sie urtheilen und handeln lehrt, „und von den Fortschritten, welche sie täglich macht, „so schmeichelhafte Begriffe gebildet, dass man mit „der fröhlichsten Sorglosigkeit dahinlebt, dass man sich „nie mehr selbst gefallen hat, nie vom Gefühl seines „sittlichen Elends weniger beunruhigt worden ist, als „in unseren Zeiten.“ Vgl. auch Haffner Predigten und Homilieen, Strassburg, 1823. S. 108 fg.: „O, wie bedauere ich euch, ihr leichtsinnigen Jünglinge, die „ihr oft nicht zu wissen scheint, was ihr redet, und „welche Worte euer Mund ausspricht, die ihr wohl

„gar noch eine Ehre darin suchet, und dies mit zu
 „einem männlichen Wesen rechnet, wenn ihr, bei eue-
 „ren wüsten und wilden Freudengelagen, in schändli-
 „chen Reden und Ausdrücken mit den rohesten Men-
 „schen wetteifert, und selbst (denn was thut ein
 „edler Wetteifer nicht?) sie noch zu übertreffen
 „sucht u. s. w.“ Oben ebend. S. 192 folg.: „Zwar pfe-
 „gen die Weisen des Zeitalters, in welchem wir leben,
 „die, wie es scheint, nicht weit genug Gott von sich
 „und der Welt entfernen können, mitleidig über einen
 „solchen Glauben (an eine alles leitende Vorsehung)
 „zu lächeln, und ihn ohne Scheu für den so vielen
 „noch anhängenden Rost alter religiöser Vorurtheile
 „zu erklären. Tiefer ist ihr Geist mit seinen Blicken
 „in das Wesen der Dinge eingedrungen, und nach
 „langem Nachdenken zu der so fruchtbaren und trost-
 „vollen Entdeckung gelangt, dass auf diesem Erden-
 „runde alles dem tauben und blinden Schicksale der
 „eisernen Nothwendigkeit, dem verstandlosen Ohnge-
 „fähr unterworfen sey, und dass in den Begebenheiten,
 „welche die Jahrhunderte herbeigeführt haben, in den
 „Veränderungen und Umgestaltungen, die unser Ge-
 „schlecht erlitten hat, vergebens die Spuren einer höhe-
 „ren, alles anordnenden und zu ihren Zwecken hin-
 „lenkenden Weisheit gesucht werden. Wir wollen sie
 „um diesen Gedanken nicht beneiden; immer wird es
 „uns indessen erlaubt seyn, nach den Beweisen zu
 „fragen, worauf diese ihre dreiste Aussprüche sich
 „stützen u. s. w.“ Harms Sommerpostille, 1. Theil,
 S. 233. (von dem Wucherer): „Kann er froh, kann
 „er glücklich seyn? Warum nicht? da er ja durch
 „nichts beunruhigt wird, weder durch Furcht vor Gott,
 „den er nicht kennt, noch durch Vorwürfe seines Ge-
 „wissens, das er nicht hört, noch durch die Klagen
 „der Unglücklichen, zu denen er nicht weiter umsieht.
 „Warum sollte er nicht froh und glücklich seyn? da
 „ihm der Dinge keines fehlt, welche wir als nothwen-
 „dige Mittel und Zubehören dahin zu rechnen pflegen.

„Hat er nur die Gesundheit des Leibes, für des Lebens
„Nahrung und Nothdurft braucht er nicht zu sorgen;
„was zu seiner Bequemlichkeit gehört, er kann es nur
„fordern, denn ihm und seinem Gelde steht alles zu
„Gebote; er kann schwelgen in Wein und Liebesgenuss,
„denn solches mag die Wucherei wohl abwerfen. Auch
„ist's ihm um Ansehen, Ehre und öffentliche Huldigung
„zu thun, so wird es an niedrigen Menschen, an Skla-
„venseelen nicht fehlen, die sich ihm demüthigst zu
„Füssen werfen und unterthänigst gehorchen. Bei dem
„allen aber kennen wir das Uebel, welches der Wuche-
„rer gemeiniglich als eine natürliche Krankheit in sich
„trägt: der Geiz ist seine Plage u. s. w.“

Die absolute Würde des Ausdrucks verträgt sich übrigens vollkommen mit der Popularität der Darstellung, die von der Plebejität wesentlich verschieden ist. Denn die letztere verirrt sich in das Gebiet der unrichtigen, verderbten, niedrigen (bisweilen selbst in sittlicher Hinsicht anstössigen) Sprache der gemeinen Stände. Es verräth in der That wenig Menschenkenntniss, wenn ein Redner, zumal ein geistlicher, auf diesem Wege bei den Ungebildeten leichteren Eingang zu finden hofft. Denn diejenigen, welche selbst den niedrigen Ständen angehören, erkennen und fühlen es doch in der Regel recht wohl, dass andere eine höhere Bildung des Geistes haben. Sie erwarten und verlangen es namentlich von ihrem Prediger mit Recht, dass er über ihnen stehe, und diese höhere Bildung auch durch seine Sprache, so wie durch sein ganzes Aeussere, an den Tag lege. Und er verliert an Auktorität, an Eindruck und Wirksamkeit, wenn er diese höhere Bildung entweder wirklich nicht besitzt, oder in seiner Sprache verleugnet. Der geistliche Redner kann über jeden Gegenstand, der in die Sphäre seiner Wirksamkeit gehört, mit Würde und Anstand, und doch populär (allgemein-fasslich) sprechen, indem er in seinen Ausdrücken und Wendungen auf der einen Seite, was der Geschmack gebildeter Menschen

als anstössig und gemein verwirft, und auf der andern Seite alles, womit der Ungebildete entweder keine, oder wenigstens keine bestimmte und deutliche Vorstellung verbinden kann, vermeidet. Diese edle Popularität zu behaupten, gelingt dem Geistlichen um so glücklicher, je genauer er die Bedürfnisse und äusseren Verhältnisse seiner Gemeinde kennt und beobachtet, um darnach im Allgemeinen zu beurtheilen, wie viel in diesem Kreise als verständlich und fasslich vorausgesetzt werden könne. Durch Unterricht in Schulen, durch eigenes Lesen der Bibel, durch Volksschriften, durch das öftere Anhören der Predigten und Katechisationen, durch Umgang mit einzelnen höher gebildeten Personen vermögen auch Menschen der niedern Stände ihre Sprachkenntniss und Sprachbildung in einem gewissen Grade zu erweitern, und der gewissenhafte Prediger und Seelsorger macht es sich selbst zum angelegentlichsten Geschäfte, seine Gemeinde allmählig höher herauf zu bilden. Von der grössten Wichtigkeit ist daher auch für jeden, der sich zum öffentlichen Religionslehrer bildet, eine frühzeitige vertraute Bekanntschaft mit der biblischen Sprache. Je mehr sich der Prediger mit weiser Auswahl an die Sprache der Bibel hält, desto leichter gelingt es ihm, allgemein fasslich zu reden, wie schon oben im zweiten Abschnitte bemerkt worden ist. Und, möge es auch in den alttestamentlichen Urkunden nicht an Abschnitten fehlen, in denen uns der grosse Unterschied zwischen dem orientalischen Geschmacke, und demjenigen Maassstabe, den wir an die Würde im Ausdruck anlegen, sichtbar in die Augen fällt, der verständige Prediger wird eben deswegen nicht alles ohne Unterschied benutzen; aber, im Ganzen und Grossen betrachtet, reden die heiligen Urkunden in einer so äusserst ernsten und würdigen Sprache, machen das ächte religiöse Leben des Geistes so unverkennbar zum Mittelpunkte ihrer Erzählungen, Belehrungen und heiligen Gesänge, öffnen uns eine so reiche Quelle

einer wahrhaft erbaulichen Lebendigkeit des Ausdrucks, dass sie mit vollem Recht als bleibende Norm für unsere religiöse Darstellung betrachtet werden. Vergl. über diese ganze Materie Schuler Beiträge zur Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen, Halle, 1799. S. 107 ff. Bildende Muster einer mit Würde vereinigten Popularität geben besonders die Predigten von Spalding, Teller, Schatter, Dinter, Greiling, Müslin, Rosenmüller, Rothmaler u. A.

Sowohl die Angemessenheit des Styls als die Würde bezieht sich in gleichem Grade auf die Forderungen des Erkenntnissvermögens, wie auf die Ansprüche der Einbildungskraft und des Gefühls. Denn, was in irgend einer Beziehung nicht angemessen im Ausdrücke erscheint, ist auch gewöhnlich eben darum weniger klar, deutlich und bestimmt, als das vollkommen Passende; aber es kündigt sich auch dem Gefühle durch einen Mangel an Einheit auf eine unangenehme Weise an, und hindert die lebhafteste Theilnahme desselben an dem Gegenstande der Rede, und an der Person des Redenden selbst. Und, was die absolute Würde verletzt, ist immer ein Anstoss für die Vernunft, für das moralische Urtheil insbesondere; aber auch das rein-menschliche Gefühl für das Anständige und Sittliche wird dadurch abgestossen, und die Einbildungskraft des nur einigermaassen gebildeten und noch nicht sittlich verderbten Zuhörers und Lesers kann nicht mit Wohlgefallen dabei verweilen. In demselben Verhältnisse zu den Anforderungen des gesammten menschlichen Wesens stehen auch die noch übrigen Eigenschaften des guten Styls, welche den Bau der Sätze und Perioden betreffen, ob sie sich gleich zunächst durch ihren Eindruck auf die feinere Sinnlichkeit äussern.

Der Redner bedient sich hörbarer Zeichen zur Darstellung seines innern Lebens, und muss sich zunächst durch den Gehörsinn der Zuhörer den Weg zu

ihrem Gemüthe bahnen, um die gewünschte Einheit ihrer Bestrebungen mit den seinigen hervorzubringen. Und selbst bei dem Lesen eines Vortrags übersetzt die Einbildungskraft des Lesers das sichtbare Zeichen in das entsprechende hörbare, und vergegenwärtigt sich den Eindruck, den die Worte und Sätze, mündlich vorgetragen, auf den Zuhörer machen würden. Es ergibt sich daraus von selbst, warum der Eindruck des Ganzen immer in einer gewissen Abhängigkeit von dem mehr oder weniger richtigen und gewandten Bau der Sätze und Perioden stehe; am meisten zeigt sich diese Abhängigkeit im mündlichen Vortrage; um so mehr, da selbst die gute Deklamation, wie wir später sehen werden, durch stylistische Vollkommenheiten dieser Art nicht wenig gefördert, so wie durch die entgegengesetzten Mängel, z. B. unverhältnissmässig lange Perioden, gehindert werden kann. Der äussere Sinn steht in genauer Verbindung mit dem innern, so wie die sinnliche Aufmerksamkeit mit der Richtung des ganzen Gemüths auf die dargestellte Vorstellung. Wird also der äussere Sinn durch die gewählten sinnlichen Zeichen, durch irgend einen Misslaut, eine Härte der Wortverbindung u. dgl. abgestossen; so kann man auch nicht dieselbe Empfänglichkeit der Zuhörer für das Auffassen und rechte Würdigen des dargestellten Gedankens erwarten, welche den Redner dann begleitet, wenn der äussere Sinn durch Eindrücke befriedigt wird, die dem ästhetischen Sinne entsprechen, und mit den Eindrücken, welche der innere Sinn durch den Gedanken empfangen soll, harmonisch zusammenstimmen. Dass dies Letztere wirklich geschehe, beruht auf der Wahl und Verknüpfung der Worte, in so fern man dabei theils den Klang berücksichtigt, den angenehmen oder unangenehmen Eindruck, den das Gehör von der tönenden Sylbe oder Sylbenreihe empfängt, theils den sinnlichen Umfang, die Grösse der einzelnen Sätze und Perioden (denn, nachdem diese kürzer oder länger sind, geschehen auch wenig oder

viel Eindrücke in kurzen Zwischenräumen schnell nach einander), theils den Eindruck, den die Aufeinanderfolge selbst, und die Bewegung macht. Der Redner wählt und ordnet also die hörbaren Zeichen seiner Vorstellungen so, dass der Eindruck, welchen der äussere Sinn der Zuhörer empfängt, den Eindruck, der auf den inneren Sinn geschehen soll, nicht nur nicht hindert, sondern auch auf jede Art befördert, und harmonisch mit ihm zusammenstimmt. Die Vollkommenheit, welche der Styl erhält, wenn der Bau der Sätze und Perioden dieser Forderung Genüge leistet, kündigt sich zunächst als Wohlklang der Rede an. Sie steht aber auch mit andern allgemeinen und nothwendigen Eigenschaften der guten Darstellung im genauesten Zusammenhange. Was sich im Bau der Sätze und Perioden äusserlich nicht gut ankündigt, enthält auch gewöhnlich solche stylistische Mängel, wie sie oben im zweiten Abschnitte schon bemerkt werden mussten, d. h. irgend einen Verstoss gegen die Deutlichkeit und Bestimmtheit, wie sie z. B. bei einem sogenannten schwerfälligen und dunkeln Periodenbau statt findet, oder gegen die gute Ordnung, wie dies gewöhnlich bei solchen Perioden der Fall ist, in deren einzelnen Theilen kein gehöriges Ebenmaass hervortritt. Das Streben nach Deutlichkeit und Bestimmtheit äussert sich auch durch einen wohlklingenden, fliessenden Bau der Sätze. Und, wenn schon der Eindruck auf den äusseren Sinn der Zuhörer anziehend und gefällig ist, wird auch die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen weit eher und leichter zur Thätigkeit belebt, als im entgegengesetzten Falle; daher der Zusammenhang des Wohlklanges mit der Lebendigkeit. Da endlich nicht jede Form der Sätze und Perioden jedem Gegenstande, den der Redner darstellt, und jedem Gemüthszustande, der sich aussprechen will, in gleichem Grade angemessen ist, indem z. B. der lebhafte Affekt mehr die kurzen Sätze, dagegen die ruhige Anschau-

ung und Betrachtung, mit sanfteren Gefühlen verknüpft, mehr Perioden liebt: so liegt auch für die Angemessenheit des Styls ein wichtiges Moment in dem Zusammenfügen der Worte und Sätze.

Es giebt a) eine freiere Rede (*λέξις εἰρομένη*, *oratio, fusa, soluta, tracta, protracta*), oder, wie sie Grotend in s. Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit S. 185 ff. S. 208. nennt, eine aphoristische Manier, b) eine mehr gebundene, periodische Darstellung, *λέξις κατεστραμμένη*, *oratio vineta, concinna, dimensa, circumducta*. Die freiere Rede bewegt sich grösstentheils in kurzen, einfachen oder erweiterten Sätzen; wo sie zusammengesetzte anwendet, da bestehen sie grösstentheils aus kleinen, durch Fürwörter oder Conjunctionen leicht an einander geknüpften Einschnitten*) und Abschnitten; Perioden treten wenigstens nur selten auf. (Unter Einschnitten, *incisis*, werden hier ganz kurze, abgerissene, aus wenig Sylben bestehende Sätze verstanden, welche für sich nicht, wie die Abschnitte (*membra*), in eine Periode eingefügt werden können, z. B.: „Sich selbst gab Christus für das Heil der Welt dahin. Welche Liebe! Welche Begeisterung! „Ich fühle und bete an.“) Oft werden auch kurze Sätze, von denen jeder als ein Satz für sich betrachtet und vollkommen deutlich gefasst werden könnte, ohne Konjunktionen, blos dadurch näher mit einander verbunden, dass man sie durch Semikola (nicht durch Punkte) scheidet, und bei dem Ende eines jeden im mündlichen Vortrage eine kürzere Pause macht, als da, wo ein Punktum trennt. Die periodische, mehr gebundene Darstellung hingegen bezeichnet den

*) Vgl. *Quinctil. institt. oratt. l. 9. c. 4. §. 20.* „*Quod non eo dico, quia non illud quoque solum habeat suos quosdam, et forsitan difficiliores etiam pedes; neque enim aut hiare semper vocalibus, aut destitui temporibus volunt sermo atque epistola; sed non fiunt, nec cohaerent, nec verba verbis trahunt, ut potius laxiora in his vincula, quam nulla sint.*“ Hermogenes nennt eine solche Zusammenfügung *πνεῦμα, περὶ εὐρεσέων l. 4. c. 4.*

genauen Zusammenhang der Sätze, und die Abhängigkeit des einen von dem andern vollständig und ausdrücklich ohne ein verbindendes Wort zu übergehen*), und liebt daher besonders den Gebrauch der Periode. Doch zeigt sich auch hier die Subjektivität des Darstellenden in verschiedenen Formen, indem der eine mehr in kurzen, der andere in längeren Perioden spricht, oder der eine die periodische Form der Darstellung durch Annäherungen an die andere freiere Form öfterer, der andere seltener unterbricht. Die Wahl der einen oder der andern Form wird allerdings zum Theil durch die Beschaffenheit des Gegenstandes und den Zweck des Vortrags veranlasst, wie sich z. B. vertrauliche Mittheilungen in epistolischer Sprache, oder Erzählungen, offenbar mehr für die aphoristische Manier eignen, als für die andere, oder der Zweck möglichst populär zu sprechen, durch lange Perioden und Sätze gewiss weniger erreicht wird, als durch kurze leicht an einander geknüpfte. Hauptsächlich kommt aber hier die Methode des Denkens selbst, an welche wir uns gewöhnt haben, die Beschaffenheit unserer Gefühlszustände, mit einem Worte das Geistig-Individuelle in Betrachtung, das den einen überhaupt mehr für diese, den andern mehr für jene Art der Darstellung stimmt, oder zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Umständen, demselben Subjekte bald die eine, bald die andere Form näher legt. Daher ist z. B. die sententiöse Kürze, welche das tief und scharfsinnig Gedachte und Ueberraschende, gern zusammendrängt, mehr für die aphoristische Methode geeignet, als für die periodische. S. Grotend. am a. O. S. 186. *Quinctil. institt. oratt. l. 8. c. 5*

*) Das Daseyn eines inneren logischen Zusammenhanges wird allerdings auch bei dieser aphoristischen Manier immer vorausgesetzt, so dass es (wie Grotend am a. O. S. 185. sehr richtig bemerkt) immer möglich bleiben muss, auch bei solchen Stellen alle verbindende Worte leicht einzuschieben, um den aphoristischen Vortrag in einen periodischen umzubilden.

§. 27 ss. Zum erläuternden Beispiel diene folgender Abschnitt aus Reinhard's Pred. 1810. 1. B. S. 219 fg.:

„So kommt denn alles darauf an, dass wir meinen lernen, nicht was menschlich, sondern was göttlich ist. Ist uns nur um sinnliches Wohlseyn, nur um die kleinen Vortheile dieses Lebens, nur um die Ausführung unserer eigennützigen Plane zu thun: so erscheint uns alles in einem falschen Lichte, so halten wir für Glück, was unser Unglück ist, und verabscheuen, was wir lieben sollten, so ist uns nichts räthselhafter als die Führungen Gottes. Aber versucht es, lenket eueren Sinn und euer Bestreben auf das, was göttlich ist; machet euch die Rettung eurer Seele, die Besserung eures Herzens, die Erfüllung des Willens Gottes, die Beförderung alles Wahren und Guten zum Zweck: wie verändert wird euch alles erscheinen; auch traurige Führungen Gottes werdet ihr billigen lernen; ihr werdet Absichten Gottes in ihnen gewahr werden, die euer wahres Bestes betreffen; und, wie sehr sich auch euere sinnliche Natur zuweilen entsetzen, zuweilen sträuben mag; ihr werdet euch fassen, werdet fähig werden, die Worte der frommen Ergebung nachzusprechen: mein Vater, ist's nicht möglich, dass dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn: so geschehe dein Wille.“

Es fällt in die Augen, wie sich der Bau der Sätze in dieser Stelle, als vollkommen periodische Form, von der freieren Rede in dem unmittelbar folgenden Abschnitte derselben Predigt unterscheidet: „Doch der hohe Sinn, mit welchem der Herr seine letzten traurigen Schicksale erwartete, äusserte sich noch besonders als ein Eifer, der sich nicht abschrecken liess, fortzuwirken. Wäre es zu verwundern gewesen, wenn der Herr bei der Hinsicht auf sein so nahes, schmachvolles und unvermeidliches Ende in eine gewisse Unthätigkeit versunken wäre? Der Traurigkeit ist es ja eigen, unsere Kräfte gleichsam zu lähmen. Und konnte sich der Herr Hoffnung machen, noch viel auszurichten,

„da er sich schon auf dem Wege zum Tode befand?
 „Wäre es ihm endlich zu verdenken gewesen, wenn er
 „aufgehört hätte, seinen undankbaren Mitbürgern Gu-
 „tes zu thun; wenn er müde geworden wäre, an der
 „Verbesserung eines Volks zu arbeiten, das sich schon
 „anschickte, ihn an das Kreuz zu schlagen? Aber
 „nichts kann ihn abhalten, seine Pflicht zu thun; er
 „fährt fort, sein grosses Geschäft mit aller Anstren-
 „gung zu treiben; eben darum, weil er eine Nacht vor
 „sich sieht, wo alles Wirken aufhört, wirkt er desto
 „eifriger, so lang es noch Tag ist; immer thätiger, im-
 „mer unternehmender, immer unermüdetet sehet ihr
 „ihn werden, je mehr er sich seinem Tode nähert; und,
 „als er da ist, als er sich schon ergriffen fühlt von
 „dem gewaltigen Arm desselben, kann er zu Gott sei-
 „nem Vater sprechen: ich habe dich verklärt auf Er-
 „den, und vollendet das Werk, das du mir gegeben
 „hast, dass ich's thun sollte.“ Noch deutlicher zeigt
 sich diese freiere Form der Rede, als aphoristische
 Manier, in Stellen, wie folgende (Dräseke Pred. über
 freigewählte Abschnitte der heiligen Schrift 2. Jahr-
 ganges erster Theil, Lüneburg, 1819. S. 305 fg): „Du
 „willst Gott finden, mein Christ, und an den Scheide-
 „wegen deiner Wallfahrt über seinen Willen ins Klare
 „kommen. Es ist dir dunkel, was du sollst. Mehrere
 „Wege stehen offen. Einen nur kannst du betreten.
 „Welcher der rechte sey, gilt's. Hierher zieht es dich;
 „dorthin ruft es dich. Deine Pflichten liegen im Streit.
 „Du möchtest mit Gott wählen, und ihm allein dienen.
 „Ausgemittelt durch blosse Ueberlegung wird da viel-
 „leicht niemals, was dem Herzen am tiefsten genüge.
 „Der Liebe aber lege solche Fälle vor. Sie giebt Be-
 „scheid im Namen Gottes. Denn sie berechnet sich
 „nicht mit dem Eigennutz. Sie unterhandelt nicht mit
 „Fleisch und Blut. Sie nimmt an Schwierigkeiten und
 „Opfern nicht Anstoss. Sie wird nicht von Zufällig-
 „keiten und Eitelkeiten irre geführt. Nur Gott will
 „sie gefallen. Wie sie dies am gewissesten könne, giebt

„Gott ihr ein.“ Auch diese freiere Form erscheint sehr häufig in der eigentlichen Beredsamkeit, weil sie nicht selten der Natur des Gegenstandes, der geistigen Stimmung des Redenden selbst, dem besondern Endzwecke, den die Darstellung bei diesem oder jenem Punkte in den Gemüthern der Zuhörer beabsichtigt, am vollkommensten entspricht, wo z. B. der lebhaft Affekt spricht, wo man durch gehäufte Fragen in die Gemüther der Zuhörer eindringt, um ein inneres Selbstbekenntniss zu veranlassen, wo man eine Begebenheit erzählt. Es wäre sogar zweckwidrig, und würde den Styl zu einem einförmigen, und den mündlichen Vortrag zu einem eintönigen machen, wenn sich der Redner vom Anfange bis zu Ende in der periodischen Form bewegte. Dass aber die eigentliche Beredsamkeit mehr, als andere Gattungen des Styls, die vollendete Periode liebt, dass sie sich desselben häufiger zu bedienen pflegt, und besondere Sorgfalt darauf wendet, dies hängt mit dem eigenthümlichen Charakter der Rede zusammen. Denn eine gewisse, die Vorstellungen mehr oder weniger ausbildende und erweiternde Fülle des Ausdrucks gehört zum Charakter der Rede, wie in früheren Untersuchungen dieses Abschnitts gezeigt worden ist; und, wenn sich auch einzelne Subjekte vermöge ihrer Subjektivität zur Präcision des Styls vorzüglich hinneigen, so sprechen sie doch, wo sie als Redner auftreten, nicht in dem hohen Grade der Präcision, der in eigentlich prosaischen (blos didaktischen) Vorträgen statt finden kann, und sich hier als ein gedrängter Ausdruck zeigt. Die Periode aber, als solche, liebt jene Fülle des Ausdrucks ebenfalls; die sämtlichen einzelnen Glieder, welche das Ganze einer vollendeten Periode ausmachen, stellen zusammen genommen einen erweiterten und ausgebildeten Hauptgedanken dar. Wer eine Reihe von Gedanken periodisch vorträgt, ist immer in einem solchen Gemüthszustande, der bei den aufgefassten Vorstellungen mit einer gewissen Ruhe und Musse ver-

weilt; und die ganze Struktur der Periode selbst veranlasst den Redner schon dadurch, dass Vordersatz und Nachsatz eine gewisse Proportion verlangen, zu jenem Erweitern und Ausbilden des Gedankens. Die freiere, aphoristische Form hingegen ist mehr für das präcise Zusammendrängen der Gedanken geeignet, so wie sie im Gemüthe des Darstellenden gewöhnlich einen raschen Wechsel der Vorstellungen und Gefühle bezeichnet. Die Periode stimmt ferner mit dem ganzen Charakter der eigentlichen Rede vorzüglich überein, weil sie selbst eine Handlung im Kleinen ist, so wie die Rede eine Handlung im Grossen. Es vereinigen sich in ihr alle diejenigen Merkmale, welche wesentlich zum Begriffe einer Handlung gehören; denn wir bemerken in ihr a) eine gewisse Reihe von Veränderungen, indem jeder Theil derselben ein anderer Theil der in dieser Periode ausgebildeten Hauptvorstellung ist, b) eine Verknüpfung derselben nach dem Gesetze der Kausalität, denn in der wohlgebauten Periode hängen alle Theile genau zusammen, das eine entwickelt sich aus dem andern, und alles steht an seinem Platze, c) eine geschlossene Reihe jener Veränderungen, die Periode schreitet unaufhaltsam zu einem bestimmten Ziele, zu einem Endpunkte hin, und alles Einzelne ist so genau zu jenem Ganzen verknüpft, dass man die Periode vom Anfange bis zu Ende hören oder lesen muss, um einen bestimmten und vollständigen Sinn zu haben, d) einen Grund, den jene Reihe von Veränderungen in der menschlichen Freiheit hat, da jede Periode, als Darstellung eines Gedankens, aus der inneren geistigen Selbstthätigkeit des Menschen hervorgeht. Endlich werden auch die Ansprüche, welche der äussere Sinn der Zuhörer an die Rede als mündlichen Vortrag macht, durch einen gelungenen Periodenbau am meisten befriedigt. Denn der äussere Sinn empfängt hier eine vollendete und abgeschlossene Reihe von Eindrücken, unter welchen theils Mannichfaltigkeit und Wechsel herrscht, theils Proportion und Harmonie; und diese

Harmonie im Mannichfaltigen vermag sich in der Periode vollkommener darzustellen, als in der freien aphoristischen Form.

Wir wenden uns jetzt zur genaueren Bestimmung des Einzelnen, wodurch der Ausdruck diejenige Vollkommenheit empfängt, die er besitzen muss, in so fern er sich zunächst dem äusseren Sinne der Zuhörer darstellt. In dieser Beziehung also erwarten und verlangen wir von dem Ausdruck, dass er Klang habe; dass er sich leicht und so bewege, wie es dem jedesmaligen Gegenstande, und dem Gemüthszustande des Darstellenden angemessen ist; dass sich jeder Gedanke in der Bedeutsamkeit, welche er hat, auch dem Gehör ankündige; dass Harmonie im Mannichfaltigen sey. Und diesen Anforderungen soll 1) die Wahl einzelner Wörter, 2) die Verbindung von Wörtern, welche unmittelbar oder in kurzen Zwischenräumen auf einander folgen, 3) die ganze Zusammenfügung einzelner Sätze und Perioden, 4) die Verbindung mehrerer Sätze und Perioden zu einem Ganzen entsprechen.

Schon die Wahl einzelner Wörter für sich genommen ist hier ein nicht unbedeutender Gegenstand der Aufmerksamkeit, in wie fern der gute Ausdruck gern solche Wörter vermeidet, die zu reich an Konsonanten, besonders rauhen Konsonanten, und zu arm an Vokalen sind, z. B. der Komparativ: prahlerischer. Die Konsonanten geben der Sprache den Charakter der Festigkeit und Bestimmtheit; Vokale geben ihr Biegsamkeit, Anmuth, Wohllaut, und vermitteln sanfte Uebergänge von einer Sylbe zur andern. Wo daher zu viel Konsonanten, besonders rauhe (wie r, t, s, sch, z) zusammentreffen, da geht jene Festigkeit leicht in Rauhigkeit und abstossende Härte über. Nicht selten entsteht dieser Fehler aus einer nachlässigen, mit der Richtigkeit der Sprache ohnedem streitenden Verstümmelung und Zusammenziehung der Sylben, wodurch Vokale verloren gehen, z. B. beliebttr er statt be-

liebterer. Aber noch mehr kommt die Verbindung von Wörtern in Betrachtung, welche unmittelbar oder in kurzen Zwischenräumen auf einander folgen. Hier wird der Wohlklang am leichtesten verletzt, a) durch Häufung derselben Buchstaben, besonders scharfer Konsonanten, z. B. „der, von welchem alle Wahrheit und alles Licht, aller Trost und alle Erquickung, aller Glaube und alle Hoffnung ausfließt,“ oder: „er ist ein weit beredter Mann,“ oder: „das stete Streben streitsüchtiger Schriftsteller;“ b) durch Häufung der einsylbigen Wörter, denn, da jedes einzelne Wort ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht, und die Wörter durch grössere Zwischenräume von einander getrennt sind, als die Sylben eines Wortes, so kann das Gehör über eine Reihe einsylbiger Wörter, die unmittelbar auf einander folgen, unmöglich mit eben der Leichtigkeit hinweggleiten, welche bei Sätzen stattfindet, wo einsylbige mit mehrsylbigen abwechseln, z. B. „der Mann, der den Rath nicht nutzt, und nichts thut, als was ihm gut dünkt, wird nie ganz froh seyn;“ c) durch den *hiatus*, den das Zusammenstossen der Vokale am Schlusse des einen und Anfange des andern Wortes hervorbringt, z. B. „Du, o Abendsonne,“ oder: „O, alle ihr Gebeugten und Trauernden, statt: O, ihr Gebeugten und Trauernden alle;“ d) durch öftere Wiederkehr desselben Wortes, wo es vermieden werden konnte, z. B. „dass das Verdienst verkannt, und gehasst wird, und im Staube liegt, und dass das frohe Laster triumphirt,“ wohllautender: „dass das Verdienst verkannt, gehasset wird, und im Staube liegt, wenn das frohe Laster triumphirt;“ e) durch Gleichklang und Eintönigkeit. Der Gleichklang entsteht, wenn ohne zureichenden Grund schnell hintereinander Worte gebraucht werden, welche denselben oder doch einen sehr ähnlichen Klang hervorbringen, z. B.: „man macht mir immer mehr Mühe.“ Die Eintönigkeit, wenn die auf einander folgenden Worte,

ohne dass es der Zweck der Darstellung fordert, in Rücksicht der Länge und des Sylbenmaasses einander gleich oder auffallend ähnlich sind, z. B.: „Eine hohe Tugend zeigte Jesus, unser Heiland, lehrend, wirkend, duldend, sterbend für die Menschheit.“

Die gerechten Anforderungen, welche in Hinsicht auf die ganze Zusammenfügung einzelner Sätze und Perioden an den guten Styl überhaupt, und insbesondere an den Redner geschehen, setzen eine bestimmte Erörterung der Begriffe des Rhythmus und Numerus voraus. In jeder Sprache unterscheiden sich die Sylben, wie bekannt, durch Kürze und Länge, indem der Ton kürzer oder länger, weniger oder mehr bezeichnend und hervorhebend, auf ihnen verweilt. Diese Kürze und Länge ist in den sogenannten accentuirenden Sprachen, wie in unserer deutschen, nicht an den Vokal und Diphthong, wie in den quantitirenden, z. B. der römischen und griechischen, sondern an den Accent geknüpft. Unter dem Accent verstehen wir die besondere Betonung, welche in dem mehrsylbigen Worte diejenige Sylbe, oder in einer Reihe einsylbiger Worte dasjenige Wort, wodurch die Hauptvorstellung bezeichnet wird, empfängt, so dass mehrere Sylben zu einer Einheit für das Gehör und für den Verstand verknüpft werden, z. B. „Beschäftigung,“ oder: „ich bin es.“ Ein mehrsylbiges Wort oder eine Reihe einsylbiger Worte, welche zusammengehören, kann immer nur einen Hauptaccent haben, den *acutus*, der die Anstrengung (Hebung) der Stimme ausdrückt, so wie der entgegenstehende, *gravis*, das Sinken; ob es gleich auch Nebenaccente geben kann, die dem Hauptaccente untergeordnet sind, weniger bedeutsam als jener, z. B. „Lieblingsbeschäftigung.“ In den accentuirenden Sprachen ist die durch den *acutus* gehobene (accentuirte) Sylbe lang, die accentlose kurz. Es muss daher auch in ihnen, so wie in den quantitirenden Sprachen (wo die Kürze und Länge der Sylbe nur nach einem andern Princip, prosodisch, be-

stimmt wird), Verhältnisse geben, in welche die auf einander folgenden Sylben vermöge ihrer Kürze und Länge gegenseitig treten. Und jede kleine Reihe von Sylben (von 2 bis 6), sie mögen ein Wort oder mehrere ausmachen, nennt man einen Fuss, in so fern eine bestimmte Verknüpfung der Kürzen und Längen, ein Verhältniss der Abhängigkeit in dieser Reihe statt findet, so dass sie dadurch ein Ganzes für das Gehör bildet. Die kurzen Sylben erscheinen hier abhängig von den langen, die Thesis von der Arsis, und die Anakrusis, die unabhängige Kürze, welche oft der Arsis vorangeht, erscheint doch in einer bestimmten Beziehung auf diese, gleichsam als Vorbereitung der Arsis. In jedem Fusse giebt es daher auch ein bestimmtes Verhältniss der Aufeinanderfolge in der Zeit, und dieses Verhältniss, dieser Charakter der Bewegung, in so fern er sich dem Gehör darstellt, wird Rythmus der Sprache genannt. Es können aber auch mehrere Füsse zu einem Ganzen verknüpft werden, indem man mehrere solche kleine Reihen von Sylben, in Beziehung auf eine auszudrückende Hauptvorstellung, so zusammenfügt, dass jene Abhängigkeit der Kürzen von den Längen auch in dieser grösseren Reihe hervortritt, und sie für das Gehör zu einem Ganzen macht; auch diese hat dann ihren bestimmten Rythmus. Z. B.

„Wer sich lässet dünken, er stehe, mag wohl zu-
sehen, dass er nicht falle.“ In der ersten Hälfte des Satzes, wo auf zwei Trochäen ein Daktylus, auf diesen wieder ein Trochäus folgt, wird die erste lange Sylbe: „Wer“ am meisten durch den Accent hervorgehoben, so dass selbst die übrigen langen Sylben dieser Hälfte in einer Abhängigkeit von jener erscheinen, und die ganze Reihe schliesst mit dem Worte, welches die in dieser ersten Hälfte darzustellende Vorstellung vollendet „stehe“. Im zweiten Theil des Satzes, der einen Jamben, zwei Daktylen, einen Trochäus um-

fasst, tritt die erste Sylbe in „zu sehen“ am meisten durch ihre Länge und Betonung hervor, und alle darauf folgende Sylben und Sylbenreihen stehen in Abhängigkeit von jener; der erste jambische Fuss „mag wohl“ bezieht sich als Vorbereitung auf das Folgende, und erscheint in so fern ebenfalls nicht unabhängig und isolirt; das Ganze schliesst wieder mit einem Worte, welches den Sinn vollendet „falle“. In seiner höchsten Vollendung zeigt sich dieser Rythmus in der metrischen Sprache der Poesie, welche einzelne Wortfüsse zu bestimmten Reihen so verbindet, dass dieselben rythmischen Verhältnisse in gewissen Zeitabtheilungen und an denselben Stellen wiederkehren. Und mit dem Metrum verbindet sich in unseren neueren Sprachen (zum Ersatz des Musikalischen, das die quantitirenden Sprachen vor den accentuirenden voraus haben) nicht selten der Reim, d. h. das Zusammentreffen zwei verschiedener Vorstellungen in zwei gleichklingenden Worten, mit welchen sich bestimmte Sylbenreihen schliessen.

Die Poesie, als freie Darstellung des Schönen in Worten, will hauptsächlich für die Form interessiren, und das Interesse an dem dargestellten Stoffe ist hier das Untergeordnete. Daher giebt sie auch der äusseren Form des Gedichts, welche im rythmischen Charakter liegt, die höchste mögliche Ausbildung, und diese ausgebildete Form tritt schon an sich als etwas Schönes auf, abgesehen von der Beschaffenheit des Stoffes. Da es hingegen in der Natur der Rede liegt, dass die Form nicht in diesem Grade hervortrete, sondern überall dem bestimmten Endzwecke diene, der dem Redner theils im Ganzen des Vortrags, theils bei einzelnen Punkten der fortschreitenden Handlung vor Augen schwebt; so kann auch die metrische Form und der Reim nicht Sache der Beredsamkeit seyn. Die Sätze und Perioden des Redners charakterisiren sich vielmehr durch den freieren Rythmus, den man

numerus nennt *), oder Eurhythmie, d. h. dadurch, dass überhaupt in dem Zeitmaass, welches die einzelnen Sylbenreihen, die Theile eines Satzes, ausfüllen, ein gewisses Ebenmaass und eine ansprechende Leichtigkeit herrsche, ohne sich daran zu binden, dass in gewissen Stellen dieselbe Aufeinanderfolge der kurzen und langen Sylben wiederkehre. Der Redner leistet, was man von ihm erwartet, wenn es der Mannichfaltigkeit der rythmischen Verhältnisse eines Satzes oder einer Periode nicht an einer gewissen wohlklingenden Harmonie fehlt, die nicht von Gesetzen des Metrum und des Reims abhängt, sondern von der Beschaffenheit der Vorstellungen selbst und ihren Verhältnissen, und von einem richtig treffenden Gefühle des Redenden. Bei diesem oratorischen *rythmus* also kommt zuvörderst in Betrachtung, dass sich der Ausdruck leicht bewege, und so, wie es dem jedesmaligen Gegenstande und dem Gemüthszustande des Darstellenden angemessen ist. Die Leichtigkeit der Bewegung beruht zum Theil auf der Vermeidung des Harten, Uebelklingenden, Schwerfälligen in der Verbindung von Worten, welche unmittelbar oder in kurzen Zwischenräumen auf einander folgen (wovon im Vorhergehenden die Rede war), — zum Theil auf einer solchen Zusammenfügung der Sätze und Glieder, welche das innere logische Verhältniss derselben (was zunächst zusammengehöre, und, wie sich das eine auf das andere beziehe) sogleich bestimmt und deutlich ankündigt. Z. B. „Je einleuchtender es ist, dass sich die grössten Hindernisse den Kirchenverbesserern des sechszehnten Jahrhunderts, welche, ob ihnen gleich längst schon durch Gottes Leitung entgegen gearbeitet worden war, doch nur durch ungemeines und festes Ausharren bei der Sache der heiligen Wahrheit siegen konnten, in den Weg stellten; desto mehr müssen wir, was sie in so kurzer Zeit

*) *Quinctil. institt. oratt. l. 9. c. 4. §. 45 ss.*

„vollbrachten, achtend auf die Stimme der Geschichte, „bewundern.“ Jedermann wird, namentlich bei dem mündlichen Vortrage dieser Periode, bemerken, wie schwerfällig sie einhergeht; wie übelklingend das Zusammentreffen rauher Konsonanten in den Worten: „je einleuchtender es ist, dass sich — Jahr- „hundreds,“ und weiter unten: „ungemeines und „festes Ausharren u. s. w.“ so wie im Nachsatze: „müssen wir, was sie u. s. w.“ und die Häufung einsylbiger Wörter „ob sie gleich schon durch“ und „wir, was sie in so“ so wie der Gleichklang „vollbrachten, achtend“ sey; wie fehlerhaft im Vordersatze nach: „welche“ die Stellung des Pronomen „ihnen“ „ob ihnen gleich längst schon“ erscheine, da es in dieser Stellung sowohl auf die Hindernisse als auf die Kirchenverbesserer bezogen werden könnte; wie wenig im Nachsatze der Zwischensatz „achtend auf die Stimme der Ge- „schichte,“ am rechten Orte stehe, da man hier ungewiss fragt, ob dies als Prädikat auf „wir“ oder auf „sie“ gehe. Wie leicht und fliegend würde sich die Periode in folgender Form bewegen: „Je grösser die „Hindernisse waren, die sich den Kirchenverbesserern „des sechszehnten Jahrhunderts in den Weg stellten, „und nur durch treues Festhalten an der Wahrheit be- „siegt werden konnten, obgleich die göttliche Vor- „sehung diesen Triumph längst vorbereitet hatte; mit „desto tieferer Bewunderung des Herrlichen, das sie in „kurzer Zeit vollbrachten, erfüllt uns die Geschichte „ihrer Thaten.“ Wenn wir aber nicht blos diese Leichtigkeit der Bewegung (abgesehen von der eigenthümlichen Beschaffenheit der darzustellenden Vorstellungen), sondern auch eine gewisse Uebereinstimmung des Charakters dieser Bewegung mit der Natur des Objekts und dem inneren Zustande des Darstellenden selbst verlangen und erwarten; so beruht dies auf der bekannten Wahrnehmung, dass sich die äusseren oder inneren Beschaffenheiten der Gegenstände sehr häufig,

nicht bloß in dem Klange einzelner Worte, die etwas Malerisches haben, z. B. zischen, sausen, brausen, donnern u. dgl., sondern auch in dem Rythmus mehrerer zusammenhängender Worte und ganzer Sätze spiegeln, und, dass es jedem Menschen, der die Sprache einigermaßen in seiner Gewalt hat, am natürlichsten ist, in solchen rythmischen Verhältnissen seinen Gemüthszustand auszusprechen, die mit der Beschaffenheit des letzteren zusammen stimmen. Ob gleich der Redner niemals durch ein vollkommenes Malen des Klanges oder der Bewegung zum Dichter werden soll; so liegt es doch seinem richtigen Gefühle immer am nächsten, was sich langsam fortbewegt, was seiner Natur nach ruhig, erhaben, feierlich ist, nicht in solchen Sylbenreihen, bei denen die Kürzen die Längen offenbar überwiegen, in schnell auf einander folgenden und wenig tönenden Worten, dagegen, was sich schnell bewegt, was mit einem raschen Wechsel der Zustände, und geräuschvoll auftretenden Veränderungen verknüpft ist, nicht in feierlich langsamem Ausdrucke darzustellen. Und eben so wenig wird der langsame und feierliche Gang des Rythmus dem inneren Zustande lebhafter Gefühle und Affekten, die sich durch rasche Aufeinanderfolge mannichfaltiger Bewegungen des Innern charakterisiren, oder die entgegengesetzte Art des Rythmus dem völlig ruhigen Gemüthszustande, oder der Beschäftigung des Gemüths mit solchen Gefühlen, deren Charakter mehr ruhige Grösse und Tiefe, als rasche und feurige Bewegung ist, entsprechen. Man bemerke z. B. das Treffende und Wohlgewählte in folgender Stelle (Reinhard Pred. im J. 1810. geh. 1. B. S. 98.): „könnet ihr die stille Majestät des gestirnten Himmels, könnet ihr die zahllosen, durch alle Räume des Himmels zerstreuten Lichtpunkte überschauen, ohne in Verwunderung zu gerathen, ohne einen gewissen Schauer zu empfinden?“ Vergl. Gräffe Anweisung zum Rythmus, S. 155 ff. Grotendorf Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche

Beredsamkeit, S. 218 ff. Der Redner trifft gewiss den richtigen Ton, ohne die Sylben ängstlich zu zählen, und affektirt im Rythmus zu werden, wenn er alles mit lebendiger Theilnahme des Gemüths vorträgt, und sich der Sprache bemächtigt hat. Mit dieser leichten und angemessenen Bewegung verbindet der gute und ansprechende Bau der Sätze eine solche Vertheilung und Stellung des Einzelnen, dass sich jeder Gedanke auch dem Gehör in seiner eigenthümlichen Bedeutsamkeit darstelle. Dies geschieht, wenn dasjenige gehörig hervortritt, was als ein einzelner Gedanke für sich die Aufmerksamkeit erregen soll, und, wenn der Ton und Charakter des Rythmus, durch dasselbe Gesetz der Gradation bestimmt, das in der ganzen Rede waltet, die vorzüglich wichtigen Vorstellungen auszeichnet. Die früher bemerkten stylistischen Fehler gegen die rechte Ordnung pflegen sich auch durch etwas Unbefriedigendes, Schwerfälliges, Schleppendes im Bau der Sätze sogleich anzukündigen, besonders, wo man in einen andern Satz oder andere Periode hineindrängt, oder derselben als Anhang beifügt, was einen eigenen für sich ausmachen sollte. Z. B. „Kann man redlicher und wahrheitsliebender seyn, als die Kinder? Ist der Lernbegierige, nach Erkenntniss Dürstende (eine Eigenschaft, die wir namentlich bei den Kindern wahrnehmen), nicht weit empfänglicher für die Religion, als der, welcher schon eine Art von Sättigung empfindet?“ Weit zweckmässiger, aber auch fließender und ansprechender vertheilte Reinhard (Pred. von 1810. 1. B. S. 130.), was in dem Satze: „Ist der Lernbegierige u. s. w.“ so eben durch Einschließung zusammengefasst wurde, in folgende zwei: „Ist der Lernbegierige, nach Erkenntniss Dürstende nicht weit empfänglicher für die Religion, als der, welcher schon eine Art von Sättigung empfindet? Kann aber Jemand gelehriger seyn und eifriger nach neuen Vorstellungen streben, als die Kinder?“ Die Steigerung (Klimax) im

Ton und Rythmus hängt mit dem zusammen, was im Vorhergehenden über die Angemessenheit der rythmischen Bewegung zu der Verschiedenheit der Gegenstände und Gemüthszustände bemerkt worden ist. Vergl. z. B. Reinhard Pred. 1810. 1. B. S. 151.: „Und jene „bildende Kraft, die allem, was da ist, Gestalt und „Form giebt, die alles aus Werkzeugen und Gliedern „zusammensetzt: ist sie in der zartesten Fiber nicht „eben so kunstreich, als in dem ganzen Baue des thierischen Körpers; ist sie in den kleinen Gewächsen „des Moores nicht eben so wirksam, als in dem zum „Himmel emporstrebenden Eichenwalde; ist „sie in der kleinen regelmässigen Schneeflocke nicht „eben so sichtbar, als in den Sonnen und Welten, die über unserm Haupte flammen?“ Man bemerkt hier leicht den trefflich steigenden Rythmus in den durch den Druck ausgezeichneten Worten. Ein guter und ansprechender Bau der Sätze und Perioden vermeidet endlich die allzugrosse Länge derselben, verknüpft mit der Mannichfaltigkeit des Tons und der Bewegung eine gewisse Symmetrie, die sich sowohl auf den Umfang und die Ordnung der Redetheile, als auf die Mischung der kurzen und langen Sylben bezieht, und sorgt für einen volltönenden, durch sanften Uebergang herbeigeführten Schluss. Da jede Periode ein in sich vollendetes Ganzes bildet, so muss sie auch nothwendig so beschaffen seyn, dass der Zuhörer am Schlusse der Apodosis noch im Stande ist, sich den Anfang der Protasis zu vergegenwärtigen. Bei dem Anhören einer zu langen Periode empfindet selbst der äussere Sinn, indem er zu viel Eindrücke auf einmal fassen, und zu einem Ganzen verbinden soll, eine gewisse Härte, etwas Widerstrebendes. Jedoch lassen sich die Grenzen der Länge nicht nach Gliedern und Sylbenreihen genau bestimmen und berechnen. Die Beschaffenheit der Vorstellungen selbst, welche bald mehr, bald weniger

Ausbildung und Erweiterung erfordern, die Bildung und Fassungskraft der Zuhörer, die für lange Sätze und Perioden bald mehr, bald weniger empfänglich ist, und die physische Kraft (der Athem) des Redenden, diese Punkte geben hier immer den richtigsten Maassstab an die Hand. Und, da die Glieder, aus denen eine Periode besteht, bald kürzer bald länger seyn können, so ist es auch nicht als absolute Regel zu betrachten, dass jede Periode, die über vier Glieder hinausgeht, schon dadurch die Grenzen des Umfanges überschreite. Die Mannichfaltigkeit, die in dem Bau der Sätze und Perioden herrschen soll, gründet sich theils auf die Nothwendigkeit überhaupt, jeden Gedanken in einer besondern Form hervortreten zu lassen, da jeder Gedanke des rednerischen Vortrags in seiner besondern Beziehung zu dem bestimmten Endzwecke steht*), theils auf das oben bemerkte Verhältniss, das zwischen dem Charakter des Tons und der Bewegung, und zwischen der wechselnden Beschaffenheit der darzustellenden Vorstellungen, und der Gemüthsstimmungen des Redners, die sich aussprechen sollen, statt findet. Aber in eben diesem Verhältnisse liegt auch der Grund, warum der einmal gewählte, dem Gegenstande und der Gemüthsstimmung wirklich entsprechende Charakter der rythmischen Bewegung in einem und demselben Satze oder derselben Periode im Ganzen von dem Redner festgehalten, und nicht durch zu auffallenden Wechsel unterbrochen wird. Und auch für sich betrachtet, abgesehen von der Beschaffenheit der auszudrückenden Gedanken und Gefühle, kann nur die Periode einen guten Eindruck machen, und den allgemeinen Anforderungen an die Schönheit der Form entsprechen, in welcher, neben jenem Wechsel (den wir einer ermüdenden Einförmigkeit entgegensetzen) eine gewisse Harmonie oder Symmetrie den Zuhörer anspricht. Diese Symmetrie bezieht sich auf den Um-

*) S. Thieremin: Die Beredsamkeit eine Tugend, S. 207 folg.

fang und die Ordnung der Redetheile, so wie auf die Mischung der kurzen und langen Sylben. Wir bemerken sie zwischen dem Vorder- und Nachsatze einer Periode, und zwischen den einzelnen Theilen derselben, die einander in Hinsicht logischer Verhältnisse entsprechen. Fehlerhaft würden wir z. B. folgenden Periodenbau nennen: „Wenn man bedenkt, wie ernst das Christenthum Liebe fordert, und die Hindernisse derselben erwägt; so muss das Geständniss von Herzen geschehen, dass man entweder beharrliche Aufmerksamkeit auf alles zu wenden habe, was Menschen uns theuer zu machen im Stande ist, oder, dass es unmöglich sey zu erfüllen, was Jesus geboten hat.“ Denn die *protasis* ist, im Verhältnisse zur *apodosis*, auffallend kurzabgebrochen, und bedurfte einer grösseren Ausbildung und Erweiterung; die Aufeinanderfolge der einzelnen Glieder entspricht nicht gehörig der Ordnung der Vorstellungen, denn dem in der *protasis* bezeichneten und zuerst gestellten Gedanken, das Christenthum fordere Liebe, entspricht in der *apodosis* die Vorstellung, es könne wohl unmöglich scheinen, die Forderungen des Christenthums zu erfüllen; daher musste diese ebenfalls den ersten, nicht den zweiten Untertheil der *apodosis* bilden; man bemerkt endlich auch kein gehöriges Ebenmaass des rythmischen Charakters, indem die *protasis* langsam und feierlich mit einem Spondeus beginnt, und in dem ganzen Vordersatze eine ziemlich gleiche Mischung kurzer und langer Sylben ist (ein ziemlich ruhiger Charakter des Rythmus), die *apodosis* hingegen plötzlich mit rascher Bewegung auftritt, und in dem ganzen Nachsatze die Kürzen offenbar die Längen überwiegen. Wie ganz anders nimmt sich diese Periode aus, von Reinhard (Pred. 1798. geh. 1. B. S. 41.) so gestellt: „Wenn man bedenkt, wie nachdrücklich und rührend die Religion, welche wir bekennen, Liebe gegen die Menschen fordert, und welchen Werth sie dieser Liebe beilegt; wenn man zugleich die unzählbaren Hindernisse be-

„trachtet, welche der, der Liebe beweisen will, über-
 „all antrifft, und die Umstände in Erwägung zieht,
 „die das Wohlwollen gegen andere in uns schwächen:
 „so muss man eingestehen, es sey entweder nicht mög-
 „lich, der Hauptforderung des Christenthums, seinen
 „Nächsten zu lieben, wie sich selbst, Genüge zu leisten;
 „oder man müsse die grösste Aufmerksamkeit auf al-
 „les wenden, was uns die Menschen werth und theuer
 „machen, und unser Herz für sie einnehmen und ge-
 „winnen kann.“ Dieses Ebenmaass zwischen Vorder-
 und Nachsatz*) und ihren einzelnen Theilen ist freilich
 bald mehr, bald weniger sichtbar, je nachdem es durch
 die Beschaffenheit der in der Periode darzustellenden
 Vorstellungen und ihrer logischen Verhältnisse bald
 mehr, bald weniger begünstigt wird. Im Allgemeinen
 kann immer mit Recht angenommen werden, dass sich
 die periodische Form um so harmonischer und fliesen-
 der gestaltet, je mehr der Redner an ein geordnetes
 Denken gewöhnt ist, vorausgesetzt, dass es ihm
 nicht an Gewandheit der Sprache fehle, und an einem
 Gehör, dessen Empfänglichkeit für die rythmischen
 Verhältnisse in einem gewissen Grade ausgebildet ist.
 Sehr viel gewinnt dabei die rednerische Periode an
 Numerus, wenn der Gradation in den Vorstellungen
 eine Steigerung der einzelnen Glieder entspricht; und
 in demselben Gesetze der Gradation liegt auch der
 Grund, warum der Wohlklang mehr gefördert wird,
 wenn der Nachsatz den Vordersatz an Umfang über-
 trifft, als bei dem entgegengesetzten Verhältnisse. Denn
 der Nachsatz ist, da die eigentliche Vollendung des
 Sinnes auf ihm beruht, in so fern als der wichtigere
 Theil zu betrachten. Jedoch fügt sich nicht jede Ge-
 dankenreihe genau in diese Regel; und derjenige bringt
 dem Wohlklange gewiss ein zu grosses Opfer, der

*) Sehr zu beachtende Bemerkungen über das Symmetrische im
 Periodenbau s. in Grotefend's Ansichten, Gedanken und Erfahrungen
 über die geistliche Beredsamkeit, S. 213 ff.

einen Nachsatz durch müssige Tautologien zu erweitern sucht*). V ollendet wird der Periodenbau durch einen volltönenden, im sanften Uebergange herbeigeführten Schluss (*clausula periodi*). Denn der äussere Sinn erwartet im Schluss die vollkommenste Befriedigung, so wie das Erkenntnissvermögen dadurch befriedigt wird, dass sich der Sinn des Ganzen hier vollendet. Daher endet die Periode niemals gern mit einem solchen einsylbigen Worte, das sich nicht grammatisch genau an das Vorhergehende anschliesst, oder mit solchen mehrsylbigen, die nicht genau in der Konstruktion zusammengehören, und nicht durch Konjunktionen verbunden werden. Gut und volltönend schliesst z. B. folgende Periode: „Wenn euch alles werth und theuer ist, was den unsterblichen Geist des Menschen angeht, so vernehmt auch mit ganzer Seele die erhebenden Ansichten der heiligen Schrift von der grossen Würde der menschlichen Natur.“ Auch so verändert: „Wenn euch alles werth und theuer ist — — — die erhebenden Ansichten, welche die heilige Schrift von der grossen Würde der menschlichen Natur gegeben hat,“ wäre die Periode noch immer nicht zu tadeln, denn das Einsylbige hat hängt so genau mit „gegeben“ zusammen, dass es mit diesem Worte gemeinschaftlich einen guten Schluss bildet. Aber wie mangelhaft und unbefriedigend wäre diese Wendung des Schlusses: „Die erhebenden Ansichten unserer Würde, welche das Evangelium klar lehrt.“ Oder wie schleppend folgender Nachsatz einer Periode: „so ist es unläugbar, dass alle Mängel, welche aus der Unüberlegtheit der Menschen, die darauf achten soll-

*) *Quinctil. institt. oratt. l. 9. c. 4. §. 58 sq. T. II. Wolf. p. 201 sq.*: *Collocatio autem verba jam probata et electa et velut assignata sibi debet connectere: nam vel dure inter se commissa potiora sunt inutilibus. Tamen et eligere quaedam, dum ex iis, quae idem significant, atque idem valeant, permiserim: et adjicere, dum non otiosa: et detrahere, dum non necessaria: sed et figuras mutare et casus et numeros etc.*

„ten, entstehen, schaden.“ Wie weit besser: „so ist es unläugbar, dass alle Mängel, welche aus der Unüberlegtheit der Menschen entstehen, die darauf achten sollten, bedeutenden Nachtheil bringen.“ Vorzüglich gern vernimmt man im Schluss der Periode den dritten Päon $\cup \cup - \cup$, den Anapäst $\cup \cup -$, den Spondeus $- -$, den Jambus $\cup -$ und Di-jambus $\cup - \cup -$, den Choriambus $- \cup \cup -$. Wenn nun der Bau des Ganzen vom Anfange bis Ende so beschaffen ist, dass sich der Numerus dem Gehör sogleich ankündigt, so nennt man ihn rund, oder abgerundet (*περίοδος στρογγύλη*), entgegengesetzt dem mangelhaften, unvollkommenen, verstümmelten, oder dem gedehnten, schleppenden (*περίοδος ὑπτία, resupina*). Unter den klassischen Rednern des Alterthums bieten besonders Isokrates, Lysias, Demosthenes, Cicero, Plinius, unter den neueren Kanzelrednern Reinhard, Marezoll, Dräseke, Haffner, Röhr, Ammon eine reiche Fülle von Beispielen abgerundeter und dadurch wohlklingender Perioden an die Hand. Wir begnügen uns hier mit einer zur anschaulichen Erläuterung dienenden Stelle aus Marezoll Pred. an Festtagen und bei besondern Gelegenheiten gehalten, Jena, 1806. N. IX. Fortsetzung einer Predigt über die unaussprechliche Grösse Gottes. Nachdem der Redner gezeigt hatte, es folge aus der Betrachtung dieser unaussprechlichen Grösse Gottes nothwendig die Pflicht, Gott durch rechtschaffene Gesinnungen und Handlungen zu verehren, schliesst er mit folgender Periode S. 385.: „Ja, ist Gott unaussprechlich gross; kann ihm nichts an eitlem Scheingepränge, nichts an leeren Worten und Gebräuchen liegen; bedarf er nie und in keiner Rücksicht unserer Dienste; hängt sein Ruhm nicht von unsern Lippen, sondern von seinen Werken ab; ist es unser Herz, was wir ihm zum Opfer darbringen können und sollen: o, so ehret ihn durch Tugend, so thut seinen Willen, so unterwerfet euch seinen

„Schickungen, so handelt wohlthätig gegen seine Kinder, und gewissenhaft gegen euch selbst, so lebet euerer menschlichen und christlichen Würde gemäss, so erfüllet euere hohe Bestimmung, und bereitet euch dadurch auf die Zeit, wo ihr seine Grösse in hellerem Glanze sehen, und seine Herrlichkeit mit verklärter Zunge preisen werdet.“ Der Vordersatz enthält die Gründe des im Nachsatz Folgenden; mit jedem Gliede kommt der Verfasser immer näher und näher zur Hauptsache; zuerst der allgemeine Gedanke: ist Gott unaussprechlich gross, dann die negative Bestimmung, womit man Gott nicht wesentlich und hauptsächlich verehren könne: „kann ihm nichts an eitlem Scheingepränge — — — sondern von seinen Werken ab,“ zuletzt das Positive: „ist es unser Herz u. s. w.“ eben so ist unter den Folgerungen des Nachsatzes der wichtigste und am meisten erhebende Gesichtspunkt, dass man sich durch Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit am würdigsten auf die Zeit vorbereitet, in welcher wir Gottes unaussprechliche Grösse vollkommener, als hier, erkennen werden, zuletzt gestellt, und auch dadurch ausgezeichnet, dass dieser Untertheil des Nachsatzes: „so erfüllet euere hohe Bestimmung, und bereitet u. s. w.“ den grössten Umfang hat; in dem rythmischen Charakter des Vordersatzes bemerkt man einen ruhigen Gang, ganz entsprechend der ruhigen Betrachtung, der Erwägung dessen, woraus die Ermahnungen des Nachsatzes folgen, so wie dagegen der Nachsatz grösstentheils einen etwas rascheren und lebhafteren Rythmus hat, dem Ton der Ermunterung, der unmittelbar zum Willen der Zuhörer spricht, völlig angemessen; der Schluss ist feierlich langsam und volltönend: „mit verklärter Zunge preisen werdet.“

Auf die Verbindung mehrerer Sätze und Perioden zu einem Ganzen ist dasselbe anwendbar, was von dem Bau der einzelnen gilt. Auch hier erwartet das gebildete Gehör, dass eben sowohl eine

auffallende Ungleichheit der Sätze und Perioden, als eine ermüdende Eintörmigkeit des Umfanges, des rythmischen Charakters, des gleichen Anfanges und Schlusses vermieden werde, und das Ganze, wo möglich, mit den volltönendsten schliesse. Es liegt in der Natur der darzustellenden Gedanken, und auszusprechenden Gemüthszustände, und in der Verschiedenheit dessen, was der Redner zunächst beabsichtigt, dass kurze leicht an einander gereihete Sätze mit eigentlichen Perioden in einem Vortrage abwechseln. Jene sind unstreitig da, wo es darauf ankommt, gewisse einzelne auf einander folgende Vorstellungen in ihrer Wichtigkeit und Bedeutung besonders bemerklich zu machen, oder, wo dem Redenden eine feurige, eindringende, erschütternde Darstellung am natürlichsten ist, mehr an ihrem Platze, als eigentliche, besonders lange Perioden. Die gewöhnliche durch ihren Umfang nicht ausgezeichnete Periode eignet sich am besten für die ruhige still fortschreitende Belehrung, und für eine Beschäftigung der Einbildungskraft und des Gefühls, die sich weder durch den kühnsten und erhabensten Schwung, noch durch Pathos charakterisirt, so wie die lange vielumfassende Periode hauptsächlich für die erhabene, prächtige, feierliche Darstellung, in der Ausführung des Thema selbst. Daher beginnt der Eingang der Rede nicht zweckmässig mit einer langen Periode. Denn in dem Eingange, der blos die Handlung einleiten und vorbereiten will, lässt sich in der Regel noch nicht der höchste Grad der Thätigkeit geistiger Kräfte, der überhaupt in der Rede statt finden kann, von dem Zuhörer erwarten und verlangen. S. die Theorie der rednerischen Anordnung S. 27. Lange Perioden aber verlangen eine anhaltende Richtung der bereits völlig gesammelten und gespannten Aufmerksamkeit, eine erhöhte Thätigkeit der Phantasie oder der Denkkraft, oder beider Vermögen zugleich. Eben so wenig passen sie für den Ton des Gebets, es stehe am Anfange oder am Schlusse, oder in irgend einem andern Theile der

Predigt. Denn der innigste Schwung der Andacht erklingt zwar gern in harmonischen Tönen, aber, wo das Gebet dem Redner wirklich aus dem Herzen kommt, doch nicht so planvoll und methodisch, wie die Vorstellungen in einer langen Periode zusammengefügt werden. S. die Theorie der Anordnung S. 61 ff. Und, wo ein Affekt mit besonderer Lebendigkeit hervortritt, sey es in der Ausführung des Thema, oder im Epilog, der den Gefühlen und Gemüthsbewegungen überhaupt den höchsten Schwung gestattet, da bewegt sich der Ausdruck ebenfalls weit natürlicher in kurzen Sätzen, als in feierlicher periodischer Form. Alle diese Umstände veranlassen den Redner schon für sich zu jener Abwechslung im Bau und Umfange der Sätze, wodurch die ermüdende Einförmigkeit vermieden wird, welche im Vortrag, der sich durchgängig vom Anfange bis zu Ende in langen Perioden bewegt, noch in höherem Grade besitzt, als eine Rede, die sich durchgängig an kurze Sätze hält, weil diese letztere Art zu jeder schon an sich mehr Mannichfaltigkeit gestattet. Dabei bewahrt aber auch den Redner ein richtig treffendes Gefühl für eine gewisse Einheit der Form am sichersten vor einem schneidenden Kontrast, der z. B. dann hervortreten würde, wenn sich der eine Theil der Rede ganz an die freiere aphoristische Manier hielte, der andere bloß von der periodischen Form Gebrauch machte.

Da übrigens die rednerische und dichterische Schreibart zwei ganz verschiedene Gattungen sind; so kann es zwar nicht gerechtfertigt werden, wenn es ein Redner zur Gewohnheit macht, in seinen Vorträgen oft und anhaltend in den gebundenen Rythmus des Dichters, in die metrische Sprache überzugehen, oder einzelne Stellen aus dichterischen Produkten anderer einzuweben. Noch weniger dürften sich ganze Predigten in Versen vertheidigen lassen. Denn der Zuhörer wird dadurch sogleich veranlasst (wenn es auch keineswegs die Absicht des Redenden ist), sein Augenmerk

mehr auf Schönheit der Form als auf die materielle Wahrheit zu richten, gegen die Bestimmung der Beredsamkeit. Es lässt sich jedoch eben so wenig verkennen, dass dichterische Stellen bisweilen, und am rechten Orte, den Eindruck der rednerischen Darstellung befördern können, 1) wenn den Redner selbst seine ganze innere, durch den behandelten Gegenstand hervorgebrachte Gemüthsstimmung dazu veranlasst, 2) wenn sich jene dichterische Stellen nicht bloß überhaupt durch richtige Haltung des Metrum, Leichtigkeit des Versbaues und Wohllaut empfehlen, sondern auch in Hinsicht der in ihnen ausgedrückten Vorstellungen und Gefühle, ihres ganzen poetischen Charakters, selbst ihrer rythmischen Verhältnisse mit dem Inhalt, Geist und Ton der Stelle des rednerischen Vortrags, welche ihnen vorausgeht, ungezwungen übereinstimmen. Am meisten eignen sich dichterische Stellen für den Schluss der Rede, wo die Begeisterung des Redners ihren höchsten Gipfel erreicht; so wenig auch dadurch eine bindende Norm für diese Art des Schlusses begründet wird. Vergl. Gräffe Anweisung zum Rythmus S. 136 folg. Der Zweck der christlichen Erbauung verweist den Prediger hier zunächst an die bei der Gemeinde eingeführte Sammlung geistlicher Lieder. Doch steht ihm auch die Benutzung anderer dichterischen Produkte frei, vorausgesetzt, dass in ihnen ein würdevoller Stoff behandelt wird, und ein wahrhaft religiöser und sittlicher Geist athmet. Vergl. das hallische Journal für Prediger, 58. B. 3. St. 1813.

Den ganzen durch Wohlklang ausgezeichneten Ausdruck nennen die alten Rhetoren *oratio polita* (*γλαφυρά, ἀνθηρά*), entgegengesetzt der *dura, aspera, horrida, αὐστηρά*. Unter *concinnitas* (*τὸ στρογγύλον*) versteht man gewöhnlich die bei dem Bau der Sätze und Perioden in Hinsicht auf Ordnung der Wörter, Umfang, Sylbenmaass beobachtete Symmetrie; doch gebraucht es Cicero auch im engeren Sinne von

der Vollendung der periodischen Form. Vergl. *Link dissert. de oratione concinna*, Altorf, 1709. 4. *Rost prolusio de concinnitatis notione*, Plaviae, 1754. 4.

Vierter Abschnitt.

Der rednerische Styl in der niedern, mittleren und höheren Sphäre.

Mit welchem Rechte und in welchem Sinne wir behaupten, jede der drei verschiedenen Gattungen des Styls, der eigentlich prosaische, der dichterische, der rednerische, zeige sich in drei verschiedenen Arten, als niederer, mittlerer, höherer Styl, oder in der niederen, mittleren, höheren Sphäre, hat der erste Abschnitt bereits ausführlicher erörtert, und, was die prosaische und dichterische Darstellung betrifft, in Beispielen nachgewiesen. Jetzt, nachdem wir die einzelnen Eigenschaften des guten Styls in besonderer Beziehung auf die Beredsamkeit genauer betrachtet, und dadurch vollständig ausgemittelt haben, was zum Wesen und Charakter des rednerischen Styls gehöre, ist noch übrig, dass jener Unterschied des niederen, mittleren und höheren Styls auch an der rednerischen Darstellung nachgewiesen werde.

Die Bewegung des Willens, welche die Rede überhaupt beabsichtigt, kann, wie oben bemerkt wurde, von der populärsten Auseinanderlegung überzeugender Gedanken ausgehen, welcher ein leichtes, im gewöhnlichen Kreise verweilendes Spiel der Einbildungskraft, und eine ziemlich gleichförmige, sanft anziehende, oder erhebende Thätigkeit des Gefühls zur Seite geht. Dies begründet den Charakter des rednerischen Styls in der niedern Sphäre. Er giebt eine solche Fülle der Darstellung, die nicht blos rednerische Erweiterung

des Gedankens, wodurch er dem Gefühle näher gelegt wird, sondern auch Popularität im Auge hat, und dabei die möglichste Leichtigkeit des Ausdrucks; er hält sich an Worte und Wendungen, welche der Sprache der niedern Stände am meisten geläufig sind, ohne gegen die relative und absolute Würde zu verstossen; er verbreitet über das ganze stylistische Produkt eine Anschaulichkeit, welche oft in eine blühende und rührende, oder gemüthvolle oder pathetische Darstellung (weniger in Pracht und Erhabenheit des Ausdrucks) übergeht; und spricht grösstentheils in kurzen Sätzen, und, wo die periodische Form auftritt, in Perioden von geringem Umfange. Die Bewegung des Willens kann aber auch von einer besondern Gedrängtheit der Gedanken, die der erhabenste Schwung der Phantasie, und die mächtigste, tiefste, ergreifendste Anregung der Gefühle begleitet, ausgehen. Dies begründet den Charakter des rednerischen Styls in der höheren Sphäre. Er liebt den höchsten Grad derjenigen Präcision, welche überhaupt mit der Natur der Beredsamkeit vereinigt werden kann; und erlaubt sich da, wo es der Zweck und Gegenstand verstatten, oder (in Verbindung mit der geistigen Eigenthümlichkeit des Redners) dazu veranlassen, nicht nur das mächtigste Pathos, sondern auch die glänzendste Pracht und den erhabensten Schwung, dessen die Beredsamkeit fähig ist, so wie die höchste Kunst im Baue der Perioden. Die Bestimmung des Willens kann aber auch endlich von einer solchen Darstellung ausgehen, die in der Mitte zwischen diesen Gegensätzen liegt; und das begründet den rednerischen Styl in der mittlern Sphäre, wo der Redner seinem Produkte die eben bemerkten Eigenschaften, welche die höhere Sphäre charakterisiren, zwar nicht in dem höchsten möglichen Grade mittheilt, aber doch so, dass er sich merklich über die niedere Sphäre erhebt. Der Gebrauch der biblischen Sprache in geistlichen Vorträgen behauptet in jeder Sphäre der rednerischen Darstellung

gleichen Werth, vorausgesetzt, dass der Geistliche immer dabei die Frage berücksichtigt (die wenigstens in kleineren Gemeinden, deren Mitglieder dem Prediger näher bekannt sind, wohl berücksichtigt werden kann), mit welchen Abschnitten und Büchern der heiligen Schrift sein Publikum vorzüglich bekannt sey? Wenn sich nun auf der einen Seite nicht verkennen lässt, wie viel bei der Ausbildung dieser verschiedenen Arten des Styls auf der geistigen Individualität der Redner beruhe, welche den einen mehr zur niederen, einen andern mehr zur mittleren, einen dritten mehr zur höheren Sphäre stimmt und fähig macht; so ist doch jedem eine solche Entwicklung und Ausbildung seiner natürlichen Anlagen und Kräfte sehr zu wünschen, wodurch er in den Stand gesetzt wird, aus derjenigen Sphäre, welche seiner Individualität am nächsten liegt, da, wo es besondere Umstände der Zeit und des Ortes, oder die eigenthümlichen Bedürfnisse und Erwartungen eines andern Publikum veranlassen, so in eine andere Sphäre übergehen zu können, dass er sich auch in dieser nicht ohne Wirksamkeit behauptet *). Denn der höhere Styl ist offenbar für die gebildeteste Klasse der Zuhörer, der niedere für diejenigen, welche der Popularität am meisten bedürfen, vorzüglich geeignet; so wie der Redner vor einem gemischten Publikum seinen Zweck am besten erreicht, wenn er sich an die mittlere Sphäre hält, da sie theils nicht zu weit ausser dem Gesichtskreise sowohl der niederen als der höheren Stände liegt, theils vermöge ihres Verhältnisses zur niederen und höheren Sphäre dem Redner Annäherungen an diese und jene gestattet, durch welche er in den Stand gesetzt wird, die Einheit der gewählten Form im Ganzen behauptend, gewissermaassen allen alles zu werden.

*) Dies bemerkte schon Cicero, indem er das Ideal des Redners darin setzte, dass man die *tria genera dicendi* völlig in seiner Gewalt habe. S. „die philosophische und religiöse Begründung“ S. 223. der neuen Ausgabe.

Beispiele der rednerischen Schreibart in der niedern Sphäre.

Demosthenes zweite olynthische Rede (nach Jakobs Uebersetzung Demosthenischer Staatsreden, Leipzig, 1805. S. 265 folg.). „Aber, o Freund, „höre ich manchen sagen, wenn unsere äusseren Ver- „hältnisse schlecht sind, so ist dagegen unsere innere „Staatsverwaltung desto vorzüglicher. Und, welche „Gründe führt man dafür an? Die Mauern, die wir „übertüncht, die Strassen, die wir ausgebessert haben, „die Brunnen, die Gossen und Possen. Schauet dage- „gen auf die Unternehmer dieser Werke! Einige der- „selben sind aus Bettlern zu reichen Leuten geworden; „andere haben sich aus der Dunkelheit zum Ruhm er- „hoben (wörtlicher: andere wurden aus unbekannten „Menschen berühmte Männer), andere haben ihre Pri- „vatwohnungen herrlicher als die öffentlichen Gebäude „geschmückt. Denn, so wie der Wohlstand des Staats „gesunken ist, hat sich der Wohlstand dieser Menschen „vermehrt. Was ist nun an alle dem Schuld? warum „stand vormals alles so gut, und jetzt nicht mehr? Erst- „lich, weil das Volk, das damals Muth genug besass, „seine Kriege selbst zu führen, über die Verwalter des „Staats herrschte, und alle Belohnungen in seiner Ge- „walt hatte, und jeder andere es für ein Glück ansah, „Ehre, Aemter und Güter aus den Händen des Volks „zu empfangen. Jetzt aber geschieht das Gegentheil. „Alle Vortheile sind in den Händen der Staatsverwal- „ter, und alles wird durch diese gethan. Ihr aber, das „Volk von Athen, seyd entnervt, eueres Vermögens „und euerer Bundesgenossen beraubt, gleichsam nur „Diener und Anhängsel des Ganzen, und vollkommen „zufrieden, wenn euch diese die Theater-Gelder zu- „fliessen lassen, oder euch magere Rinder austheilen. „Was aber von allen das Empörendste ist, so glaubt „ihr euch ihnen verpflichtet für das, was euch selbst

„angehört. Dafür halten sie euch in der Stadt eingeschlossen, gewöhnen euch an sich und machen euch kirre und zahm. Unmöglich kann aber derjenige grosse und kühne Gedanken hegen, der in Abhängigkeit und Elend lebt; denn wie die Lebensart der Menschen ist, so muss auch ihre Denkungsart seyn. Ich würde mich deshalb, bei den Göttern, nicht wundern, wenn mir diese aufrichtige Schilderung einer Lage mehr Nachtheil brächte, als denen, die sie veranlasst haben.“ Die rednerische Anschaulichkeit und Fülle beruht in dieser Stelle vorzüglich auf dem Gebrauch der stylistischen Wendungen, wodurch der Vortrag des Redners das Ansehen eines lebhaft und rasch fortschreitenden Dialogs erhält. Die damit verknüpfte leichte Verbindung kurzer Sätze kündigt sogleich die rednerische Schreibart in der niederen Sphäre an, mit welcher überdies die glücklich gewählte und vom Uebersetzer vortrefflich nachgebildete Paronomasie: „die Gassen und Possen“ (im Griechischen *καὶ κρήνας καὶ λήρους*), das Gleichniss: „ihr aber seyd — gleichsam nur Diener und Anhängsel des Ganzen“ (wo jedoch das griechische *προσθήκη* noch etwas mehr Würde besitzt, als das deutsche: Anhängsel), und der metaphorische Ausdruck: „gewöhnen euch an sich, und machen euch kirre und zahm“ (*καὶ τιθασσεύουσιν χειροθήεις αὐτοῖς ποιοῦντες*), sehr wohl übereinstimmt. Die Darstellung erhält durch diese Wendungen zugleich einen komischen Anstrich, der ganz an seinem Orte war, um das Ehrgefühl des Atheniensischen Volkes durch den Gedanken an seine jetzige Lage lebhaft anzuregen.

Greiling Amtsvorträge bei feierlichen Gelegenheiten gehalten, Magdeburg, 1805. 8. S. 4 folg. Eingang der im Jahre 1801 gehaltenen Neujahrspredigt. „Noch nie, geliebte Zuhörer, bin ich so in Verlegenheit gewesen, wie ich euch anreden, was ich zu euch sagen soll, als heute an dem so merkwürdigen Tage, den Gott uns hat erleben lassen. Das Herz ist mir zu

„voll, und ich weiss nicht, was ich zuerst, was ich zuletzt sagen soll. Den ersten Tag eines neuen Jahrhunderts hat Gottes Sonne uns heraufgeführt, und hier stehen wir an der heiligen Schwelle der Zukunft, unkundig — was sie in ihrem Schoosse verborgen hält, trösten uns nur dessen, der unsere Zuflucht ist für und für, und dessen Gnade waltet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Heute vor 100 Jahren standen auch unsere Vorfahren hier, und riefen den Barmherzigen an für sich, für ihre Nachkommen, für uns. Ihre Namen sind fast vergessen, ihre Gebeine vermodert, kaum sind Urenkel von ihnen noch da. Heute stehen wir an der Schwelle der Zukunft, und blicken in die neue Zeit hinein. Aber, wie ist alles so dunkel, so ungewiss! Nur Eins wissen wir, was in der neuen Zeit uns bevorsteht, unser Tod. Wenn auch dieses neue Jahrhundert einst zur Nacht der Vergangenheit hinabgesunken seyn, wenn auch ihm einst zu Grabe wird geläutet werden, dann wird ein anderer Lehrer an dieser Stelle stehen, der jetzt — noch nicht geboren ist. Um ihn her wird eine neue Gemeinde lauschend stehen, die auch erst noch geboren werden muss. Und ob hie und da noch einer unserer Enkel, der unsern Namen führt, im Silberhaare, gebückt vom Alter noch übrig seyn, dann noch unter denen seyn wird, die hier anbeten, wer weiss das? Ueber unsere Gräber wallen dann unsere Nachkommen zu diesem Hause, verwittert stehen unsere Leichensteine dann da, und vielleicht nur wenige unserer Enkel und Urenkel werden sagen: dort schlummern unsere Väter! So rinnet die Zeit dahin, die kommende Stunde verschlingt die gegenwärtige, und der gestrige Tag kehrt nimmer wieder, und zwischen der Wiege und dem Grabe rauscht unseres Lebens Fluss dahin. Die Zeit nimmt uns auf ihre Flügel, und setzt uns an den Pforten der Ewigkeit nieder. Dann öffnet sich eine neue Welt, zu der die Würdigen eingehen. So ist denn alles vergänglich, Menschen und Menschengeschlechter!

„So schwindet ihr hin, Freuden und Leiden! Hoheit,
„was bist du? Armuth und Niedrigkeit, was klagst
„du? Wir gehen alle schnell durch das Leben hin,
„und an den Thoren der Ewigkeit wird nur nach Tu-
„gend und nach des Lebens Werth gefragt, den wir
„unserem Dasein durch gute, segnende Thaten geben.
„Unter traurigen Vorbedeutungen bricht dunkel und
„schauervoll die neue Zeit herein. Millionen unserer
„Brüder fangen dieses neue Jahrhundert verzweifelnd
„an. Das Getöse des Kriegs umheult fürchterlich ihr
„Ohr, und ängstlich schreien sie zum Himmel: ach
„Herr, wie so lange! Noth und Mangel regen sich an
„vielen Orten, und mancher sonst fleissige Mann er-
„greift den Wanderstab, um für die Seinigen Brod
„von der Milde zu erbetteln. Seuchen rafften hin, was
„der Krieg verschont. Was uns bevorsteht, wissen wir
„nicht; aber alles geht vorüber, und im Grabe ist Ruhe.
„Aber Eines bleibt, was uns veredelt und beglückt,
„was auch die Leiden in Segen für uns verwandelt. Es
„bleibt, was uns bessert und tröstet, was uns und un-
„sern Kindern den Geist und Muth höher hebt, die
„Religion, das Evangelium. So schwinde denn alles,
„was vergänglicher Natur ist. Die Religion, die durch
„alle Zeiten beharrt, ist immer unser Licht, unser
„Trost. Lasset uns heute der Religion neue Liebe an-
„geloben. Lasset uns ein frommes Herz in das neue
„Jahrhundert hinüber nehmen! Die neue Zeit empfangen
„an uns Menschen, die ihr Glück auf Weisheit, Tu-
„gend und Religion gründen, und uns erheitert sich
„die dunkle Zukunft, das Gewölk zerreisst, und Sterne
„der Hoffnung treten hervor, die uns Muth und Licht
„in das Herz funkeln!“ Durch eine lebhaftere Erinne-
rung an die Veränderlichkeit und Hinfälligkeit alles
Irdischen wollte der Verfasser im Eingange dieser treff-
lichen, vor einer Landgemeinde gehaltenen Predigt,
das innige Bedürfniss in seinen Zuhörern wecken,
ihren Blick auf die Unveränderlichkeit zu richten,
welche die Religion bei allem Wechsel der Zeiten be-

hauptet. Die Zeitumstände selbst veranlassten und erforderten hier schon im Eingange eine mehr als gewöhnlich lebendige Sprache des Gefühls. Der allgemeine Gedanke der Hinfälligkeit alles Irdischen wird nicht bloß anschaulich, sondern auch feierlich und rührend dargestellt, ganz so, wie Empfindungen dieser Art auch in Menschen der niederen Stände, unter solchen Verhältnissen, geweckt und unterhalten werden können. Auch der Einbildungskraft und dem Gefühle des Landmanns liegen die einzelnen Züge und Bilder, welche von dem Verfasser glücklich gewählt wurden, und einen gewissen vertraulichen Ton über das Ganze verbreiten, grösstentheils sehr nahe, z. B. die Erinnerung an die Vorfahren und Enkel derer, welche sich jetzt zur gemeinschaftlichen Gottesverehrung in dem Tempel versammelt hatten. Einzelne Ausdrücke und Wendungen charakterisiren auch in diesem Fragment die niedere Sphäre des rednerischen Styls und den in ihr herrschenden Grad der Würde unverkennbar, z. B. „das Herz ist mir zu voll“ oder: „um ihn her wird eine neue Gemeinde lauschend stehen,“ oder: „die kommende Stunde verschlingt die gegenwärtige,“ oder: „Sterne, die uns Muth und Licht in das Herz funkeln.“ Doch finden sich auch hie und da Annäherungen an die mittlere Sphäre, wie: „hier stehen wir an der heiligen Schwelle u. s. w.,“ oder: „die Zeit nimmt uns auf ihre Flügel u. s. w.“ Die Fülle, welche man theils in der Ausbildung einzelner Züge und Bilder bemerkt, die in der mittleren oder höheren Sphäre präzise dargestellt werden könnten (z. B. „heute vor 100 Jahren — dort schlummern unsere Väter!“), theils in der Wiederholung gewisser Ausdrücke (wie in dem *poly-syndeton*: „und der gestrige Tag u. s. w.“), und der leichte Bau der Sätze stimmt trefflich mit dem feierlich-rührenden Tone überein, den der Verfasser in dem Ganzen behauptet, und mit dem Streben nach Popularität.

Beispiele der rednerischen Schreibart in der höheren Sphäre.

Cicero pro Marcello c. 2. von den Worten an: *at vero huius gloriae* bis zu Ende des 3. Kapitels.

„An diesem Ruhm, mein Cäsar, den du so eben errungen hast, nimmt, ausser dir, niemand Theil, diese ganze That in ihrem grossen, weiten Umfange, diese ganze That ist dein. Von diesem Verdienst sucht kein Centurio, kein Präfekt, keine Kohorte, keine Schwadrone sich etwas zuzueignen; selbst die Gebieterin der menschlichen Angelegenheiten, die Göttin des Glücks, dringt sich nicht auf, um an diesem Ruhme Theil zu nehmen; sie weicht dir gern und gesteht, dass er ganz dir als Eigenthum angehöre. Denn niemals vereinigt sich blinde Wahl mit Weisheit, nie kommt das Ohngefähr mit besonnenem Rathe zusammen. Du hast Völker bezwungen, welche ganz Barbaren an Roheit der Sitten, zahlenlos an Menge, in keine bestimmten Grenzen eingeschlossen, jede Art von Macht im Ueberfluss besassen; doch war dies nur ein Sieg über Feinde, welche ihrer Natur und Beschaffenheit gemäss besiegt werden konnten. Denn keine Macht ist so unwiderstehlich, dass sie nicht durch Schwerdt und Körperkraft geschwächt und zerstört werden könnte; aber — das Herz besiegen, den Unwillen in Schranken halten, die Rechte des Siegers mit Mässigung gebrauchen, einen durch Adel der Geburt, durch Geist und Tugend ausgezeichneten Gegner nicht nur aus dem Staube empor richten, sondern auch sein voriges Ansehen erweitern — wer dies vermag, den stelle ich nicht bloß den grössten Männern an die Seite, den erkläre ich für das Ebenbild einer Gottheit. Deine kriegerischen Thaten also, mein Cäsar, werden zwar gewiss nicht bloß unter uns, sondern fast unter allen Völkern in Denkmälen der Schrift wie der Tonsprache verherrlicht werden, und nie wird ein Zeitalter von deinem Ruhme schweigen; indessen,

„Thaten dieser Art scheint doch immer, ich weiss
 „nicht warum, selbst dann, wenn man von ihnen liest,
 „das Feldgeschrei der Soldaten, und der Ton der
 „Schlachttrumpete zu umrauschen; wenn wir hingegen
 „hören oder lesen, dass jemand selbst bei Aufwallungen
 „des Zorns, der sich mit weiser Besonnenheit nicht
 „verträgt, und bei dem Gefühl der Rechte des Siegers,
 „welches von Natur übermüthig und stolz ist, mit
 „Nachsicht, Milde, Gerechtigkeit, Mässigung, Weis-
 „heit handelte; wie fühlen wir uns da begeistert, nicht
 „blos bei wirklich geschehenen, selbst bei erdichteten
 „Thaten, Menschen zu lieben, die wir niemals erblick-
 „ten! Dich aber, den wir jetzt vor uns sehen, in des-
 „sen Geist und Herz wir den Vorsatz lesen, alles zu
 „erhalten, was das Kriegsglück unserem Staate noch
 „übrig liess, mit welchen Worten sollen wir dich prei-
 „sen? mit welcher Ergebenheit dich verehren? mit
 „welcher Liebe dich umfassen? Fürwahr, die Mauern
 „dieser Kurie selbst, dünkt mich, wünschen dir sehn-
 „lich ihren Dank dafür zu bezeugen, dass in kurzer
 „Zeit jener Ehrwürdige auf den Plätzen, welche ihm
 „und seinen Vorfahren angehören, wieder erscheinen
 „soll.“ Mit einer wahrhaft rednerischen, das Gefühl
 der Grösse und Erhabenheit weckenden Fülle in der
 Ausbildung einzelner Vorstellungen finden wir hier an
 mehreren Orten eine, oft kühne, tropische Darstellung
 vereinigt, welche über das Ganze eine feierliche Pracht
 verbreitet, und zugleich eine Präcision, die nicht sel-
 ten an die Präcision der dichterischen Schreibart in der
 höheren Sphäre grenzt, und uns berechtigt, dem aus-
 gezeichneten Abschnitte die höhere Sphäre der redne-
 rischen Schreibart anzuweisen; z. B. „in Denkmalen
 „der Schrift wie der Tonsprache, *in litteris atque*
 „*linguis*“, oder: „Thaten dieser Art — zu umrauschen“,
 oder: „in dessen Geist und Herz wir den Vorsatz le-
 „sen (*cuius mentem sensusque eos cernimus*) u. s. w.“
 oder: „die Mauern dieser Kurie selbst u. s. w.“ wo
 der kühne lateinische Ausdruck: *illa auctoritas*, statt:

ille auctoritate conspicuus (Marcellus), nicht völlig treu in der Uebersetzung nachgebildet werden konnte.

Herder Predigten im 2. Theile seiner sämtlichen Werke zur Religion und Theologie S. 395 ff. Die hier ausgezeichnete Stelle ist aus seiner Predigt über die dunkeln und hellen Aussichten an einem menschlichen Grabe entlehnt.

„Der Strom der Zeit reißt uns fort, reißt alles
„Unsrige fort, und nichts ist mehr übrig. Wir fan-
„gen an zu bauen, enden nicht, müssen fort, der Nach-
„kommende baut auf unsere Trümmer, endet auch
„nicht, muss fort — alles ist unvollkommen, endlich,
„nichtig! Und doch ist etwas Wirkliches in dem
„Traum! Doch ist immer unleugbare Absicht und An-
„lage Gottes unter alle dem Nichtigen! Und eben der
„Mensch ist doch das einzige, das edlere Geschöpf, das
„in diesem Plan, in diesem wachenden Traum der Voll-
„kommenheit am wenigsten vollendet, am meisten zu-
„rückbleibt! Jedes Thier hat bei seinem engeren Kreise,
„bei seinem einförmigen Geschäfte einen weit festeren
„Plan, der ihm eingedrückt ist; es erreicht denselben
„ohne Hülfe und Lehre, bis auf alle augenscheinliche
„Vollkommenheit. Das Gebäude der Biene und das
„Gewebe des Seidenwurmes ist ein weit vollendeteres
„Kunstwerk, als alle Zwecke eines menschlichen Le-
„bens, mit denen jeder in seiner Art unvollendet stirbt.
„Was ist das also alles anders, als der Mensch ist
„gleichsam die Brechung von Tönen, er ist das kühne
„Ufer zwischen See und Land, das gewagte Mittelge-
„schöpf zwischen Engel und Thier? Er hat auf der
„einen Seite so viel hinter sich, in sich so viel Anlage,
„und so wenig Vollendung, so viel Keim von Kräften,
„und wenig Frucht der Vollkommenheit, dass er ge-
„wiss, ganz gewiss noch weit mehr und höhere Wesen
„vor sich hat. Und dass ist nicht Vermuthung, nicht
„Traum, nicht süßer Wahn; sondern, so wie bei einem
„Gemälde, dem Werke eines unvollkommenen Künst-
„lers, es gar kein Zweifel ist, dass, wo sich die Schat-

„ten brechen, Licht folgen müsse; so wie bei einem
 „Tonstück, dem Werke eines unvollkommenen Künst-
 „lers, es gar kein Zweifel ist, dass, wo sich die Töne
 „am kühnsten brechen, Auflösung und Wohllaut folgen
 „müsse; die horchende Seele ahnet's, hoffet's, erfährt's;
 „o, meine Zuhörer, bei dem grossen, unendlichen
 „Kunstwerke des vollkommensten Schöpfers, wo so viel
 „Anlage und Absicht, und Schönheit, und Vollkom-
 „menheit uns überall von der Erde zum Himmel, vom
 „Himmel zur Erde vorleuchtet; wo jedes Kleinste und
 „jedes Grösste die Weisheit, Vollkommenheit, und
 „Güte Gottes verkündigt; wo der Mensch im Körper-
 „lichen der herrlichste Inbegriff göttlicher Zwecke, und
 „in seiner Seele das schönste Saamenfeld grosser und
 „reicher Anlagen ist, die hier nur nicht zur Reife kom-
 „men — ein Engel im sterblichen Gewande! ein grosser
 „prächtiger Gedanke Gottes in einer Hütte von Staub
 „und Schwachheit; sollte da der mindeste Zweifel über
 „Fortdauer und Fortgang übrig bleiben können?“ Der
 Anfang dieser Stelle scheint zwar mehr die mittlere
 Sphäre der rednerischen Schreibart anzukündigen. Aber
 man bemerke a) die originelle und kühne, nahe an den
 dichterischen Styl in der höheren Sphäre grenzende
 Bildersprache: der Mensch ist gleichsam die
 Brechung von Tönen u. s. w., so wie bei einem
 Gemälde — und Wohllaut folgen müsse, und
 am Schluss: ein grosser, prächtiger Gedanke
 Gottes u. s. w.; b) die vielsagende Präcision mehrerer
 Ausdrücke, z. B. in diesem wachenden Traum
 der Vollkommenheit, oder: wo so viel — vor-
 leuchtet, oder: der herrlichste Inbegriff gött-
 licher Zwecke; c) den Periodenbau: sondern, so
 wie bei einem Gemälde, bis zum Schluss der Stelle.

**Beispiele der rednerischen Schreibart in der
 mittleren Sphäre.**

Cicero Rede *pro Archia poeta* c. 7. (nach
 Schelle's Ausgabe und Uebersetzung S. 50 ff) „Ich

„gestehe gern zu, dass es viel Männer von ausgezeichnetem Charakter und hoher Tugend gegeben hat, und dass sie ohne Gelehrsamkeit, durch eine mehr als menschliche Vollkommenheit ihrer Natur sich durch sich selbst zu Männern von Selbstständigkeit und Grundsätzen emporgearbeitet haben. Auch dies setze ich hinzu, dass Naturanlagen ohne Gelehrsamkeit öfter, als Gelehrsamkeit ohne Naturanlagen, ruhmvolle und grosse Thaten haben erzeugen können. Aber ich behaupte auch, dass, wenn sich mit ausgezeichneten und glänzenden Talenten Kultur und wissenschaftliche Bildung vereinigt, dann jenes alles überstrahlende Etwas, das so einzig in seiner Art ist, hervorgeht. Unter diese Klasse gehörte der Mann, den unsere Väter kannten, der unvergleichliche Afrikan; unter sie gehörten C. Cälius und C. Furius, Männer von Selbstständigkeit und Charakterstärke; unter sie der tapfere und nach Beschaffenheit der damaligen Zeit gelehrte Mann, jener verehrte Greis, M. Cato; gewiss hätten sich diese Männer, wenn sie durch die Wissenschaften nichts für Kenntniss und Ausübung der Tugend gewonnen hätten, dem Studium derselben nie gewidmet. Und gesetzt, sie hätten uns keinen so edeln Gewinn anzubieten, wir könnten aus ihnen bloß Vergnügen schöpfen, so würdet ihr doch eine solche Geistesbeschäftigung des Menschen würdig und einem Freigebornen angemessen finden. Denn alle andere Vergnügungen sind nicht für alle Zeiten, jedes Alter, jeden Ort; diese Wissenschaften befeuern die Jugend, ergötzen das Alter, erhöhen unser Glück, gewähren uns Zuflucht und Trost im Unglück; sie vergnügen uns im Schooss unserer Familie, und fallen uns nicht lästig auf dem Schauplatze der Welt; in ihrer Gesellschaft können wir Nächte durchwachen; sie begleiten uns auf Reisen, folgen uns in unsern ländlichen Aufenthalt.“

Reinhard Pred. im J. 1805 gehalten, 2. Th. S. 289 ff. (Die Stelle ist aus dem Eingange einer Reformationspredigt genommen.)

„Glücklich, m. Z., ist in einer Welt, wo von Zeit zu Zeit schreckliche Unordnungen entstehen, wo ganze Völker und Welttheile in Aufruhr gerathen, und unter dem Drucke einer allgemeinen Noth, unter den Trümmern zusammenstürzender Reiche, die Menschen zu Tausenden ihren Untergang finden, glücklich ist in einer solchen Welt der besonnene vorsichtige Mann, der den Muth nicht verliert, und mitten in der grausenvollen Verwirrung die Vorbereitung zu etwas Besserem, die Anfänge einer erwünschten Zukunft erblickt. In der Natur ist es Gesetz, das wissen wir alle, dass auf wilde Stürme eine erquickende Ruhe folgt, dass die finsterste Nacht mit einem heiteren Morgen wechselt, dass sich aus dem Kampf der Elemente eine schönere Ordnung entwickelt; da liegen in der traurigsten Auflösung, im grausenvollen Schoosse des Todes und der Verwesung die Keime eines neuen Lebens, und die Stoffe einer fröhlicheren Schöpfung. Auch die sittliche Welt hat ihre Gesetze und sie sind nicht minder wohlthätig. Es ist wahr, auch hier wird es zuweilen finster; es erhebt sich oft plötzlich eine Macht, die alles in Fesseln zu schlagen droht; es zeigen sich Unordnungen, die sich nicht anders endigen können, als mit der traurigsten Verwirrung; alte edlere Kräfte sind oft so gelähmt, so unterdrückt, dass die arme Menschheit ermattet still zu stehen oder wohl gar in den Zustand der vorigen Rohheit zurückzusinken scheint. Es ist natürlich, m. Z., wer es gut mit unserm Geschlechte meint, muss beim Anblick einer solchen Verfassung desselben wehmüthig und schüchtern werden. Aber den Muth ganz zu verlieren, und an einem glücklichen Ausgang zu zweifeln, ist weder vernünftig noch christlich. Wer an einen Gott glaubt, der die Welt regiert, und ein Geschlecht, dem er seinen Sohn geschenkt hat, nicht vernachlässigen kann; der kommt nie aus seiner Fassung; denn er sieht mitten in der Nacht den ersten Schimmer eines neuen Tages, mitten in der Sklave-

„rei die Regungen einer grösseren Freiheit, mitten in
 „der Verwirrung die Anlagen zu einer schöneren Ord-
 „nung, und im trügsten Stillestand die Anstrengungen
 „zu einem rascheren Fortschritt; ihm ist es entschie-
 „den, die Fürsorge Gottes ist nie geschäftiger, als
 „wenn sie nichts zu thun scheint; sie rüstet sich nie zu
 „grösseren Siegen, als, wenn es das Ansehen hat, sie
 „habe ihre Sache verloren.“

Geistliche Rede.

Erster Abschnitt.

Nachdrücklicher und richtiger kann man sich über
 den nothwendigen und innigen Zusammenhang, in
 welchem die körperliche Beredsamkeit und die darauf
 gewendete Sorgfalt mit dem Endzweck der Beredsam-
 keit stehe, gewiss nicht erklären, als Quintilian
 inst. orat. l. 12. c. 3. Evident vel medicum or-
 troem, commendatum viribus actionis, affirmaverim
 plus habitum esse momenti, quam optimum eadem
 illa destitutum. Simul et Demosthenes, quid esset
 in toto dicendi opere primum, interrogatus, primum
 tantum palmarum dedit, eundem secundum ac tertium
 locum, donec ab eo quærit destineret: ut eam videtur
 posset non precipuum, sed solam iudicare: idcirco
 ipse tam digniter apud Andronicum hypocriten stetit,
 ut admirabilis eius orationem Rhodius non immerito
 Aeschines dixisse videatur, quid si ipsum audisset
 Et M. Cicero nam in dicendo actionem dominari putat
 (de orat. l. 3. c. 26.) So wenig auch die unlegbare

in der Mitte einer grossen Freiheit, mitten in der Verwirrung der Anlagen zu einer schönen Ordnung, und im höchsten Stillstand die Anstrengungen zu einem raschen Fortschritt. **Theorie** des

äusseren rednerischen Vortrags,

mit besonderer Anwendung auf die

geistliche Rede.

Erster Abschnitt.

Von den Grundsätzen der körperlichen Beredsamkeit überhaupt.

Nachdrücklicher und richtiger kann man sich über den nothwendigen und innigen Zusammenhang, in welchem die körperliche Beredsamkeit und die darauf gewendete Sorgfalt mit dem Endzweck der Beredsamkeit stehe, gewiss nicht erklären, als *Quinctilian institt. oratt. l. 12. c. 3. Equidem vel mediocrem orationem, commendatam viribus actionis, affirmaverim plus habituram esse momenti, quam optimam eadem illa destitutam. Siquidem et Demosthenes, quid esset in toto dicendi opere primum, interrogatus, pronuntiationi palmam dedit, eidemque secundum ac tertium locum, donec ab eo quaeri desineret: ut eam videri posset non praecipuam, sed solam judicasse: ideoque ipse tam diligenter apud Andronicum hypocriten studuit, ut admirantibus ejus orationem Rhodiis non immerito Aeschines dixisse videatur, quid si ipsum audissetis? Et M. Cicero unam in dicendo actionem dominari putat (de orat. l. 3. c. 56.). So wenig auch die unleugbare*

Thatsache der Erfahrung, dass eine Rede, die sowohl in der Ausführung ihrer Gedanken, als im Ausdruck noch mancherlei zu wünschen übrig lässt, dennoch, von einem wohl gelungenen äusseren Vortrage begleitet, einen Eindruck zu machen vermag, den sie schriftlich nimmermehr hervorbringen würde, zur Rechtfertigung jener materiellen und stylistischen Unvollkommenheiten dienen kann und soll; einen Beweis giebt sie doch immer für die Macht des äusseren Vortrags, so wie auf der andern Seite die Beobachtung des geringen oder ganz verfehlten Eindrucks einer trefflich ausgearbeiteten aber schlecht vorgetragenen Rede warnend für jeden ist, und die Unentbehrlichkeit jener Gabe beurkundet*).

Indem der Redner die Tonsprache anwendet, tritt unvermeidlich seine ganze äussere Persönlichkeit überhaupt in der Darstellung seiner Vorstellungen auf. Es ist dem Zuhörer unmöglich, seine Aufmerksamkeit so zu theilen, und einzig und allein der von dem Redner geführten Sache selbst seinen Gedanken, seinem Ausdrucke zu widmen, dass er nicht auch einen besondern, durch die Erscheinung und äusserliche Ankündigung des Redners bedingten Eindruck empfangen und in sich aufnehmen sollte; bei jedem mündlichen Vortrage tritt das Ausgearbeitete und Gesprochene ganz offenbar als etwas mit der Person des Sprechenden unzertrennlich Verbundenes hervor, als der unmittelbare Ausdruck seines innersten Lebens**).

Unstreitig wird daher auch hier seine vollkommene Anwendung finden, was in der philosophischen und religiösen Begründung (S. 169 ff. der neuen Ausgabe) nachgewiesen worden ist, es gebe ein sittliches, intel-

*) S. Cicero de orat. l. 3. c. 59. *Verba neminem movent, nisi qui ejusdem linguae societate junctus est; sententiae saepe acutae non acutorum hominum aures praetervolant. Actio, quae per se motum animi fert, omnes movet.*

**) Vgl. Danz die Wissenschaften des geistlichen Berufs im Grundrisse, S. 106.

lektuelles und ästhetisches Interesse an der Person des Redenden, das in genauer Verbindung mit dem Interesse an der behandelten Sache selbst stehe. Es kann nicht anders seyn, die Anschauung dessen, was hörbar und sichtbar an dem Sprechenden ist, vermag den Endzweck des Vortrags in gleichem Grade zu hindern, wie zu fördern, je nachdem es theils überhaupt abstösst oder anzieht, theils mit der Natur der darzustellenden Vorstellungen streitet (und so auf Mangel an innerer Theilnahme des Redenden schliessen lässt), oder harmonisch mit ihnen zusammen stimmt (und so den Eindruck verdoppelt), d. h. mit andern Worten, je nachdem es dem Gesetze der Wahrheit und Schönheit, das wir auch in der Theorie des Styls immer als oberste Richtschnur anerkennen mussten, gemäss ist oder nicht.

Zu den Pflichten des Redners gehört daher auch die körperliche Beredsamkeit. Wir bezeichnen damit die vollkommene, dem Zweck des Redners entsprechende Darstellung einer zusammenhängenden Reihe von Vorstellungen, welche durch den Gebrauch der Tonsprache, so wie durch die Stellungen, Bewegungen, Mienen des Redenden geschieht, oder mit andern Worten die Bezeichnung des Innern, Gedachten und Empfundnen, durch das Aeussere, Hörbare und Sichtbare des Redners, welche die Absicht hat, zunächst auf das Aeussere der Zuhörer, und dadurch auf ihr Inneres so zu wirken, dass zwischen dem Innern des Redners und der Zuhörer Einheit entstehe. Wir nennen sie Deklamation*), in so fern sie auf dem

*) Das lateinische *declamare* und *declamatio* wird bei den Alten in einem andern Sinne gebraucht, von der *meditatio actionum forensium*, Vorübungen, durch welche sich angehende Redner, auf ihrem Zimmer, oder in den Schulen der Rhetoren und Sophisten, auf den wirklichen Kampf der Beredsamkeit vor Gericht vorzubereiten suchten, indem sie erdichtete Vorfälle und Streitfragen, oder solche, die in der Vergangenheit wirklich vorgekommen waren, behandelten. S. *Cicero de orat.* 1, 16. *Quintil. institt. oratt.* l. 2. c. 10. in, l. 4. c. 2. §. 29. l. 10. c. 5. §. 14. Im Griechischen entspricht unserem Deklamation

Gebrauch der Stimme, Aktion oder Geberdensprache, in so fern sie auf Stellungen, Bewegungen, Mienen beruht. Was der Redner in dieser doppelten Hinsicht zu leisten habe, ergibt sich im Allgemeinen aus dem Princip der Rhetorik selbst. S. die philosophische und religiöse Begründung der Rhetorik und Homiletik, S. 411. Der Redner soll durch zusammenhängenden Ausdruck seines inneren Lebens (durch die in der Sprache dargestellte Einheit seiner Bestrebungen) so auf menschliche Gemüther wirken, dass sie, als sittlich-freie Wesen, ihre Bestrebungen mit jenen des Redners zu einer und derselben Richtung vereinigen. Kann nun bei dem mündlichen Vortrage, wie oben bemerkt wurde, dieser Ausdruck nicht anders als so geschehen, dass auch das Hörbare und Sichtbare in dem Redner in der genauesten Beziehung auf dieses sich darstellende innere Leben stehe, dass Deklamation und Aktion dasselbe beabsichtige, was die Wahl, die Ordnung, die stylistische Einkleidung der Gedanken bewirken will; so wird die körperliche Beredsamkeit zuvörderst dazu geeignet seyn müssen, so weit es auf ihr beruht, überhaupt Vorstellungen, welche dargestellt werden sollen, verständlich zu machen. Sie wird zweitens alles vermeiden und entfernen, was den

das Substant. *προφορά*, cfr. *Dionys. Halic. de admir. vi dicendi Demosth. c. 22. Hermogenes περὶ ἰδεῶν l. 1. p. 66. ed. Sturm.* Als eine besondere species steht die *προφορά* unter dem allgemeinen Begriffe der *ὑπόκρισις*, ein von den Schauspielern entlehntes Wort, womit man die ganze körperliche Beredsamkeit umfasst, s. *Aristot. τέχνη ῥήτορ, l. 3. c. 1. Dionys. Halic. de admir. vi dicendi Demosth. c. 53. Demetrius de eloc. §. 193.* Der römische terminus: *actio*, bedeutet in der rhetorischen Sprache 1) das Geschäft des öffentlichen mündlichen Vortrags selbst, namentlich vor Gericht; in so fern hat es einen engeren Begriff, als die *oratio*, die auch eine schriftliche seyn kann, z. B. *Plinius epist. l. 1. ep. 20. §. 9.* 2) Die Art des mündlichen Vortrags, die körperliche Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange, s. *Cicero de orat. l. 1. c. 5. c. 31. 32. orator c. 17. Auctor. ad Herenn. 1, 2. cfr. 3, 11 ss. Quintil. institt. oratt. l. 3. c. 3. in. l. 11. c. 3. in.* Doch bemerkt Quintilian in der letzteren Stelle, dass sich *actio*, ob es gleich mit *pronuntiatio* sehr häufig synonym gebraucht werde, von dem ganzen äusseren Vortrage, zunächst auf die *gestus*, so wie *pronuntiatio* (*προφορά*) auf den rechten Gebrauch der Stimme beziehe.

Zuhörer abstossen und seine Aufmerksamkeit hindern würde, und alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um die Zuhörer für die Poesie des Redners zu gewinnen, und ihre lebendige Theilnahme an der Handlung der Rede zu unterhalten. Sie wird endlich den Antheil, den der Redner selbst an den dargestellten Vorstellungen nimmt, so lebendig beurkunden, dass die gewünschte Einheit zwischen den Bestrebungen des Redners und der Zuhörer leicht entsteht. Aus diesen obersten Grundsätzen der rednerischen Deklamation und Aktion lässt sich alles übrige leicht entwickeln. *Quinctil. institut. oratt. l. 11. c. 3. Non alia est autem ratio pronunciationis, quam ipsius orationis. Nam ut illa emendata, dilucida, ornata, apta esse debet, ita haec quoque etc.* Eine grosse, und doch unerlässliche Aufgabe wird auch von dieser Seite dem wahren Redner gestellt — eine Aufgabe, deren Lösung viel voraussetzt! denn sie verlangt, dass er jenes Innere, welches die Deklamation und Aktion darstellen soll, vor allen Dingen zu richtigen, deutlichen, bestimmten, geordneten Vorstellungen zu erheben wisse, dass er sich seiner selbst vollkommen bewusst werde. Je unrichtiger, dunkler, schwankender, verworrener die Vorstellungen sind, desto weniger wird er denjenigen Ton und Ausdruck der Stimme, oder diejenigen körperlichen Bewegungen treffen, welche dem Charakter der Rede im Ganzen, wie jedem einzelnen Momente, am angemessensten sind. Je klarer das Selbstbewusstsein ist, desto leichter findet der Redner in sich selbst, was seinen äusseren Vortrag recht ordnet und gestaltet. Und, damit es zu dieser Klarheit, Bestimmtheit, Lebendigkeit der Gedanken komme, muss die Wirksamkeit der Einbildungskraft, welche die Gegenstände von allen Seiten aufzufassen und anschaulich festzuhalten vermag, in einem richtigen Verhältnisse zur Thätigkeit des zusammen ordnenden Denkvermögens stehen. So wenig ein wahrhaft rednerischer Styl aus einem völlig kalten Gemüthe, oder aus dem entgegengesetzten Extrem,

aus einem von regelloser Phantasie und von Gefühlen, die ihrer selbst nicht mächtig sind, stürmisch bewegten und fortgerissenen hervorgeht; eben so wenig ein guter, dem Charakter der Rede entsprechender äusserer Vortrag. Aechte Begeisterung ist seine unerschöpfliche Quelle*), jener Zustand der Seele, in welchem Licht und Wärme, Klarheit der Gedanken und Innigkeit der Gefühle und Bestrebungen, die sich um einen gewissen Gegenstand als Mittelpunkt bewegen, unzertrennlich verbunden sind, und sich gegenseitig durchdringen. Aber eine gewisse oft schwer zu bekämpfende Schüchternheit hemmt nicht selten den freien Ausdruck dieser Begeisterung, wo sie sich, in Gegenwart einer versammelten schweigenden Menge mündlich äussern soll, und macht die Deklamation und Aktion nur allzu leicht ängstlich und befangen. Zu der nothwendigen Grundlage einer guten körperlichen Beredsamkeit gehört daher auch eine edle, mit ächter Bescheidenheit und tiefem Gefühl der Würde und Wichtigkeit des rednerischen Berufs verknüpfte Zuversicht und Freimüthigkeit (*παρρησία*), die jener Schüchternheit die nöthigen Grenzen setzt. Sie ist freilich zum Theil Sache des Temperaments, aber auch, nach dem einstimmigen Zeugniß der Erfahrung, ein Werk der Selbstbeherrschung, der fortgesetzten Uebung, der ganzen geistigen, sittlichen Bildung. Vorausgesetzt werden endlich von der guten Deklamation und Aktion gewisse körperliche Anlagen, natürliche Stärke, natürliche Leichtigkeit und Gewandheit, natürliche Reinheit und Fülle der Stimme; und, wer an physischen Unvollkommenheiten dieser Art leidet, hat wenigstens mit verdoppeltem Eifer dafür zu sorgen, dass er durch frühzeitige und fortgesetzte Kultur seiner Stimme dem natürlichen Mangel möglichst abzuhelpen suche. Wie ungemein viel die Kunst und Uebung vermöge, hat schon der eine Heros der griechischen Staatsberedsam-

*) S. meine philosophische und religiöse Begründung, S. 165 ff.

keit, Demosthenes, durch sein Beispiel glänzend bewiesen. S. Becker: Demosthenes als Staatsmann und Redner, historisch-kritische Einleitung zu dessen Werken, 1. B. Halle und Leipzig, 1815. S. 15 ff. Aber, allmächtig vermag freilich auch die Kunst nicht zu schaffen oder umzuschaffen, (wo die physische Organisation einmal ein unüberwindliches Hinderniss (z. B. eine zum öffentlichen Reden in einer grossen Versammlung durchaus unzureichende Schwäche der Brust) in den Weg legt, und dadurch von diesem Geschäfte ernstlich abmahnt.

Diese allgemeinen Ansichten sind auch auf das grosse und heilige Geschäft des geistlichen Redners, christliche Gemüther durch mündlichen lebendigen Ausdruck seines eigenen innern christlich religiösen Lebens wahrhaft zu erbauen, vollkommen anwendbar. Je lauter und bitterer die Klagen unseres Zeitalters über die verminderte Theilnahme vieler Gemeinden an den öffentlichen Uebungen der Andacht sind; desto dringender sind auch die Mitglieder des geistlichen Standes verpflichtet, alle ihnen zu Gebote stehenden und mit dem Wesen ihres Berufs wirklich vereinbaren Mittel anzuwenden, die jenen erkalteten Gemüthern einen neuen und bleibenden Eifer für den öffentlichen Gottesdienst einzuhauchen vermögen. Ich bin zwar weit entfernt, das Heil der Kirche zunächst oder hauptsächlich von ästhetischen Formen zu erwarten, oder denjenigen das Wort zu reden, die bei dem heiligen Werke des Predigens nicht sowohl dem Evangelium dienen, als ihrer Eitelkeit und Gefallsucht fröhnen, die schöne Form der Deklamation und Aktion als Hauptsache betrachten (wenig bekümmert um die christliche Wahrheit, Tiefe und Fruchtbarkeit der Gedanken), und die Kanzel in ein Theater verwandeln. Mögen sie rauschenden Beifall finden — was sie auf diesem Wege in den Gemüthern wirken, ist entweder blos ein flüchtiges Wohlgefallen an der Form, oder wenigstens nicht die reine, mit keinem fremdartigen Element ver-

mischte, christliche Erbauung. Und, wie leicht und schnell verklingt der rauschende Beifall, wenn man sich an der wohl lautenden Stimme, an der kunstreichen Deklamation, an dem gefälligen äusseren Anstande und der lebendigen Bewegung nach einiger Zeit satt gehört und satt gesehen hat, während das höhere Interesse am Geiste des Vortrags immer frisch und jugendlich bleibt — wenn man zumal, nicht mehr befangen und gleichsam bestürmt von den ersten Eindrücken, und von dem Reize der Neuheit, auf die Armuth der Gedanken, oder auf andere innere Mängel des Vortrags allmählig aufmerksam geworden ist, und den gefälligen Schwätzer mit andern Predigern, die mit wahrer christlicher Salbung reden, ob sie auch einfacher und ruhiger in ihrem äusseren Wesen sind, vergleichen gelernt hat! Aber leugnen können wir doch nicht, dass die Menschheit, wie in mannichfacher anderer Hinsicht, so auch in der ästhetischen Bildung, Fortschritte gethan hat, und das gegenwärtige Zeitalter eben darum grössere Ansprüche, als die verwichenen Jahrhunderte, an die Form der Predigten macht. Mögen wir immerhin, was überspannt in diesen Ansprüchen ist, zurückweisen *), beachten müssen wir doch, als Menschen, die selbst mit der Zeit fortleben und fortschreiten, den mehr geläuterten und verfeinerten Geschmack, und alles vermeiden, was unser Zeitalter mit Recht als einen Mangel an feiner Bildung, als eine anstössige, die Wirksamkeit der geistlichen Rede, und der öffentlichen Andachtsübungen störende Sorglosigkeit betrachtet. Fühlen wir uns doch schon bei minder wichtigen Angelegenheiten unwill-

*) Zu diesen überspannten Ansprüchen gehört auch namentlich die Forderung, dass sich jeder in gleichem Grade durch Gemüth und Lebendigkeit der Deklamation und Aktion auszeichne. Verständlich und mit einem gewissen Ausdruck der inneren Theilnahme zu reden — dies können und sollen alle erstreben; aber nicht jeder Grad des Wohlklanges der Stimme und der Lebendigkeit des Vortrags steht jedem Individuum zu Gebote. Und, wie sehr kommt hier auch die Verschiedenheit des Alters in Betrachtung!

kürlich veranlasst, ein nicht geringes Gewicht auf die Form der Darstellung unserer Gedanken zu legen, weil es einmal in der Natur des Menschen seinen Grund hat, dass wir das eigene lebhafteste Interesse für einen Gegenstand auf irgend eine Art auch äusserlich, durch Ton, Gesicht, körperliche Bewegung zu erkennen geben, und, dass wir den Eindruck, den die vorgetragenen Gedanken eines andern auf uns selbst machen, von einem gewissen Eindruck, den seine persönliche Erscheinung, und sein äusseres Wesen auf uns macht, niemals zu trennen vermögen! Wie sollten wir da, wo von den wichtigsten religiösen und sittlichen Angelegenheiten die Rede ist, wo es darauf ankommt, die heiligsten Ueberzeugungen, Gefühle und Entschliessungen auszusprechen, und in den Gemüthern anderer lebendig und wirksam zu machen, dasjenige, was der Schöpfer der menschlichen Natur innig zusammengefügt hat, den Gedanken und den passenden Ausdruck des Gedankens, willkürlich scheiden? Oder, sollten wir uns dieser Sorgfalt für die körperliche Beredsamkeit wenigstens da entbunden wähnen, wo der Prediger zu Ungebildeten spricht? Dies können nur diejenigen behaupten, welche die niedern Stände noch nie mit unbefangenen und umfassendem Blicke beobachtet, noch nie die Erfahrung gemacht haben, dass es auch ihnen nicht an einer natürlichen Empfänglichkeit für das Erhabene und Schöne, für das Anständige und Schickliche mangelt, wenn sie sich auch nicht mit derselben Klarheit, welche Gebildeten zu Gebote steht, von ihren Gefühlen, und von dem Grunde derselben Rechenschaft zu geben vermögen. Mit Recht verlangen wir also von dem geistlichen Redner, dass er, gleich weit entfernt von sorgloser Vernachlässigung seines Aeusseren, wie von jeder Affektation und theatralischen Ostentation, auch in der körperlichen Beredsamkeit leiste, was mit dem Charakter der Rede überhaupt, und mit dem eigenthümlichen Wesen der geistlichen nothwendig zusammenhängt.

Und darum setzen wir bei dem Geistlichen insbesondere einen ernsten Sinn, eine würdevolle Ruhe des Innern, eine ächte und reine Begeisterung für seinen ehrwürdigen Beruf und für die heiligsten Angelegenheiten des Menschen einen gebildeten Geschmack voraus; ohne diese innere Stimmung und Gesinnung ist jede Anweisung zur Deklamation und Aktion ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Die geistige Tüchtigkeit und Fähigkeit zu einem guten Vortrage darf aber freilich auch bei dem Geistlichen der physischen Eigenschaften und Kräfte nicht ermangeln, welche die körperliche Beredsamkeit schon in so fern nothwendig voraussetzt, in wie fern sie wenigstens verständlich darstellen, eine gewisse Theilnahme des Redners bezeugen, und alles Anstössige vermeiden soll.

Die Rhetorik und Homiletik bescheidet sich gern, dass gerade bei diesem Punkte, der das Sichtbare und Hörbare betrifft, und darum ganz vorzüglich auf wirklicher Anschauung beruht, am wenigsten durch die abstrakte Theorie ausgerichtet werden könne — weit mehr durch frühzeitig beginnende, thätig fortgesetzte, unter zweckmässiger Leitung und Aufsicht stehende Uebung. Die Menge der Regeln, womit man nicht selten den Anfänger überhäuft, ist um so zweckwidriger, je weniger von dem Anfänger erwartet werden kann, dass er, beschäftigt mit dem festzuhaltenden Gange seiner Gedanken und Perioden, ängstlich vielleicht besorgt um irgend eine Untreue des Gedächtnisses, zu gleicher Zeit auf die Ausübung mannichfaltiger Regeln der Deklamation und Aktion dieselbe Aufmerksamkeit richte. Die möglichste Einfachheit und Präcision der Regeln ist hier gewiss ganz an ihrem Orte. Aber auch hier darf der Natur allein nicht alles überlassen werden, da die gute Deklamation und Aktion zwar natürlich seyn, aber nicht die rohe, sondern die veredelte Natur in ihren Umrissen und Formen darstellen soll. Eine rechte praktische Anleitung zum guten Vortrage kann der leitenden Theorie nicht

ronis oratio pro Archia poeta, cui accommodavit praecepta et specimen eloquentiae exterioris Petrus Francius, accedit eiusdem viri oratio pro eloquentia, in usum studiosae juventutis denuo edidit Conr. Levezov, Berolini, 1823. 8. Die Kunst der rednerischen und theatralischen Deklamation, nach älteren und neueren Grundsätzen über die Stimme, den Gesichtsausdruck, und die Gestikulation, aufgestellt und durch 152 Figuren erläutert, Leipzig, ohne Jahrzahl, 8. (Es ist das englische 1806 zu London herausgegebene Werk von *Gilbert Austin: Chironomia*, theils übersetzt, theils bearbeitet von Michaelis). 2) Ueber die Deklamation insbesondere: *Frank e* über Deklamation, 2 Theile, Göttingen, 1789. *Schocher*: soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben? Leipzig, 1791. Ueber die Deklamation von *Sheridan*, herausgeg. von *Loebel*, 2 Theile, Leipzig, 1793. *Schmiedtgen* Versuch über die Euphonie oder den Wohllaut auf der Kanzel, Leipzig, 1794. *Rambach* Fragmente über Deklamation, zwei Theile, Berlin, 1800. *Biel-feld* über die Deklamation als Wissenschaft, Hamburg, 1801. *Ballhorn* über die Deklamation in medizinischer und diätetischer Hinsicht, Hannover, 1802. *Cludius* Abriss der Vortragskunst, Hildesheim, 1810. Gesangsbildung nach Pestalozzischen Grundsätzen, pädagogisch begründet von *Pfeiffer*, methodisch bearbeitet von *Nägeli*, Zürich, 1810. 8. *Kerndörfer* Handbuch der Deklamation, ein Leitfaden für Schulen und für den Selbstunterricht, 2 Theile, Leipzig, 1813. *Ebendess.* Anleitung zur gründlichen Bildung des guten deklamatorischen Vortrags, besonders für geistliche Beredsamkeit, Leipzig, 1823. 8. *Wötzel* Grundriss eines allgemeinen und fasslichen Lehrgebäudes der Deklamation, nach *Schochers* Ideen, Wien, 1814. 8. *Hänle* praktische Anleitung zur Deklamation (oder: Materialien zu deutschen Stylübungen und feierlichen Reden 3. Theil), Frankfurt am Main, 1814. 8. *Schilling* die Kunst der äusseren Kanzelberedsamkeit, 2 Bde.,

Stuttgart, 1845. 2. A. Erich Ideen zu einer technischen Kultur des Kanzelvortrags, Wien, 42. Rey baz über die Predigtkunst, Reutlingen, 1843. Die homiletisch-kritischen Blätter 3. B. S. 113 ff. 4. B. S. 141 ff. 6. B. S. 235 ff. Voigt Aufsatz in Schuderoff Jahrbüchern für Religions-Kirchen-Schulwesen, 15. Jahrgang, 29. B. 3. Heft, Leipzig, 1816. 3) Ueber die Aktion insbesondere: Thomas Abbt vermischte Werke, 6. Band, Berlin, 1781. Engel Ideen zu einer Mimik, 2 Theile, Berlin, 1785. 86. Curdes über die Aktion des Predigers auf der Kanzel, Wittenberg, 1791. Pfannenbergh über die rednerische Aktion, Leipzig, 1796. Vollheding Gedanken über den Anstand, den Prediger auf der Kanzel zu beobachten haben, Leipzig, 1795. Streithorst über das persönliche Verdienst eines Predigers im hallischen Journal für Prediger, 17. B. Kirsten über die Aktion des Redners in Löffler's Magazin für Prediger, 3. B. 2. St.

Zweiter Abschnitt.

Ueber die Deklamation.

Die möglichst vollkommene Bezeichnung des inneren geistigen Lebens in einer zusammenhängenden Reihe von Vorstellungen, in so fern sie durch den Gebrauch der Stimme geschieht, nannten wir oben die Deklamation. Das Material zur hörbaren Mittheilung des Innern*) ist also die Stimme selbst und ihre natürliche Beschaffenheit, d. h. die körperliche Organisation, welche ein lebendes und empfindendes Wesen fähig macht, Laute und Töne hervorzubringen, die zur Bezeichnung der inneren Veränderungen dienen — bei

*) S. Danz Wissenschaften des geistlichen Berufs, S. 107 ff.

dem Menschen insbesondere, die Fähigkeit, artikulierte Töne zu bilden. Die Deklamation wird um so vollkommener zu leisten vermögen, was sie leisten soll, je mehr die Stimme natürliche Reinheit, ausdauernde Stärke, Umfang, Geschmeidigkeit (Biegsamkeit), Wohlklang besitzt. Das Formelle ist der Gebrauch der Stimme, der den Ton, wie den Ausdruck umfasst. Wir unterscheiden Ton und Laut*).

Wenn nun die körperliche Beredsamkeit, wie im vorigen Abschnitte bemerkt wurde, zuvörderst dazu geeignet seyn muss, so weit es auf ihr beruht, überhaupt die Vorstellungen, welche dargestellt werden sollen, verständlich zu machen, so macht dieser Grundsatz dem Redner vor allen Dingen Korrektheit (Reinheit oder Richtigkeit) der Deklamation zur dringenden Pflicht, da sich die nöthige Verständlichkeit der Rede ohne diese Korrektheit nicht denken lässt. Sie besteht in der Befolgung der als allgemein gültig anerkannten Gesetze, welche für die Aussprache, d. h. für die Bildung der artikulierten Töne sowohl an sich, als in ihrer Verbindung gelten, und umfasst a) das fehlerfreie Aussprechen der Buchstaben, b) die grammatisch-richtige Betonung, c) die Beobachtung der grammatischen Pausen. Sowohl die Vokale, die einfachen Stimmlaute, welche blos durch die grössere oder geringere Erweiterung und Oeffnung des Zungenkanales und der Lippen entstehen, als die Konsonanten, welche theils durch Lippen und Zähne, theils durch Gaumen und Nase gebildet werden, und immer der Beihülfe eines Stimmlautes bedürfen, um ganz vernehmlich zu seyn, und die aus Vokalen zusammengesetzten Doppellaute (Diphthongen), verlangen überall den reinen vollen Ton, der ihnen gehört. Unbedingt fehlerhaft ist die Aussprache, welche bald dem rechten Ton, den der Buchstabe haben soll, etwas

*) S. Kerndörfer Anleitung zur gründlichen Bildung des guten deklamatorischen Vortrags (Leipzig, 1823.) S. 68 ff.

Fremdartiges beimischt (z. B. das *a* mehr wie ein dunkles *o* oder wie *ae* tönen lässt), bald ähnlich klingende Buchstaben (wie *g* und *k*, *d* und *t*) mit einander verwechselt, bald mit einer solchen Nachlässigkeit artikulirt, dass der charakteristische Laut des Buchstabens dem Zuhörer nicht deutlich vernehmbar wird (wie dies nicht selten bei der Aussprache des *r* geschieht. Frühzeitige Sorgfalt und eine zweckmässige Methode des ersten Unterrichts im Sprechen und Lesen, wodurch das Kind die Sprachorgane, welche zum rechten Hervorbringen einzelner artikulirter Töne erforderlich sind, in seine Gewalt bekommen lernt, vermag bei diesem Punkte mehr, als alle Theorie; selbst manche eigenthümliche, in der physischen Beschaffenheit der Stimmwerkzeuge liegende Hindernisse, mit denen die rechte Aussprache dieses und jenes Buchstabens (besonders das *r* oder *h*) bei einzelnen zu kämpfen hat, weichen nicht selten allmählig dem ernstesten Willen und der unermüdeten Uebung. Am tiefsten wurzeln gewöhnlich die provinziellen, von früher Kindheit an, wo man sie täglich hörte, und niemand ein Befremden darüber äusserte, gleichsam zur anderen Natur gewordenen Unrichtigkeiten (dass man z. B. in manchen Gegenden *o* wie *u* auszusprechen pflegt, oder *k* mit *g* verwechselt). Eben so wichtig für die Korrektheit der Deklamation ist aber auch die grammatisch-richtige Betonung, oder Accentuation. Ich spreche hier zunächst von dem grammatischen Accente (was man eigentlichen Rede- und Empfindungsaccent zu nennen pflegt, kann weiter unten erst in Betrachtung kommen), d. h. der Auszeichnung, welche im einsylbigen Worte der Hauptbuchstabe, z. B. was, denn, erst, Buch, Meer, so wie im mehrsylbigen diejenige Sylbe, welche der Abstammung gemäss (etymologisch) als die Hauptsylbe zu betrachten ist, z. B. geben, Begründung, Thätigkeit, durch ein verhältnissmässiges Verweilen des Tons, durch einen gewissen Druck der

Stimme bekommt. Nur durch diesen Accent und seinen richtigen Gebrauch können mehrere Buchstaben und mehrere Sylben eine bestimmte verständliche Einheit bilden. Daher ruht der grammatische Accent bei mehrsybligen Wörtern in der Regel auf derjenigen Sylbe, welche als Grund- oder Stammsylbe die bedeutendste ist, so dass die übrigen in einem Verhältnisse der Abhängigkeit zu jener stehen. Und, wenn auch in zusammengesetzten Worten, welche zwei Vorstellungen zu einer Einheit verknüpfen, ein doppelter grammatischer Accent bemerkbar wird (indem jedes der beiden Worte, welche die Zusammensetzung bilden, schon für sich betrachtet, seinen Hauptbuchstaben, oder seine Hauptsylbe hat, die ihre Ansprüche nicht aufgeben kann); so hat doch auch jedes zusammengesetzte nur einen Hauptaccent, der dasjenige Wort, welches in der Zusammensetzung das wichtigere und bedeutendere ist, auszeichnet, und auf seinem Hauptbuchstaben oder auf seiner Stammsylbe liegt. So wird z. B. in dem Worte: Haus-Herr, die erste Sylbe vor der zweiten dadurch hervorgehoben, dass der Ton auf dem Haus etwas mehr verweilt, als auf dem Herr, obgleich der grammatische Accent der zweiten dadurch nicht verloren geht. Denn nicht der allgemeine Gattungsbegriff des Herrn, sondern die nähere und specielle Modifikation desselben, welche erst durch Verbindung mit dem Begriffe des Hauses entsteht, ist hier die Hauptsache. Nicht selten erkennt man selbst die verschiedenen Bedeutungen, welche ein und dasselbe zusammengesetzte Wort an verschiedenen Orten haben kann, durch diese Accentuation, und die Vernachlässigung dieses Punktes in der Aussprache hat unvermeidliche Missverständnisse zur Folge. Dies gilt besonders von Zeitwörtern, die mit Partikeln, Adverbien, Präpositionen zusammengesetzt sind. Wir betonen z. B. in dem Wort: übersetzen, die dritte Sylbe durch den grammatischen Hauptaccent, wenn vom Uebertragen in eine andere Sprache die Rede ist (*in*

aliam linguam). Die erste hingegen, wo es heisst: über einen Fluss bringen. Dass der Redner den einmal üblichen Sprachgebrauch erforsche, ist um so nöthiger, da sich von dieser an die Verschiedenheit der Bedeutung zusammengesetzter Worte geknüpften Stellung des grammatischen Hauptaccents zwar oft, aber nicht immer, andere Gründe, ausser dem eingeführten Sprachgebrauch, nachweisen lassen. Uebrigens giebt es allerdings Fälle, die als Ausnahme von jener Regel erscheinen, dass der Accent bei mehrsyllbigen Worten auf der Stammsylbe liege. Wenn wir z. B. Gebote und Verbote einander entgegensetzen, so betonen wir Ge und Ver mehr als die übrigen Sylben, obgleich die zweite Sylbe die Stammsylbe ist. Hier tritt nemlich der Redeaccent, den wir im Folgenden betrachten, so stark hervor, dass der grammatische in den Hintergrund tritt. So wichtig auch eine grammatisch-richtige Betonung für die Korrektheit der Aussprache, und dadurch für die Verständlichkeit der Deklamation ist; so kann doch ein deutlicher, umfassender, vollkommener Ausdruck der Vorstellungen und Gefühle nirgends statt finden ohne jene eigenthümlichen und mehr hervorstechenden Auszeichnungen, welche einzelne Worte sowohl durch den Rede- als durch den Empfindungsaccent empfangen. Daraus erklären sich nicht blos solche einzelne Fälle, wie die oben bemerkten, wo der grammatische Accent auf einzelnen Sylben, unter gewissen im Zusammenhange und in der Absicht der Rede liegenden Bedingungen, vor dem Redeaccent verschwindet; sondern es gründet sich darauf auch die allgemein gültige Regel, dass überhaupt der grammatische Accent nur in einem gemässigten Drucke der Stimme bestehe, damit auch die übrigen Accente ihre eigenthümliche Bedeutsamkeit behalten, und nicht durch jenen verdunkelt werden. Neben dem grammatischen Accente kommt zugleich die rechte Beobachtung der sogenannten Tonfälle in Betrachtung, d. h. derjenigen Senkungen der Stimme, welche

von der Beschaffenheit und dem inneren Verhältnisse der Redetheile abhängen. Denn, wo das Gemüth des Redners mit fortschreitender Entwicklung und Ausbildung eines Gedanken beschäftigt, und der mit dem Redner zugleich innerlich thätige (handelnde) Zuhörer in einem steigenden Zustande der Spannung, der Erwartung ist; da giebt es auch keinen natürlicheren Ausdruck dieser inneren Thätigkeit, als ein allmäliges fortschreitendes Heben der Stimme; so wie sich dagegen die Stimme eben so natürlich herabsenkt, wo jene Thätigkeit zur Ruhe kommt, und jene Erwartung ihre Befriedigung findet. Dies Letzte geschieht zwar schon gewissermaassen am Ende jedes einzelnen Gliedes in der Periode — hauptsächlich aber, wo der ganze Satz oder die Periode geschlossen wird. Den stärksten Tonfall muss daher das Ende des Satzes haben (im schriftlichen Vortrage durch den Schlusspunkt angedeutet). Ein etwas geringerer bezeichnet das Ende des Vordersatzes in der Periode, wo die richtige Interpunktion ein Kolon setzt. Der Ton der Stimme giebt hier zu erkennen, dass der Sinn zur Hälfte zwar vollendet, aber eine weitere Fortsetzung und völlige Ausführung des Gedankens noch zu erwarten sey. Schwächer ist der Tonfall bei dem Semikolon, welches einzelne Haupttheile der Protasis und Apodosis in der Periode, oder einzelne Glieder eines nicht periodisch gebauten Satzes unterscheidet. Den allerschwächsten hat das Komma, wo es blos dazu dient, einzelne Wörter oder ganz kleine Sätze, die sich auf ein gemeinschaftliches Hauptwort beziehen, von einander abzusondern; etwas merklicher ist er da, wo das Komma vor grösseren, etwas erklärenden, genauer bestimmenden, ergänzenden Abtheilungen eines Satzes steht. Auch das Verhältniss, in welchem ein eingeschalteter Satz (Parenthese) zu dem Ganzen des durch die Einschaltung gewissermaassen unterbrochenen Satzes steht, wird so bezeichnet, dass die Stimme vor der Parenthese ohngefähr um einen halben Ton herabfällt, nach

der Parenthese zu dem vorigen Ton zurückkehrt. Eine nothwendige Ausnahme von der oben ausgesprochenen Regel des Herabsenkens der Stimme am Ende des Gliedes oder Satzes machen die fragenden und ausrufenden Sätze; denn sowohl dem Affekte oder lebhaften Gefühlszustande, den der Ausruf bezeichnet, als der Erwartung, welche durch die Frage erregt, und durch die Antwort (möge sie von dem Redner wirklich gegeben, oder in dem Zuhörer stillschweigend vorausgesetzt werden) nachher befriedigt wird, kann nur eine gewisse Hebung der Stimme angemessen seyn. Die Korrektheit der Deklamation verlangt endlich Beachtung der grammatischen Pausen, d. h. gewisser Ruhepunkte in der Deklamation, in so fern sie zunächst durch die Beschaffenheit und das innere Verhältniss der Redetheile bestimmt werden. (Wir unterscheiden davon die emphatischen Pausen und die oratorischen, deren Bedeutsamkeit weiter unten betrachtet wird.) Ruhepunkte sind schon in physischer Hinsicht dem Redner selbst unentbehrlich, damit der Athem ausreiche, und für den Zuhörer nothwendig, damit er dem Redner überall folgen, und jede dargestellte Vorstellung zu der gehörigen Deutlichkeit erheben könne. Da aber jeder, längere oder kürzere, Ruhepunkt immer das Ausgesprochene von dem nach der Pause Folgenden mehr oder weniger trennt; so fordert die Richtigkeit und Verständlichkeit des Vortrags, dass keine Pause eine sinnstörende werde, d. h. dass die Anwendung dieser Ruhepunkte auf den grösseren oder geringeren Zusammenhang der einzelnen Worte und übrigen Redetheile die genaueste Rücksicht nehme. Daher unterscheiden sich auch die grammatischen Pausen nicht blos durch einen kürzeren und längeren Stillestand der Stimme, sondern auch durch die oben bemerkten, und mit ihnen genau verknüpften Tonfälle. Und, wie die letzteren an die richtig gebrauchten Interpunktionszeichen gebunden sind, eben so die grammatischen Pausen. Am meisten bemerkbar sind sie

bei dem Schlusszeichen (Punktum), weniger jedoch, wo die folgenden Sätze oder Perioden mit den vorausgegangenen einen Abschnitt bilden, als da, wo ein neuer Abschnitt (Haupttheil oder Untertheil der Rede) anhebt. Kürzer, als bei dem Punktum, sind sie, in verschiedenen Abstufungen, bei dem Semikolon, Kolon, Komma. Dabei kommt jedoch immer der wichtige Umstand in Betrachtung, ob sich das Folgende an das Vorhergehende als eine nothwendige Folge anknüpft, worauf die ganze Erwartung des Zuhörers schon gespannt ist, oder, ob es nur angefügt wird als eine Erläuterung, Bestätigung, Erweiterung des Gedankens. Im ersten Fall wird die Pause etwas kürzer, und die Senkung der Stimme weniger hervorstechend, im zweiten Fall die Pause länger, und der Tonfall stärker seyn. Die Unterbrechung des Satzes durch einen eingeschalteten bezeichnet eine kurze Pause am Anfange und Ende der Parenthese (etwas merklicher, wo die Parenthese selbst die Aufmerksamkeit vorzüglich erregen soll). Uebrigens ist die grössere oder geringere Dauer der grammatischen Pausen immer auch von dem Charakter des in einem ganzen Vortrage, oder in einem einzelnen Abschnitte vorherrschenden Zeitmaasses abhängig, in welchem gesprochen wird. Je nachdem der Gang der Stimme überhaupt rascher, oder langsamer ist, werden auch die einzelnen grammatischen Pausen ein kürzeres oder längeres Zeitmaass haben, wo nicht besondere Umstände und Rücksichten eine Ausnahme veranlassen. Und die ganze Deklamation ermangelt der Richtigkeit und Verständlichkeit eben so sehr, und kündigt diesen Mangel durch einen widrigen Eindruck auf den äusseren Sinn des Zuhörers eben so deutlich an, wenn der Redner, von einer üblen Gewohnheit abhängig, zu hastig spricht, und die nöthigen Pausen überspringt, als, wenn ein gedehnter und stockender Vortrag ganz unnöthige, oder unrichtig angebrachte, oder unverhältnissmässig verlängerte Ruhepunkte macht. Frühzeitige Uebungen, welche den

künftigen Redner daran gewöhnen, solche Worte und Reihen von Wörtern, die grammatisch und logisch genau zusammengehören, in einem Athem vernehmlich und deutlich auszusprechen, sind von besonderer Wichtigkeit. S. Grotefend Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit S. 229 fg.

Die Verständlichkeit der Deklamation setzt aber auch, ausser dieser Korrektheit der Aussprache eine gewisse Genauigkeit voraus, mit welcher der Redende die Konsonanten bestimmt artikulirt, und jede Sylbe gehörig vernehmbar macht, eine solche Ausbildung der Stimme, wodurch sie fähig wird, klingende Töne hervorzubringen, und die nöthige Stärke des Tons. Obgleich, vermöge der Bedeutsamkeit und der Gesetze des grammatischen Accents und der Tonfälle, nicht jede einzelne Sylbe auf gleiche Art und in gleichem Grade betont werden kann; so soll doch jede, auch die durch keinen Accent auszuzeichnende, vernommen werden. Unbedingt fehlerhaft ist daher das sogenannte Verschlucken, wo man gewisse Buchstaben, oder ganze Sylben, besonders die Endsylben und die letzten Worte, in der Aussprache ganz verschwinden lässt, und den Zuhörer nöthigt, das Fehlende selbst zu ergänzen, und dadurch seine Aufmerksamkeit zu theilen. Dieses unangenehme Verschlucken, ein Fehler, der leider nur allzuhäufig hervortritt, hat entweder in dem allzuschnellen, hastigen Sprechen seinen Grund, wodurch man sich die zum deutlichen Betonen gehörige Zeit raubt, oder darin, dass der Redner am Ende des Satzes, oder Vordersatzes die Stimme zu sehr herabfallen lässt, wie es besonders dann geschieht, wenn er durch den Vortrag einer für seinen Athem zu langen Periode, oder überhaupt durch allzugrosse Anstrengung, die Kraft seiner Stimme erschöpft hatte. Auf der andern Seite entsteht freilich eine gedehnte, schleppende, singende, einförmige Deklamation, wo der Ton der Stimme auf jeder einzelnen Sylbe

kürlich veranlasst, ein nicht geringes Gewicht auf die Form der Darstellung unserer Gedanken zu legen, weil es einmal in der Natur des Menschen seinen Grund hat, dass wir das eigene lebhafteste Interesse für einen Gegenstand auf irgend eine Art auch äusserlich, durch Ton, Gesicht, körperliche Bewegung zu erkennen geben, und, dass wir den Eindruck, den die vorgetragenen Gedanken eines andern auf uns selbst machen, von einem gewissen Eindruck, den seine persönliche Erscheinung, und sein äusseres Wesen auf uns macht, niemals zu trennen vermögen! Wie sollten wir da, wo von den wichtigsten religiösen und sittlichen Angelegenheiten die Rede ist, wo es darauf ankommt, die heiligsten Ueberzeugungen, Gefühle und Entschliessungen auszusprechen, und in den Gemüthern anderer lebendig und wirksam zu machen, dasjenige, was der Schöpfer der menschlichen Natur innig zusammengefügt hat, den Gedanken und den passenden Ausdruck des Gedankens, willkürlich scheiden? Oder, sollten wir uns dieser Sorgfalt für die körperliche Beredsamkeit wenigstens da entbunden wähnen, wo der Prediger zu Ungebildeten spricht? Dies können nur diejenigen behaupten, welche die niedern Stände noch nie mit unbefangenen und umfassendem Blicke beobachtet, noch nie die Erfahrung gemacht haben, dass es auch ihnen nicht an einer natürlichen Empfänglichkeit für das Erhabene und Schöne, für das Anständige und Schickliche mangelt, wenn sie sich auch nicht mit derselben Klarheit, welche Gebildeten zu Gebote steht, von ihren Gefühlen, und von dem Grunde derselben Rechenschaft zu geben vermögen. Mit Recht verlangen wir also von dem geistlichen Redner, dass er, gleich weit entfernt von sorgloser Vernachlässigung seines Aeusseren, wie von jeder Affektation und theatralischen Ostentation, auch in der körperlichen Beredsamkeit leiste, was mit dem Charakter der Rede überhaupt, und mit dem eigenthümlichen Wesen der geistlichen nothwendig zusammenhängt.

Und darum setzen wir bei dem Geistlichen insbesondere einen ernsten Sinn, eine würdevolle Ruhe des Innern, eine ächte und reine Begeisterung für seinen ehrwürdigen Beruf und für die heiligsten Angelegenheiten des Menschen einen gebildeten Geschmack voraus; ohne diese innere Stimmung und Gesinnung ist jede Anweisung zur Deklamation und Aktion ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Die geistige Tüchtigkeit und Fähigkeit zu einem guten Vortrage darf aber freilich auch bei dem Geistlichen der physischen Eigenschaften und Kräfte nicht ermangeln, welche die körperliche Beredsamkeit schon in so fern nothwendig voraussetzt, in wie fern sie wenigstens verständlich darstellen, eine gewisse Theilnahme des Redners bezeugen, und alles Anstössige vermeiden soll.

Die Rhetorik und Homiletik bescheidet sich gern, dass gerade bei diesem Punkte, der das Sichtbare und Hörbare betrifft, und darum ganz vorzüglich auf wirklicher Anschauung beruht, am wenigsten durch die abstrakte Theorie ausgerichtet werden könne — weit mehr durch frühzeitig beginnende, thätig fortgesetzte, unter zweckmässiger Leitung und Aufsicht stehende Uebung. Die Menge der Regeln, womit man nicht selten den Anfänger überhäuft, ist um so zweckwidriger, je weniger von dem Anfänger erwartet werden kann, dass er, beschäftigt mit dem festzuhaltenden Gange seiner Gedanken und Perioden, ängstlich vielleicht besorgt um irgend eine Untreue des Gedächtnisses, zu gleicher Zeit auf die Ausübung mannichfaltiger Regeln der Deklamation und Aktion dieselbe Aufmerksamkeit richte. Die möglichste Einfachheit und Präcision der Regeln ist hier gewiss ganz an ihrem Orte. Aber auch hier darf der Natur allein nicht alles überlassen werden, da die gute Deklamation und Aktion zwar natürlich seyn, aber nicht die rohe, sondern die veredelte Natur in ihren Umrissen und Formen darstellen soll. Eine rechte praktische Anleitung zum guten Vortrage kann der leitenden Theorie nicht

ermangeln. Je mehr der Redner, durch Studium der Theorie, sich selbst zum klaren Bewusstseyn bringt, was ihm durch Stimme, durch Gesicht, durch seine ganze körperliche Erscheinung an Mitteln des vollkommenen Ausdruckes seiner Gedanken und Gefühle, und der beabsichtigten Wirksamkeit auf fremde Gemüther, dargeboten wird; je deutlicher ihm, von verschiedenen Seiten, der innige Zusammenhang jenes Sichtbaren und Hörbaren mit seinem inneren Leben, der psychologische Grund der Deklamation und Aktion, einleuchtet; desto lebhafter wird er sich auch für diesen Theil der Beredsamkeit interessiren, desto schärfer wird er sich selbst bei seinen Uebungen beobachten, desto leichter wird er die Missgriffe wahrnehmen und vermeiden lernen, zu denen sich auch talentvolle und durch andere wissenschaftliche Kenntnisse gebildete Anfänger leicht verirren, wenn ihre gute Anlage der leitenden Nachhülfe ermangelt. Die griechischen und römischen Rhetoren legten grösstentheils auf eine genaue kunstmässige Ausbildung des körperlichen Vortrags einen vorzüglichen Werth. Der geistvolle Denker Aristoteles hatte zwar eine andere Ansicht darüber. Er verkannte den mächtigen Einfluss nicht, den die Art und Weise des Vortrags habe; aber er hielt es für ein schlimmes Zeichen einer verderbten Denkart, das die *ὑπόκρισις* (*actio*) so hoch geachtet werde, da man vielmehr durch die Gedanken selbst, durch den vom Redner geführten Beweis, bestimmt werden müsse, und alles andere (gewisse zu jeder rechten Belehrung notwendige Eigenschaften des Styls ausgenommen) Nebenwerk und unnütz sey. S. *Aristotelis τέχνη ῥητορ.* l. 3. c. 1. Daher giebt er auch in seiner eigenen Rhetorik gar keine besondere Anleitung zur Deklamation und Aktion. Und, obgleich die rhetorischen Schriftsteller der Alten nicht selten auf diesen und jenen Unterschied zwischen der Deklamation und Aktion des Schauspielers und des Redners hinwiesen (z. B. *Quinctil. institt. oratt.* l. 1. c. 11. §. 3. l. 6. c. 1. §. 38.

l. 11. c. 3. §. 57. §. 123.; so bemerkt man doch in allen geschichtlichen, diesen Punkt betreffenden Mittheilungen, und in ihren eigenen Anweisungen, im Ganzen, eine sehr bedeutende Annäherung des Vortrags dieser Redner an die theatralische Darstellung. Vgl. die philosophische und religiöse Begründung S. 138—142. Die Hauptstellen der alten Rhetoren über die Deklamation und Action sind folgende: *auctor ad Herenn.* l. 3. c. 11—16. *Cicero de orat.* l. 3. c. 56—61. *orator* c. 17 sq. *Quinctil. institut. oratt.* l. 11. c. 3. Ueber die Aktion der Alten vgl. auch *Plinius epist.* l. 2. ep. 19. und, was *Gierig* in s. Ausgabe zu dieser Stelle bemerkt, T. 1. p. 196 sq. Unter den neueren Schriftstellern sind hier nur diejenigen zu erwähnen, welche, ohne die gesammte Rhetorik oder Homiletik zu umfassen*), (s. den litterarischen Anhang zur philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik, S. 433—444 der neuen Ausgabe) dem äusseren Vortrage eigene Anweisungen gewidmet haben. 1) Ueber die körperliche Beredsamkeit überhaupt: *Grundriss der körperlichen Beredsamkeit*, Hamburg, 1792. *Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags*, Leipzig, 1733. *Claudius Grundriss der körperlichen Beredsamkeit*, Hamburg, 1794. *Mika Anweisung zur körperlichen Beredsamkeit*, Prag, 1802. *Ewald über Deklamation und Kanzelvortrag*, Heidelberg, 1809. *Rommel Aristoteles und Roscius, oder über die Kunst überhaupt, und über die Geberden- und Deklamirkunst insbesondere*, Leipzig, 1809, im zweiten Theil. *Hanstein Kritik der äusserlichen Beredsamkeit*, in s. homiletisch-kritischen Blättern (9 Hefte, 1791—1799.) in den ersten vier Heften. *Tzschirner's Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers*, 1. B. 2. St. (Leipzig, 1811.) S. 166 folg. *Cice-*

*) Unter diesen haben sich besonders *Hugo*, *Blair*, *Bahr*, *Maass*, *Reinbek*, *Niemeyer*, *Schmid*, *Dahl*, *Ammon*, *Kaiser*, *Grotefend*, auch über diesen Theil der Rhetorik ausführlich und lehrreich verbreitet.

ronis oratio pro Archia poeta, cui accommodavit praecepta et specimen eloquentiae exterioris Petrus Francius, accedit eiusdem viri oratio pro eloquentia, in usum studiosae juventutis denuo edidit Conr. Levezov, Berolini, 1823. 8. Die Kunst der rednerischen und theatralischen Deklamation, nach älteren und neueren Grundsätzen über die Stimme, den Gesichtsausdruck, und die Gestikulation, aufgestellt und durch 152 Figuren erläutert, Leipzig, ohne Jahrzahl, 8. (Es ist das englische 1806 zu London herausgegebene Werk von *Gilbert Austin: Chironomia*, theils übersetzt, theils bearbeitet von Michaelis). 2) Ueber die Deklamation insbesondere: *Frank e* über Deklamation, 2 Theile, Göttingen, 1789. *Schocher*: soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben? Leipzig, 1791. Ueber die Deklamation von *Sheridan*, herausgeg. von *Loebel*, 2 Theile, Leipzig, 1793. *Schmiedtgen* Versuch über die Euphonie oder den Wohlklang auf der Kanzel, Leipzig, 1794. *Rambach* Fragmente über Deklamation, zwei Theile, Berlin, 1800. *Biel-feld* über die Deklamation als Wissenschaft, Hamburg, 1801. *Ballhorn* über die Deklamation in medizinischer und diätetischer Hinsicht, Hannover, 1802. *Cludius* Abriss der Vortragskunst, Hildesheim, 1810. Gesangsbildung nach Pestalozzischen Grundsätzen, pädagogisch begründet von *Pfeiffer*, methodisch bearbeitet von *Nägeli*, Zürich, 1810. 8. *Kerndörfer* Handbuch der Deklamation, ein Leitfaden für Schulen und für den Selbstunterricht, 2 Theile, Leipzig, 1813. *Ebendess.* Anleitung zur gründlichen Bildung des guten deklamatorischen Vortrags, besonders für geistliche Beredsamkeit, Leipzig, 1823. 8. *Wötzel* Grundriss eines allgemeinen und fasslichen Lehrgebäudes der Deklamation, nach Schochers Ideen, Wien, 1814. 8. *Hänle* praktische Anleitung zur Deklamation (oder: Materialien zu deutschen Stylübungen und feierlichen Reden 3. Theil), Frankfurt am Main, 1814. 8. *Schilling* die Kunst der äusseren Kanzelberedsamkeit, 2 Bde.,

Stuttgart, 1845. 2. A. Erich Ideen zu einer technischen Kultur des Kanzelvortrags, Wien, 42. Rey baz über die Predigtkunst, Reutlingen, 1843. Die homiletisch-kritischen Blätter 3. B. S. 113 ff. 4. B. S. 141 ff. 6. B. S. 235 ff. Voigt Aufsatz in Schuderoff Jahrbüchern für Religions-Kirchen-Schulwesen, 15. Jahrgang, 29. B. 3. Heft, Leipzig, 1816. 3) Ueber die Aktion insbesondere: Thomas Abbt vermischte Werke, 6. Band, Berlin, 1781. Engel Ideen zu einer Mimik, 2 Theile, Berlin, 1785. 86. Curdes über die Aktion des Predigers auf der Kanzel, Wittenberg, 1791. Pfannenbergh über die rednerische Aktion, Leipzig, 1796. Vollheding Gedanken über den Anstand, den Prediger auf der Kanzel zu beobachten haben, Leipzig, 1795. Streithorst über das persönliche Verdienst eines Predigers im hallischen Journal für Prediger, 17. B. Kirsten über die Aktion des Redners in Löffler's Magazin für Prediger, 3. B. 2. St.

Zweiter Abschnitt.

Ueber die Deklamation.

Die möglichst vollkommene Bezeichnung des inneren geistigen Lebens in einer zusammenhängenden Reihe von Vorstellungen, in so fern sie durch den Gebrauch der Stimme geschieht, nannten wir oben die Deklamation. Das Material zur hörbaren Mittheilung des Innern*) ist also die Stimme selbst und ihre natürliche Beschaffenheit, d. h. die körperliche Organisation, welche ein lebendes und empfindendes Wesen fähig macht, Laute und Töne hervorzubringen, die zur Bezeichnung der inneren Veränderungen dienen — bei

*) S. Danz Wissenschaften des geistlichen Berufs, S. 107 ff.

dem Menschen insbesondere, die Fähigkeit, artikulierte Töne zu bilden. Die Deklamation wird um so vollkommener zu leisten vermögen, was sie leisten soll, je mehr die Stimme natürliche Reinheit, ausdauernde Stärke, Umfang, Geschmeidigkeit (Biegsamkeit), Wohllaut besitzt. Das Formelle ist der Gebrauch der Stimme, der den Ton, wie den Ausdruck umfasst. Wir unterscheiden Ton und Laut*).

Wenn nun die körperliche Beredsamkeit, wie im vorigen Abschnitte bemerkt wurde, zuvörderst dazu geeignet seyn muss, so weit es auf ihr beruht, überhaupt die Vorstellungen, welche dargestellt werden sollen, verständlich zu machen, so macht dieser Grundsatz dem Redner vor allen Dingen Korrektheit (Reinheit oder Richtigkeit) der Deklamation zur dringenden Pflicht, da sich die nöthige Verständlichkeit der Rede ohne diese Korrektheit nicht denken lässt. Sie besteht in der Befolgung der als allgemein gültig anerkannten Gesetze, welche für die Aussprache, d. h. für die Bildung der artikulierten Töne sowohl an sich, als in ihrer Verbindung gelten, und umfasst a) das fehlerfreie Aussprechen der Buchstaben, b) die grammatisch-richtige Betonung, c) die Beobachtung der grammatischen Pausen. Sowohl die Vokale, die einfachen Stimmlaute, welche blos durch die grössere oder geringere Erweiterung und Oeffnung des Zungenkanales und der Lippen entstehen, als die Konsonanten, welche theils durch Lippen und Zähne, theils durch Gaumen und Nase gebildet werden, und immer der Beihülfe eines Stimmlautes bedürfen, um ganz vernehmlich zu seyn, und die aus Vokalen zusammengesetzten Doppellaute (Diphthongen), verlangen überall den reinen vollen Ton, der ihnen gehört. Unbedingt fehlerhaft ist die Aussprache, welche bald dem rechten Ton, den der Buchstabe haben soll, etwas

*) S. Kerndörfer Anleitung zur gründlichen Bildung des guten deklamatorischen Vortrags (Leipzig, 1823.) S. 68 ff.

Fremdartiges beimischt (z. B. das *a* mehr wie ein dunkles *o* oder wie *ae* tönen lässt), bald ähnlich klingende Buchstaben (wie *g* und *k*, *d* und *t*) mit einander verwechselt, bald mit einer solchen Nachlässigkeit artikulirt, dass der charakteristische Laut des Buchstabens dem Zuhörer nicht deutlich vernehmbar wird (wie dies nicht selten bei der Aussprache des *r* geschieht. Frühzeitige Sorgfalt und eine zweckmässige Methode des ersten Unterrichts im Sprechen und Lesen, wodurch das Kind die Sprachorgane, welche zum rechten Hervorbringen einzelner artikulirter Töne erforderlich sind, in seine Gewalt bekommen lernt, vermag bei diesem Punkte mehr, als alle Theorie; selbst manche eigenthümliche, in der physischen Beschaffenheit der Stimmwerkzeuge liegende Hindernisse, mit denen die rechte Aussprache dieses und jenes Buchstabens (besonders das *r* oder *h*) bei einzelnen zu kämpfen hat, weichen nicht selten allmählig dem ernstesten Willen und der unermüdeten Uebung. Am tiefsten wurzeln gewöhnlich die provinziellen, von früher Kindheit an, wo man sie täglich hörte, und niemand ein Befremden darüber äusserte, gleichsam zur anderen Natur gewordenen Unrichtigkeiten (dass man z. B. in manchen Gegenden *o* wie *u* auszusprechen pflegt, oder *k* mit *g* verwechselt). Eben so wichtig für die Korrektheit der Deklamation ist aber auch die grammatisch-richtige Betonung, oder Accentuation. Ich spreche hier zunächst von dem grammatischen Accente (was man eigentlichen Rede- und Empfindungsaccent zu nennen pflegt, kann weiter unten erst in Betrachtung kommen), d. h. der Auszeichnung, welche im einsylbigen Worte der Hauptbuchstabe, z. B. was, denn, erst, Buch, Meer, so wie im mehrsylbigen diejenige Sylbe, welche der Abstammung gemäss (etymologisch) als die Hauptsylbe zu betrachten ist, z. B. geben, Be-gründung, Thätigkeit, durch ein verhältnissmässiges Verweilen des Tons, durch einen gewissen Druck der

Stimme bekommt. Nur durch diesen Accent und seinen richtigen Gebrauch können mehrere Buchstaben und mehrere Sylben eine bestimmte verständliche Einheit bilden. Daher ruht der grammatische Accent bei mehrsybligen Wörtern in der Regel auf derjenigen Sylbe, welche als Grund- oder Stammsylbe die bedeutendste ist, so dass die übrigen in einem Verhältnisse der Abhängigkeit zu jener stehen. Und, wenn auch in zusammengesetzten Worten, welche zwei Vorstellungen zu einer Einheit verknüpfen, ein doppelter grammatischer Accent bemerkbar wird (indem jedes der beiden Worte, welche die Zusammensetzung bilden, schon für sich betrachtet, seinen Hauptbuchstaben, oder seine Hauptsylbe hat, die ihre Ansprüche nicht aufgeben kann); so hat doch auch jedes zusammengesetzte nur einen Hauptaccent, der dasjenige Wort, welches in der Zusammensetzung das wichtigere und bedeutendere ist, auszeichnet, und auf seinem Hauptbuchstaben oder auf seiner Stammsylbe liegt. So wird z. B. in dem Worte: Haus-Herr, die erste Sylbe vor der zweiten dadurch hervorgehoben, dass der Ton auf dem Haus etwas mehr verweilt, als auf dem Herr, obgleich der grammatische Accent der zweiten dadurch nicht verloren geht. Denn nicht der allgemeine Gattungsbegriff des Herrn, sondern die nähere und specielle Modifikation desselben, welche erst durch Verbindung mit dem Begriffe des Hauses entsteht, ist hier die Hauptsache. Nicht selten erkennt man selbst die verschiedenen Bedeutungen, welche ein und dasselbe zusammengesetzte Wort an verschiedenen Orten haben kann, durch diese Accentuation, und die Vernachlässigung dieses Punktes in der Aussprache hat unvermeidliche Missverständnisse zur Folge. Dies gilt besonders von Zeitwörtern, die mit Partikeln, Adverbien, Präpositionen zusammengesetzt sind. Wir betonen z. B. in dem Wort: übersetzen, die dritte Sylbe durch den grammatischen Hauptaccent, wenn vom Uebertragen in eine andere Sprache die Rede ist (*in*

aliam linguam). Die erste hingegen, wo es heisst: über einen Fluss bringen. Dass der Redner den einmal üblichen Sprachgebrauch erforsche, ist um so nöthiger, da sich von dieser an die Verschiedenheit der Bedeutung zusammengesetzter Worte geknüpften Stellung des grammatischen Hauptaccents zwar oft, aber nicht immer, andere Gründe, ausser dem eingeführten Sprachgebrauch, nachweisen lassen. Uebrigens giebt es allerdings Fälle, die als Ausnahme von jener Regel erscheinen, dass der Accent bei mehrsyllbigen Worten auf der Stammsylbe liege. Wenn wir z. B. Gebote und Verbote einander entgegensetzen, so betonen wir Ge und Ver mehr als die übrigen Sylben, obgleich die zweite Sylbe die Stammsylbe ist. Hier tritt nemlich der Redeaccent, den wir im Folgenden betrachten, so stark hervor, dass der grammatische in den Hintergrund tritt. So wichtig auch eine grammatisch-richtige Betonung für die Korrektheit der Aussprache, und dadurch für die Verständlichkeit der Deklamation ist; so kann doch ein deutlicher, umfassender, vollkommener Ausdruck der Vorstellungen und Gefühle nirgends statt finden ohne jene eigenthümlichen und mehr hervorstechenden Auszeichnungen, welche einzelne Worte sowohl durch den Rede- als durch den Empfindungsaccent empfangen. Daraus erklären sich nicht blos solche einzelne Fälle, wie die oben bemerkten, wo der grammatische Accent auf einzelnen Sylben, unter gewissen im Zusammenhange und in der Absicht der Rede liegenden Bedingungen, vor dem Redeaccent verschwindet; sondern es gründet sich darauf auch die allgemein gültige Regel, dass überhaupt der grammatische Accent nur in einem gemässigten Drucke der Stimme bestehe, damit auch die übrigen Accente ihre eigenthümliche Bedeutsamkeit behalten, und nicht durch jenen verdunkelt werden. Neben dem grammatischen Accente kommt zugleich die rechte Beobachtung der sogenannten Tonfälle in Betrachtung, d. h. derjenigen Senkungen der Stimme, welche

von der Beschaffenheit und dem inneren Verhältnisse der Redetheile abhängen. Denn, wo das Gemüth des Redners mit fortschreitender Entwicklung und Ausbildung eines Gedanken beschäftigt, und der mit dem Redner zugleich innerlich thätige (handelnde) Zuhörer in einem steigenden Zustande der Spannung, der Erwartung ist; da giebt es auch keinen natürlicheren Ausdruck dieser inneren Thätigkeit, als ein allmäliges fortschreitendes Heben der Stimme; so wie sich dagegen die Stimme eben so natürlich herabsenkt, wo jene Thätigkeit zur Ruhe kommt, und jene Erwartung ihre Befriedigung findet. Dies Letzte geschieht zwar schon gewissermaassen am Ende jedes einzelnen Gliedes in der Periode — hauptsächlich aber, wo der ganze Satz oder die Periode geschlossen wird. Den stärksten Tonfall muss daher das Ende des Satzes haben (im schriftlichen Vortrage durch den Schlusspunkt angedeutet). Ein etwas geringerer bezeichnet das Ende des Vordersatzes in der Periode, wo die richtige Interpunktion ein Kolon setzt. Der Ton der Stimme giebt hier zu erkennen, dass der Sinn zur Hälfte zwar vollendet, aber eine weitere Fortsetzung und völlige Ausführung des Gedankens noch zu erwarten sey. Schwächer ist der Tonfall bei dem Semikolon, welches einzelne Haupttheile der Protasis und Apodosis in der Periode, oder einzelne Glieder eines nicht periodisch gebauten Satzes unterscheidet. Den allerschwächsten hat das Komma, wo es blos dazu dient, einzelne Wörter oder ganz kleine Sätze, die sich auf ein gemeinschaftliches Hauptwort beziehen, von einander abzusondern; etwas merklicher ist er da, wo das Komma vor grösseren, etwas erklärenden, genauer bestimmenden, ergänzenden Abtheilungen eines Satzes steht. Auch das Verhältniss, in welchem ein eingeschalteter Satz (Parenthese) zu dem Ganzen des durch die Einschaltung gewissermaassen unterbrochenen Satzes steht, wird so bezeichnet, dass die Stimme vor der Parenthese ohngefähr um einen halben Ton herabfällt, nach

der Parenthese zu dem vorigen Ton zurückkehrt. Eine nothwendige Ausnahme von der oben ausgesprochenen Regel des Herabsenkens der Stimme am Ende des Gliedes oder Satzes machen die fragenden und ausrufenden Sätze; denn sowohl dem Affekte oder lebhaften Gefühlszustande, den der Ausruf bezeichnet, als der Erwartung, welche durch die Frage erregt, und durch die Antwort (möge sie von dem Redner wirklich gegeben, oder in dem Zuhörer stillschweigend vorausgesetzt werden) nachher befriedigt wird, kann nur eine gewisse Hebung der Stimme angemessen seyn. Die Korrektheit der Deklamation verlangt endlich Beachtung der grammatischen Pausen, d. h. gewisser Ruhepunkte in der Deklamation, in so fern sie zunächst durch die Beschaffenheit und das innere Verhältniss der Redetheile bestimmt werden. (Wir unterscheiden davon die emphatischen Pausen und die oratorischen, deren Bedeutsamkeit weiter unten betrachtet wird.) Ruhepunkte sind schon in physischer Hinsicht dem Redner selbst unentbehrlich, damit der Athem ausreiche, und für den Zuhörer nothwendig, damit er dem Redner überall folgen, und jede dargestellte Vorstellung zu der gehörigen Deutlichkeit erheben könne. Da aber jeder, längere oder kürzere, Ruhepunkt immer das Ausgesprochene von dem nach der Pause Folgenden mehr oder weniger trennt; so fordert die Richtigkeit und Verständlichkeit des Vortrags, dass keine Pause eine sinnstörende werde, d. h. dass die Anwendung dieser Ruhepunkte auf den grösseren oder geringeren Zusammenhang der einzelnen Worte und übrigen Redetheile die genaueste Rücksicht nehme. Daher unterscheiden sich auch die grammatischen Pausen nicht blos durch einen kürzeren und längeren Stillestand der Stimme, sondern auch durch die oben bemerkten, und mit ihnen genau verknüpften Tonfälle. Und, wie die letzteren an die richtig gebrauchten Interpunktionszeichen gebunden sind, eben so die grammatischen Pausen. Am meisten bemerkbar sind sie

bei dem Schlusszeichen (Punktum), weniger jedoch, wo die folgenden Sätze oder Perioden mit den vorausgegangenen einen Abschnitt bilden, als da, wo ein neuer Abschnitt (Haupttheil oder Untertheil der Rede) anhebt. Kürzer, als bei dem Punktum, sind sie, in verschiedenen Abstufungen, bei dem Semikolon, Kolon, Komma. Dabei kommt jedoch immer der wichtige Umstand in Betrachtung, ob sich das Folgende an das Vorhergehende als eine nothwendige Folge anknüpft, worauf die ganze Erwartung des Zuhörers schon gespannt ist, oder, ob es nur angefügt wird als eine Erläuterung, Bestätigung, Erweiterung des Gedankens. Im ersten Fall wird die Pause etwas kürzer, und die Senkung der Stimme weniger hervorstechend, im zweiten Fall die Pause länger, und der Tonfall stärker seyn. Die Unterbrechung des Satzes durch einen eingeschalteten bezeichnet eine kurze Pause am Anfange und Ende der Parenthese (etwas merklicher, wo die Parenthese selbst die Aufmerksamkeit vorzüglich erregen soll). Uebrigens ist die grössere oder geringere Dauer der grammatischen Pausen immer auch von dem Charakter des in einem ganzen Vortrage, oder in einem einzelnen Abschnitte vorherrschenden Zeitmaasses abhängig, in welchem gesprochen wird. Je nachdem der Gang der Stimme überhaupt rascher, oder langsamer ist, werden auch die einzelnen grammatischen Pausen ein kürzeres oder längeres Zeitmaass haben, wo nicht besondere Umstände und Rücksichten eine Ausnahme veranlassen. Und die ganze Deklamation ermangelt der Richtigkeit und Verständlichkeit eben so sehr, und kündigt diesen Mangel durch einen widrigen Eindruck auf den äusseren Sinn des Zuhörers eben so deutlich an, wenn der Redner, von einer üblen Gewohnheit abhängig, zu hastig spricht, und die nöthigen Pausen überspringt, als, wenn ein gedehnter und stockender Vortrag ganz unnöthige, oder unrichtig angebrachte, oder unverhältnissmässig verlängerte Ruhepunkte macht. Frühzeitige Uebungen, welche den

künftigen Redner daran gewöhnen, solche Worte und Reihen von Wörtern, die grammatisch und logisch genau zusammengehören, in einem Athem vernehmlich und deutlich auszusprechen, sind von besonderer Wichtigkeit. S. Grotefend Ansichten, Gedanken und Erfahrungen über die geistliche Beredsamkeit S. 229 fg.

Die Verständlichkeit der Deklamation setzt aber auch, ausser dieser Korrektheit der Aussprache eine gewisse Genauigkeit voraus, mit welcher der Redende die Konsonanten bestimmt artikulirt, und jede Sylbe gehörig vernehmbar macht, eine solche Ausbildung der Stimme, wodurch sie fähig wird, klingende Töne hervorzubringen, und die nöthige Stärke des Tons. Obgleich, vermöge der Bedeutsamkeit und der Gesetze des grammatischen Accents und der Tonfälle, nicht jede einzelne Sylbe auf gleiche Art und in gleichem Grade betont werden kann; so soll doch jede, auch die durch keinen Accent auszuzeichnende, vernommen werden. Unbedingt fehlerhaft ist daher das sogenannte Verschlucken, wo man gewisse Buchstaben, oder ganze Sylben, besonders die Endsylben und die letzten Worte, in der Aussprache ganz verschwinden lässt, und den Zuhörer nöthigt, das Fehlende selbst zu ergänzen, und dadurch seine Aufmerksamkeit zu theilen. Dieses unangenehme Verschlucken, ein Fehler, der leider nur allzuhäufig hervortritt, hat entweder in dem allzuschnellen, hastigen Sprechen seinen Grund, wodurch man sich die zum deutlichen Betonen gehörige Zeit raubt, oder darin, dass der Redner am Ende des Satzes, oder Vordersatzes die Stimme zu sehr herabfallen lässt, wie es besonders dann geschieht, wenn er durch den Vortrag einer für seinen Athem zu langen Periode, oder überhaupt durch allzugrosse Anstrengung, die Kraft seiner Stimme erschöpft hatte. Auf der andern Seite entsteht freilich eine gedehnte, schleppende, singende, einförmige Deklamation, wo der Ton der Stimme auf jeder einzelnen Sylbe

länger verweilt, als die Bedeutsamkeit derselben oder die Verständlichkeit überhaupt erfordert, und, wo einzelne Buchstaben zu scharf artikulirt werden. Eine hellklingende, metallreiche Stimme (der dumpfen, hölzernen entgegengesetzt) ist zunächst Geschenk der Natur — aber auch von der Kultur im hohen Grade abhängig. Und, je wichtiger diese Gabe für die Verständlichkeit des Vortrags ist, da die stärkste Stimme, wenn sie dumpf, rauh, heiser ist, weniger durchdringt, als eine schwächere, aber rein klingende; desto mehr hat der künftige Redner darauf zu achten, dass er diejenigen diätetischen Fehler vermeide, die seine Stimme verderben, und durch frühzeitige, unter zweckmässiger Leitung stehende Uebungen im lauten Sprechen und Singen die natürliche Anlage entwickele und vervollkomme. Diese Uebungen lehren ihn zwei Extreme vermeiden, von denen das eine, wie das andere der hellklingenden Reinheit des Tons, und dadurch der Verständlichkeit der Deklamation hinderlich wird. Der natürliche Ton wird zum Theil durch die Kehle gebildet, und man nennt dies die Bruststimme. Wenn aber der Sprechende den Mund nicht weit genug öffnet, und die Zunge bei dem Sprechen wölbt, anstatt sie flach zu legen, so wird der Ton im Halse aufgehalten, und der Schall, anstatt den geraden Weg zu nehmen, hauptsächlich nach der Wölbung des Mundes getrieben. Daraus entsteht das unangenehme hohle und dumpfe Sprechen, dem auch gewöhnlich (wenn die Stimme des Redners nicht eine besondere natürliche Kraft und Stärke besitzt) die nöthige Klarheit mangelt. Zum deutlichen Hervorbringen der Töne gehört aber auch ein gewisses leichtes und ungehinder- tes Durchströmen der Luft durch die Nase, die mit den Stimmwerkzeugen genau zusammenhängt; und man pflegt dies Kopfstimme zu nennen. Wenn jedoch dieses Mitwirken der Nase bei andern Buchstaben merklich wird, als bei den Konsonanten *m* und *n* (die freilich anders nicht rein hervorgebracht werden

können), oder wenn überhaupt jenes Durchströmen der Luft zu reichlich geschieht, so entsteht die unangenehme und unverständliche Nasenstimme. Das reine und hellklingende Sprechen setzt also eine solche Uebung und Gewöhnung der körperlichen Organe voraus, wodurch Bruststimme und Kopfstimme in das richtige Verhältniss zu einander gesetzt werde. Die Anforderungen, welche man an die Stärke des Tons macht, sind immer relativ, und beruhen auf dem allgemeinen Maassstabe, dass der Redner in demjenigen Raum, der eben jetzt ausgefüllt werden soll, ohne merkliche Anstrengung der sinnlichen Aufmerksamkeit der Zuhörer überall vernommen werde. Dem geistlichen Redner wird allerdings die Lösung dieser Aufgabe, durch den grossen Umfang mancher Kirchengebäude, noch öfterer dadurch, dass sie nicht nach den Regeln der Akustik gebaut sind, vielfältig erschwert. Denn auf der einen Seite ist nicht jedem Individuum dieselbe physische Kraft zu einer so starken und ausdauernden Erhebung der Stimme, als dieser und jener Raum verlangt, gegeben; und auf der andern Seite verliert die Deklamation auch bei demjenigen, dem jene Kraft zur Ausdauer verliehen ist, nur allzuleicht etwas von ihrem Wohlklange und Ausdrücke, durch die fortwährende gleich starke Erhebung der Stimme, und doch muss dem Redner vor allem daran gelegen seyn, dass man ihn überall deutlich vernehme. Eine vollkommene Beseitigung dieser äusseren Hindernisse liegt nicht immer in des Redners Gewalt. Aber viel vermag doch auch hier die rechte Methode, theils in der Stellung — da es in den meisten Kirchen, nach allgemein bekannter Erfahrung, gewisse Stellen giebt, nach welchen der Prediger den Ton seiner Stimme zunächst hinzu lenken hat, um am leichtesten verstanden zu werden — theils in dem Gebrauch der Stimme. Denn, weise Sparsamkeit, und eine gewisse Gradation ist und bleibt für jeden öffentlichen Redner, er spreche im grösseren oder kleineren Raume, eine höchst wichtige Maassregel.

Jemehr man sich daran gewöhnt, niemals mit dem stärksten Tone, dessen die Stimme fähig ist, anzufangen, sondern verhältnissmässig zu steigen, die verschiedenen Grade der Stärke des Tons in der einzelnen Periode, wie in der ganzen Rede, so zu vertheilen, wie es der Natur der Sache überall entspricht, die Abwechslungen der Tonfälle zu beachten und die grammatischen, schon in physischer Hinsicht nothwendigen Pausen nicht durch ein allzuhastiges Reden zu überspringen; desto leichter behauptet man die ausdauernde Kraft der Stimme. Dabei beruht aber auch sehr viel auf dem richtigen Treffen und Festhalten derjenigen Höhe oder Tiefe des Tons, welche der Subjektivität des Redenden angemessen ist. Um theils diese Höhe und Tiefe richtig auszumitteln, theils den Gebrauch der Stimme in seine Gewalt zu bekommen, damit sie fähig werde, dem verschiedenen Charakter der darzustellenden Vorstellungen und Gefühle gemäss in so weit mit den Tönen zu wechseln, als es der natürliche Umfang der Stimme erlaubt — dazu soll besonders die sogenannte deklamatorische Tonleiter (*scala*) dienen. Sie unterscheidet als fünf besondere, verschiedene Zustände des Gemüths durch ihren Klang bezeichnende Haupttöne die fünf Hauptvokale nebst den Zwischenvokalen, von dem tiefsten an bis zu dem höchsten hinauf: U (ü), O (ö), E (é), A (ä), I. Es spreche jemand im Diskant, oder im Tenor, oder im Bass — immer werden sich diese Töne merklich unterscheiden; die grössere oder geringere Höhe oder Tiefe, mit welcher jeder Einzelne diese Haupttöne hervorbringt, hängt von der natürlichen Organisation seiner Stimme ab. Jedem Haupttone sind aber auch fünf Nebentöne untergeordnet, die sich zu jenem, wie die einzelnen Töne in der Musik zu einem ganzen Akkorde und zu der besondern Tonart verhalten. Sie haben den wichtigen Zweck, dass, während im ganzen Vortrage ein Hauptton der herrschende bleibt (wie es die Einheit der Form, und der bestimmte Charakter

des Ganzen verlangt), doch auch die Stimme in einzelnen Stellen und Worten andern Haupttönen durch Aufschwingungen oder Herabschwingungen sich annähern könne, damit die Abwechslung entstehe, welche sowohl zur Ausdauer der Kraft des Redenden nöthig ist, als von der Mannichfaltigkeit der ausdrückenden Vorstellungen und Gefühle unzertrennlich. Das gegenseitige Verhältniss dieser Nebentöne lässt sich ebenfalls am richtigsten durch jene Gradation der Hauptvokale bezeichnen. So gestattet z. B. der Haupt- oder Grundton A die verschiedenen Modifikationen der Tiefe und Höhe: u, o, e, a, i, die jedoch sämmtlich den allgemeinen Charakter jenes Grundtons auch in diesen verschiedenen Biegungen der Stimme behaupten, so dass der zum Hauptton A gehörige Nebenton u doch weit höher ist, als der Grundton U, und der Nebenton i im A weit tiefer, als der Hauptton I. Für jede menschliche Stimme giebt es nun eine mittlere Höhe. Man erkennt sie an der Art und Weise, wie der Redende die Vokale E und A laut im Zustande der Ruhe ausspricht, d. h. da, wo er weder von einem lebhaften Affekte ergriffen ist, noch die Stimme wegen der räumlichen Entfernung dessen, von dem er deutlich vernommen werden will, mit ganz besonderer Kraft erheben muss, noch im Zustande der Erschöpfung und Abspannung redet. Dieser Ton der Mittelstimme steht durch seine Nebentöne, und durch andere sehr mannichfaltige nicht zu berechnende Beugungen und Abstufungen der Stimme mit den übrigen Haupttönen und ihren Nebentönen zum Theil in näherem, zum Theil in entfernterem Zusammenhange. Wenn der Redner seinen Vortrag beginnt (und, in der Regel, selbst zu Anfange jedes Satzes), soll man von diesem Tone ausgehen, und weder zu hoch, noch zu tief anfangen, weil die Stimme, bei einer gewissen dem Redner natürlichen und in dem Wechsel der Rede gegründeten Steigerung, im ersten Falle leicht in kreischende Töne übergeht, im zweiten Falle eben so leicht in einen

dumpfen, hohlklingenden Ton herabfällt. Aber auch die mannichfaltigen und nothwendigen Abweichungen von dem Ton der Mittelstimme, zu denen man veranlasst wird, bald, um einen bedeutenden Raum gehörig auszufüllen, bald, um dem lebhaften Gefühle seinen angemessenen Ausdruck zu geben, dürfen gewisse, nach der Individualität eines jeden bestimmbare Grenzen nicht überschreiten, wenn man die Kraft der Stimme gehörig behaupten, überall verständlich reden, und die eben bemerkten Fehler des kreischenden, oder hohlklingenden Tons durchaus vermeiden will. Darum sey der künftige Redner frühzeitig darauf bedacht, die mittlere Höhe seiner Stimme richtig auszuforschen, damit er diejenige Anwendung von der deklamatorischen Tonleiter machen könne, die seiner körperlichen Individualität entspricht*).

Aus dem zweiten im ersten Abschnitt ausgesprochenen Grundsatz: „der äussere Vortrag hat alles zu vermeiden und zu entfernen, was den Zuhörer abstossen, und seine Aufmerksamkeit hindern würde, und alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, wodurch der Zuhörer für die Person des Redners gewonnen, und seine lebendige Theilnahme an der Handlung der Rede unterhalten wird“ ergiebt sich ferner die Recht-mässigkeit der Anforderung, dass die Deklamation auch Wohlklang und subjektive Natürlichkeit besitzen müsse. Die Eigenschaft des Wohlklanges umfasst a) die Vermeidung der dem Gehör anstössigen Fehler in der Aussprache einzelner Buchstaben, oder in dem ganzen Tone überhaupt, b) eine reine und helle, klingende Stimme, c) einen fliessenden und festen (sicheren) Vortrag, d) eine gewisse mit Harmonie des Gan-

*) Ein tieferes Eindringen in die Lehre von der deklamatorischen Tonleiter setzt Kenntniss der Musik voraus, und wird überhaupt durch den anschaulichen, mündlichen, mit Uebung verknüpften Unterricht weit vollkommener bewirkt, als durch den schriftlichen. S. Kerndörfer Anleitung zur gründlichen Bildung des guten deklamatorischen Vortrags S. 132 ff.

zen verknüpfte Mannichfaltigkeit. So wie das unrichtige Aussprechen einzelner Buchstaben, und das Fehlerhafte des ganzen Ausdruckes überhaupt, mit der oben bemerkten Korrektheit und Verständlichkeit der Deklamation streitet; so macht es auch gewöhnlich den Vortrag, mehr oder weniger, übelklingend und widrig, besonders das Schnarren, oder zu harte Aussprechen, oder mit einer allzustark zitternden Bewegung der Zunge geschehene Hervorbringen des *r*, das allzuscharfe (gleichsam sausende) oder widrig lispelnde Aussprechen des *s*, das Lallen bei dem *l*, das Reden durch die Nase oder Zähne, die allzugrosse Ausdehnung der Lippen in die Breite, woraus die Breite der Töne, und eine schwerfällige Unbehüllichkeit entsteht. Der Redner erscheint bei diesen Unvollkommenheiten der Deklamation, welche ihren Grund in einer falschen Anwendung der Sprachwerkzeuge, und in der Verwöhnung haben, nicht in demjenigen Lichte, in dem er den Zuhörern erscheinen soll; denn sie verrathen entweder Mangel an Einsicht und Geschmack, oder einen Mangel derjenigen Aufmerksamkeit und Sorgfalt, die man mit Recht von dem öffentlichen Redner erwartet. Ueber den Werth einer reinen, hellen, klingenden Stimme ist im Vorhergehenden, in Beziehung auf die Deutlichkeit des Vortrags, gesprochen worden. Sehr widrig tönend und die Aufmerksamkeit des Zuhörers im hohen Grade störend ist der, dem fliessenden entgegengesetzte stotternde oder stockende Vortrag, der unnöthige Pausen macht, oder das eben Gesprochene ohne hinreichenden Grund wiederholt, es geschehe aus fehlerhafter Verwöhnung, oder aus Aengstlichkeit und Verlegenheit. Festigkeit und Sicherheit besitzt dagegen der Vortrag, wenn der Ton keine Verlegenheit des Redners durch Schwanken, Beben, Zittern der Stimme ausdrückt. Diese störenden Unvollkommenheiten werden um so sicherer vermieden, je sorgfältiger der ausgearbeitete Vortrag dem Gedächtnisse an-

vertraut wird (schon das innere Bewusstseyn, diese Pflicht erfüllt, oder wenigstens, wo ein wörtliches Memoriren nicht möglich war, doch alles dasjenige redlich gethan zu haben, was in diesen Umständen zur Vorbereitung geschehen konnte, giebt dem Redner eine gewisse Zuversicht, die sich auch in dem äusseren Vortrag ausspricht), und — je mehr man frühzeitig daran arbeitet, eine gewisse in der Verschiedenheit des Temperaments gegründete Schüchternheit allmählig zu überwinden. Doch dies allein vermag die Deklamation noch nicht zu einer vollkommenen wohlklingenden zu machen, wenn nicht die Harmonie im Mannichfaltigen hinzukommt, auf welcher überall die Schönheit der Form beruht. Der natürliche Sinn der Zuhörer für das Angemessene und Schöne will auch durch die Modulation befriedigt seyn, d. h. durch eine solche Anwendung der Stimme, die nicht nur reine, helle, wohlklingende Töne hervorbringt, sondern auch die Gewandheit und Biegsamkeit besitzt, welche das Mannichfaltige der Töne schnell, und ohne Anstoss zu einer gefälligen Einheit verbindet. Diese Mannichfaltigkeit zeigt sich in der Abwechslung mit den Tonarten, mit der Stärke und Schwäche, mit der Höhe und Tiefe, mit der Geschwindigkeit und Langsamkeit des Sprechens; jedoch so, dass eine gewisse Tonart, so wie ein gewisser Grad der Stärke der Stimme, der Höhe oder Tiefe, der Geschwindigkeit oder Langsamkeit, im Ganzen des Vortrags als der herrschende erscheint. Denn die Verschiedenheit der Vorstellungen und Gefühlszustände, welche in einer und derselben Rede hervortreten, legt es dem mit wahrer Theilnahme sprechenden Redner nahe genug, dass er auch nicht ganz in demselben Charakter des Tons bleibe, wo jene Vorstellungen und Gefühlszustände einen ganz andern Charakter, als die unmittelbar vorhergegangenen, behaupten (wo er z. B. von anschaulicher und warnender Darstellung der traurigen Folgen eines Lasters zu einer lebendigen Schilderung der be-

seligenden Wirkungen der entgegengesetzten Tugend übergeht). Wie dieser Wechsel mit den Tonarten, der auf der einen Seite zur Angemessenheit der Deklamation gehört, und auf der andern den Wohlklang fördert, geschehen könne, ohne dass sich der Redner von dem natürlichen Ton seiner Mittelstimme zu weit entfernt, und, ohne dass schneidender Kontrast durch plötzliches Uebergehen in eine solche Tonart entsteht, die von der vorhergegangenen zu weit entfernt liegt, dies vermag die deklamatorische Tonleiter an den oben erwähnten fünf Haupttönen und ihren Nebentönen anschaulich nachzuweisen. Es ist ferner Thatsache der Erfahrung, dass sich der Redner, der vom Anfange bis zum Ende des Vortrags denselben Grad der Stärke des Tons, oder dasselbe (raschere oder langsamere) Tempo unausgesetzt behauptet, eines sehr wirksamen Mittels beraubt, die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf gewisse Vorstellungen und Sätze durch einen höheren Grad der Stärke des Tons, oder durch ein verändertes Tempo vorzüglich hinzulenken. Aber, dieses fortwährende Einerlei ist auch dem Gehör noch lästiger, als jene Einförmigkeit der Tonart, und nichts pflegt die Aufmerksamkeit des Zuhörers überhaupt leichter und schneller abzuspannen, und den Eindruck des ganzen Vortrags zu hindern *). Eben so wenig kann es eine wohlklingende Deklamation geben ohne jenen Wechsel der Tonfälle, den wir im Vorhergehenden als ein nothwendiges Erforderniss der Korrektheit betrachteten. Wenn es dem Vortrage in irgend einer, oder in jeder der genannten Beziehungen an Mannichfaltigkeit fehlt, so nennt man ihn eintönig. Eben dieser Tadel trifft

*) Jenes ist Monotonie, dieses Isotonie, und allerdings sind beide in ihrer Wirkung gleich, nämlich darin, dass sie die Seelen der Zuhörer abspannen und ermüden, ja einschläfern. Aber die Behauptung, dass die Isotonie dem Gehör lästiger sei, als die Monotonie, ist falsch und wird durch die Erfahrung, dass jene sehr häufig, diese sehr selten ist, nur scheinbar mittels gleicher Wirkungslosigkeit des isotonen und monotonen Predigtvortrags bestätigt. (K.)

aber den Vortrag auch da, wo ein solcher Wechsel der Töne hervortritt, der selbst einförmig wird, und taktmässig geschieht, d. h. wo man sich an eine gewisse, von der Natur der darzustellenden Vorstellungen und auszudrückenden Gefühle unabhängige Ordnung sklavisch bindet, in welcher man verschiedene Tonarten und verschiedene Grade der Stärke, der Höhe oder Tiefe, der Geschwindigkeit oder Langsamkeit auf einander folgen lässt. Sehr häufig bemerkt man geistliche Redner, bei denen die Stimme regelmässig, vom Anfange jedes Satzes an, in denselben Abstufungen, mit jedem fortschreitenden Gliede aufwärts steigt, bis sie am Ende, bei dem letzten Gliede, oder erst bei dem letzten Worte, plötzlich in einen tiefern Ton herabfällt, unbekümmert, ob diese gleichmässige Art der Abstufungen in jeder Periode dem Gegenstande angemessen sey, und den Gefühlen, die sich rein und vollkommen aussprechen wollen. Es entsteht daraus der widrige singende Ton*), den der Redner, wenn er die wahre Natur des Gesanges, und seinen Unterschied von der Deklamation recht begriffen, und immer die nöthige Aufmerksamkeit auf sich selbst (auf die Harmonie des äusseren Vortrags mit seinem Innern) gehabt hätte, gewiss vermeiden würde. Es ist freilich nicht zu leugnen, dass eine Reihe einförmig gebauter Sätze und Perioden überaus leicht zur monotonischen Deklamation verleitet. Und darum betrachten wir den im dritten Abschnitte der Theorie des Styls (wo von dem stylistischen Wohlklange die Rede war) bemerkten Wechsel

*) S. *Quinctil. institt. oratt. l. 11. c. 3. §. 57. Sed quodcunque ex his vitium magis tulerim, quam, quo nunc maxime laboratur in causis omnibus scholisque, cantandi: quod inutilius sit, an foedius nescio.* Vgl. auch §. 13. §. 23. l. 11. c. 1. §. 56. l. 12. c. 8. §. 3. Sehr richtig bemerkt Grotefend in der schon öfters angeführten Schrift S. 233. „Im Gesange, auch dann, wenn er Recitative vorträgt, werden „die Töne gehalten, in der Deklamation aber nur angestossen; im ersten „hat jeder Ton ein genau bestimmtes Zeitmaass, in der letzteren „weniger bestimmt; der Gesang steigt und fällt in ganz reinen musikalischen Intervallen, in der Deklamation sind diese Intervalle nicht so „rein.“

im Bau der Sätze und Perioden als eine Vollkommenheit der Form, die besonders im mündlichen Vortrage (durch ihren Einfluss auf die Deklamation) ihre Wichtigkeit bewährt. Aber auch da, wo einmal in diesem oder jenem Abschnitte der Rede eine gewisse (relative) Einförmigkeit der Sätze in der Natur der Sache liegt, erwarten wir doch von dem mit wahrer Theilnahme sprechenden Redner irgend etwas von einem freien Wechsel des Tons (indem doch kein einzelner Satz dem andern ganz und vollkommen gleicht). So wenig indessen dieses Isotonische die Aufmerksamkeit gewinnen und fesseln kann; eben so störend ist das entgegengesetzte Extrem, ein unaufhörlicher Wechsel ohne alle Einheit des Charakters, oder ein allzuauffallender und schneidender Kontrast, zumal in solchen Abschnitten und Sätzen, die unmittelbar auf einander folgen. Der äussere Sinn der Zuhörer, der auch in denjenigen Eindrücken, welche den Menschen zunächst als Sinnenwesen berühren, Harmonie im Mannichfaltigen sucht, wird dadurch abgestossen; und dem denkenden Verstande kündigt eine Deklamation, welche in dieser Hinsicht fehlerhaft ist, einen Mangel an Einheit in den Bestrebungen des Redners an. Sehr genau hängt mit dem Wohlklange der Deklamation ihre subjektive Natürlichkeit zusammen, die sie dann besitzt, wenn sich der Redner nicht zu auffallende Abweichungen von der oben bemerkten mittleren Höhe seiner Stimme erlaubt, oder überhaupt im öffentlichen Vortrage eine ganz andere Stimme erkünsteln will, als er im gewöhnlichen Leben hat. Denn das Sprechen im gewöhnlichen Umgange mit andern beabsichtigt ja doch im Allgemeinen denselben Zweck, der auch den speciellen Zweck der öffentlichen Rede in sich begreift, gewisse Vorstellungen andern verständlich, und gewisse Ueberzeugungen annehmbar zu machen. Die Deklamation des öffentlichen Redners kann und soll sich daher von dem Vortrage im gewöhnlichen Leben gewiss nicht durch eine ganz andere Modulation der Stimme,

sondern nur, wegen der besondern Beschaffenheit und Wichtigkeit des Endzwecks, wegen der Feierlichkeit des Orts, wegen der Grösse der schweigenden, und diesem einen Sprechenden ihre Aufmerksamkeit widmenden Versammlung, durch einen höheren Grad der Sorgfalt und Genauigkeit, und durch grössere Erhebung der Stimme unterscheiden. Dies bedenken diejenigen Prediger nicht, die an heiliger Stätte einen ganz eigenen, mit ihrer gewöhnlichen Art des Sprechens auffallend kontrastirenden Ton (den sogenannten Kanzelton) annehmen. Sollte es auch der Redner durch Kunst wirklich dahin bringen, dass er durch solche Abweichungen von der natürlichen Stimme das Gehör nicht durch Misstöne beleidigt; so lässt sich doch das Mühsame und Erkünstelte dieser Art der Deklamation nicht verbergen, am allerwenigsten, wenn der Redner vor seinem Publikum nicht als ein Unbekannter auftritt. Alles aber, was Affektation verräth, stört die Aufmerksamkeit des Zuhörers mehr oder weniger, und hindert das volle, unbefangene Zutrauen zu den Gesinnungen und Bestrebungen des Redners. Und solchen Missgriffen sind diejenigen besonders ausgesetzt, welche sich im gewöhnlichen Leben an eine nachlässige, ungebildete, und gemeine Aussprache gewöhnt haben. Treten sie dann, mit einem inneren Bewusstseyn dieser Mängel, aus ihren gewöhnlichen Umgebungen, als öffentlich Redende, in einen solchen Kreis von Menschen, wo sie besorgen müssen, durch ihre fehlerhafte Aussprache Anstoss zu erregen; so wollen sie diesen Mangel an Bildung auf jede nur mögliche Art verbergen. Da ihnen aber die reine und richtige Aussprache im gewöhnlichen Leben fehlt, so kommen sie hier auf ein fremdes Gebiet, auf dem sie sich nicht zurechtfinden, und fallen, bei dem besten Willen, nur allzuleicht in einen gezwungenen, affektirten Ton. Daraus ergiebt sich die dringende Nothwendigkeit, Fehler der Aussprache schon im gewöhnlichen Leben abzulegen.

Die Deklamation soll aber auch, dem dritten im

ersten Abschnitte aufgestellten Grundsätze gemäss, den Antheil, welchen der Redner selbst an den dargestellten Vorstellungen nimmt, so lebendig beurkunden, dass die gewünschte Einheit zwischen den Bestrebungen des Redners und der Zuhörer leicht entsteht. Dies kann nur dadurch geschehen, dass sie 1) den verschiedenen Gemüthszuständen des Redners angemessen ist, 2) die grössere oder geringere Wichtigkeit der Vorstellungen und ihre logischen Verhältnisse bezeichnet, 3) der Natur der zu bezeichnenden Gegenstände entspricht, 4) mit dem bestimmten Zweck einer Rede oder eines einzelnen Abschnitts übereinstimmt.

Da die Rede eine Handlung ist, die sowohl in dem Redner selbst, als zwischen ihm und den Zuhörern vor sich geht, so können wir uns die Gemüthszustände des Redners nicht anders denken, als in einem lebendigen Wechsel begriffen, der sowohl durch sein eigenes Fortschreiten im Meditiren entsteht, indem er sich immer mehr und mehr in seinen Gegenstand hineindenkt und hineinfühlt, theils durch die nothwendige Rücksicht, welche er auf das innere, ebenfalls wechselnde Leben der Zuhörer nimmt. Diesen Charakter der Handlung muss daher auch die Deklamation an sich tragen, damit sich das, was im Gemüthe des Redners geschieht, den Zuhörern vollkommen klar und lebendig darstelle, und gleiche oder ähnliche Veränderungen in ihnen hervorbringe. Auf dieser Angemessenheit der Deklamation zu den verschiedenen Gemüthszuständen des Redners beruht hauptsächlich ihre sogenannte objektive Natürlichkeit, die man freilich auch, in so fern sie sich auf das Innere des redenden Subjekts (so wie die oben bemerkte auf seine äussere Persönlichkeit) bezieht, eine subjektive nennen könnte. Jedoch umfasst dieser Begriff zugleich die Uebereinstimmung der Deklamation mit der Natur der Gegenstände, welche die Objekte der Vorstellungen und Gefühle des Redenden sind *).

*) Die Lehre von der Bezeichnung der Gemüthszustände durch den

Die Mittel, welche die Natur selbst für jenen Ausdruck des wechselnden inneren Lebens durch den Gebrauch der Stimme darbietet, liegen in der oben bemerkten, durch die deklamatorische Tonleiter genauer bestimmten Verschiedenheit der Haupttöne mit ihren Nebentönen, in der grösseren oder geringeren Stärke des Tons, in der Bewegung und Aufeinanderfolge der Töne, in den Empfindungsaccenten und emphatischen Pausen. Denn jeder der fünf Haupttöne der deklamatorischen Tonleiter hat seinen eigenthümlichen Charakter, der durch seine Nebentöne nur verschieden modificirt wird, gemäss der verschiedenen Abstufungen, welche in einem und demselben vorherrschenden Gemüthszustande stattfinden können, und dem natürlichen Umfange, der die Stimme des Redenden besitzt; und diesen Charakter theilt er dem Vortrage, oder dem Abschnitte mit, wo er als herrschender Ton erscheint. So bezeichnet *U* — die Abspannung, Traurigkeit, Schwermuth, bange Ahndung, *O* — das Feierliche und Erhabene (Gebeton), *E* — die Ruhe des Gemüths, *A* — die Heiterkeit, Freude, Lebendigkeit, *I* — die Heftigkeit des Affekts. Und so wie der grammatische Accent, dessen Bedeutsamkeit oben betrachtet wurde, dasjenige auszeichnet, was zunächst für den Verstand ausgezeichnet werden muss; so sind die Empfindungsaccente, die sich immer nach den verschiedenen Tonarten richten, für das Gefühl bestimmt. Sie bestehen darin, dass man auf einem mit lebhaftem Gefühl gesprochenen Worte etwas länger, als gewöhnlich, mit dem Tone verweilt; bisweilen auch, wenn es die Natur der Empfindung so mit sich bringt, eine gemässigte Herabschwingung und eine Haltung des Tons in der Tiefe damit verbindet. Wenn z. B. der geistliche Redner voll Empfindung die Worte ausspricht: „zu welcher Seligkeit und „Würde, o Gott, hast du auch mich erhoben; ich

Wechsel der Stimme nennt man auch die subjektive Semiotik der Deklamation.

„kann — ich darf dich Vater der Menschen, auch „meinen Vater nennen;“ so wird er nicht blos jenes: „Vater der Menschen,“ und das folgende: „meinen Vater,“ durch verstärkten Ton heben, wie es der grammatische Accent verlangt, sondern auch über dem ersten, und noch mehr über dem zweiten mit einem gehaltenen, und gleichsam schleifenden Tone hinschweben. Sehr ähnlich in ihrer Wirksamkeit ist die emphatische Pause. Wenn die grammatische, oben betrachtete, durch die Beschaffenheit und das innere Verhältniss der Redetheile bestimmt wird, und den Zweck der Verständlichkeit hat; so ist dagegen diese an die Empfindung gebunden. Die Aufmerksamkeit des Zuhörers wird dadurch veranlasst, entweder bei dem, was der Pause voranging, nachdenkend zu verweilen (hauptsächlich bei Fragen und Ausrufungen), oder auch das unmittelbar Folgende besonders in das Auge zu fassen. Die kürzere oder längere Dauer der emphatischen Pause wird durch die grössere oder geringere Stärke des Gefühls bestimmt, welches die Wichtigkeit einer Vorstellung im Innern des Redners begleitet, so wie durch den grösseren oder geringeren Kontrast der Vorstellungen und Gefühle, welche bei plötzlichen Abbrechungen der Rede mit einander wechseln. Alle diese Mittel stehen der Deklamation zu Gebote, um die mannichfaltigsten Gemüthszustände zu bezeichnen, eben sowohl die vorherrschende Ruhe, als die höchste Spannung und lebendigste Thätigkeit der geistigen Kräfte, sowohl das Nachdenken, Zweifeln, Prüfen, und die Festigkeit einer Ueberzeugung, als die verschiedensten Gefühle, Affekten, Bestrebungen, und die Bestimmung des Willens im festen Entschlusse *).

*) S. Cicero de orat. l. 3. c. 57. *Omnis enim motus animi suum quendam a natura habet vultum, et sonum, et gestum, totumque corpus hominis, et eius omnis vultus, omnesque voces, ut nervi in fidibus, ita sonant, ut a motu animi quoque sunt pulsae. Nam voces, ut chordae, sunt intentae, quae ad quemque tactum respondeant; acuta, gravis, cita, tarda, magna, parva; quas tamen inter omnes est suo quaeque in genere mediocris.*

Obgleich die Rede eine innere fortgehende, lebendige Handlung ist, so giebt es doch vorübergehende Zustände der Ruhe, d. h. solche, wo die geistigen Kräfte zwar keineswegs unwirksam sind, aber doch ihre Thätigkeit dem inneren Sinne nicht auffallend und bemerkbar ankündigen, z. B. wo man einen Nebengedanken einwebt oder andeutet, der etwas zur Erläuterung des eben Gesagten beiträgt, oder, wo man sich den Uebergang von einem Punkte zum andern bahnt. Diesem Ausdrücke der inneren Ruhe nähert sich der mündliche Vortrag auch da, wo die geistige Thätigkeit des Redners ein abstraktes Denken ist, wo z. B. der wesentliche Inhalt eines allgemeinen Begriffs dem Erkenntnissvermögen auseinandergelegt, oder eine Eintheilung angekündigt, oder ein aus irgend einer allgemeinen Vernunftwahrheit abgeleiteter Beweis aufgestellt wird. Der Vortrag derjenigen Stellen, die einen Einwurf oder Zweifel enthalten, den der Redner selbst aufstellt und dann beantwortet, unterscheidet sich von der Deklamation anderer Stellen hauptsächlich durch eine etwas schwächere Stimme und höhere steigende Töne, die ohnedem jeder Frage sehr natürlich sind. Bei dem bestimmten und entschiedenen Ausdruck der festen Ueberzeugung hingegen wird auch die Stimme stärker, etwas tiefer als dort, und zeigt in ihren Tönen und in der Aufeinanderfolge derselben Lebendigkeit, Festigkeit, Bestimmtheit. Eben so unverkennbar ist der Einfluss aller Gefühlszustände, aller Affekten und Bestrebungen auf den Charakter der Deklamation. So hat die Bewunderung des Grossen und Erhabenen, und die Ehrfurcht, welche aus lebhafter Vergegenwärtigung der Gottheit in ihrer Grösse und Majestät, oder des göttlichen Stifters unserer Religion entspringt, ihren eigenen Ton. Die Sprachorgane erweitern sich unwillkürlich, so wie sich das ganze Gemüth gleichsam erweitert, um den grossen Gegenstand zu umfassen, und langsam feierlich wird der Gang der Deklamation, so wie das Gemüth,

von jenen grossen Ansichten ganz erfüllt, gleichsam überwältigt, langsamer als sonst von einer Vorstellung zur andern fortschreitet. Der Hauptton ist *O*, oder, wenn die übrigen Theile dieses Vortrags einen andern herrschenden Grundton fordern, der von jenem zu fern liegt, den Nebenton desselben *O*. Der Wechsel der Tonarten ist nicht bedeutend; öfters aber treten emphatische Pausen und Empfindungsaccente hervor. Sehr ähnlich ist der Ausdruck des lebhaften Gefühls der inneren Würde — mehr langsame als rasche Bewegung, starke Erhebung der Stimme, Grundton *O*, oder *o*, mit Annäherungen an *A*, emphatische Pausen und Accente. Wo aber das entgegengesetzte Gefühl der Schwäche, Beschränktheit, Unvollkommenheit vorherrscht, da tritt der Hauptton *U*, oder der Nebenton eines andern Grundtons *u* hervor, man bemerkt weder Auszeichnungen der Stimme durch Stärke und Festigkeit, noch besondere Abwechslung, eine langsam fortschreitende (nicht aber feierliche) Bewegung, bisweilen emphatische Pausen. Der Freude, die alle Gemüthskräfte in eine mehr als gewöhnliche Thätigkeit setzt, ist es am natürlichsten, sich durch den höchsten Grad des Wohllauts auszudrücken, dessen die Stimme fähig ist, durch den Hauptton *A*, oder den Nebenton eines andern Grundtons *a*, mit Annäherungen zum *I*, durch rasche Bewegung, häufige Empfindungsaccente (bisweilen emphatische Pausen), Stärke des Tons, und öfteren Wechsel; während dagegen die Traurigkeit den Grundton *U*, oder den Nebenton eines andern Grundtons *u* annimmt, langsamer in der Bewegung fortschreitet, in einer schwächeren, weniger festen, gedämpften Stimme spricht, und sich der emphatischen Pausen öfterer bedient, so wie sich die beklommene Brust eines trauernden Menschen selbst zuweilen durch Athemzüge erleichtert. Die natürlichen Zeichen der Sehnsucht, des innigen Wunsches sind, der Grundton *A*, oder der Nebenton eines andern vorherrschenden Grundtons *a*, häufige Annäherung zum *O*,

langsame Bewegung der Töne, laute Erhebung der Stimme, emphatische Pausen, stark hervortretende Empfindungsaccente, welche oft etwas Bittendes ausdrücken. Zeichen des Unwillens und Verdrusses (solche Affekten, welche die körperlichen Organe zusammenziehen, und die Seele bestimmen, von dem Gegenstande des Unwillens möglichst bald hinwegzukommen): Grundton *U*, oder Nebenton eines andern Grundtons *u*, öftere Annäherung an *I*, eine schnell abstossende, hinwegeilende Bewegung der Töne, keine ausgezeichnete Stärke der Stimme, häufige emphatische Accente. Zeichen der heftigen Verabscheuung: Grundton *I*, oder Nebenton eines andern Grundtons *i*, öftere Annäherung an *U*, noch schnellere Bewegung, laute Erhebung der Stimme, viel emphatische Pausen und Accente. Zeichen der festen Entschlossenheit des Willens: Grundton *A*, oder *a*, nicht selten Annäherungen an *I*, eine noch grössere Festigkeit und Stärke der Stimme, als in denjenigen Stellen, wo sich die feste Ueberzeugung des Verstandes ausdrückt, eine noch raschere Bewegung, häufige und sehr merklich hervortretende emphatische Accente. Wenn der Redner alles, was er spricht, mit wahrer und voller Theilnahme des Gemüths vorträgt, seiner Stimme durch Uebung die nöthige Ausbildung und Empfänglichkeit für jede Modulation der Töne erwirbt, und durch das Studium der Theorie gelernt hat, seine eigenen Gemüthszustände und ihren Zusammenhang mit der grösseren Darstellung sich selbst zum klaren Bewusstseyn zu bringen; so entsteht allmählig die gewünschte Fertigkeit, jeden Gemüthszustand auf die natürlichste Art zu bezeichnen, ohne dass er bei jeder einzelnen Stelle mit einer Aengstlichkeit, welche die Deklamation in ein geschraubtes und gekünsteltes Wesen verwandeln würde, erst darauf sinnen müsste, seinem Ton die rechte regelmässige Form zu geben. Sehr richtig empfiehlt man dem, der sich zum Redner bilden will, die Menschen zu beobachten, wie sie im gewöhnlichen

Leben bei veränderten Gemüthszuständen mit dem Ton ihrer Stimme wechseln. Es giebt gewiss kein besseres Mittel, um sich an eine natürliche und ungewungene Deklamation zu gewöhnen. Nur darf dabei der eben so wichtige Umstand nie aus dem Auge gelassen werden, dass der Ausdruck der Gefühle und Affekten in der öffentlichen Rede, hauptsächlich im Kanzelvortrage, gemildeter und veredelter seyn müsse, als er nicht selten im gemeinen Leben erscheint; so wie überhaupt nicht die rohe und gemeine, sondern eine veredelte Natur in die Sphäre der Kunstprodukte eintritt. Eine unbedingte Nachahmung der Töne, die wir im täglichen Umgange mit andern als Bezeichnung ihrer Gemüthszustände häufig wahrnehmen (wie z. B. die zitternde Stimme der Furcht, die weinerliche der Traurigkeit, die schneidende und kreischende des heftigsten Unwillens), kann weder der allgemeinen Verständlichkeit, noch dem Wohlklange, noch der Feierlichkeit und Würde eines öffentlichen Vortrags Genüge leisten.

Wie der Wechsel der Gemüthszustände, eben so kommt auch die grössere oder geringere Wichtigkeit einzelner Vorstellungen und die Verschiedenheit ihrer logischen Verhältnisse bei der Deklamation in Betrachtung, damit sie den Antheil, den der Redner selbst an den dargestellten Vorstellungen nimmt, klar und lebendig bezeuge. Und hier verlangt der rechte Gebrauch des Redeaccents und die Abwechslung im Zeitmaasse die ganze Aufmerksamkeit des Sprechenden. Während der grammatische Accent den Wörtern, als einzelnen Redetheilen für sich betrachtet, die nöthige Deutlichkeit und Bestimmtheit giebt, und der Empfindungsaccent einzelne Momente des lebhaften Gefühls mit besonderer Anschaulichkeit hervortreten lässt; beachtet der Redeaccent (der oratorische) die verschiedenen Verhältnisse, in welchen die Vorstellungen, deren Zeichen die Worte sind, unter einander, als Theile

eines ganzen Satzes, stehen, und ihren Zusammenhang. Er besteht, nach Maassgabe der verschiedenen Verhältnisse und Umstände, unter denen er angewendet wird, in einem Steigen und Fallen der Stimme, in der grösseren Stärke des Tons, in der längeren Dauer desselben (melodischer, intensiver, protensiver Accent). Die allgemeine Regel seines Gebrauchs ist die Auszeichnung derjenigen Worte, auf welchen die Deutlichkeit und Vollständigkeit des ganzen Satzes zunächst und vorzüglich beruht. Daher liegt der Redeaccent hauptsächlich auf den Subjekten eines Satzes, und auf den unmittelbar und genau mit ihm verknüpften Prädikaten, es möge nun das Subjekt in der grammatischen Form des Substantivs, oder als substantivisch gebrauchtes Adjektiv, oder als Zeitwort erscheinen, und das Prädikat ebenfalls ein Substantiv, oder ein Adjektiv, oder ein Zeitwort seyn, z. B.: „wahre Bescheidenheit ist die Krone der menschlichen Verdienste“ oder: „das Unsichtbare und Ewige ist für jeden religiösen Menschen das Höchste, was seine Gedanken und Empfindungen umfassen“ oder: „auch dem Feinde helfen in der Noth — erhebt uns zu dem himmlischen Sinne Christi.“ Doch wird nicht selten der Prädikatsbegriff mehr noch, als das Subjekt, durch den oratorischen Accent hervorgehoben, wo eine Eigenschaft, eine Beschaffenheit, die Hauptvorstellung des Satzes ausmacht, z. B.: „wer das Furchtbare überwindet, ist gross; wer es, selbst unterliegend, nicht fürchtet, ist erhaben.“ Der Ton der Stimme verweilt hier auf den Gegensätzen des Prädikats: gross, erhaben, mit noch grösserem Nachdruck, als auf den Gegensätzen des Subjekts: überwindet, und: selbst unterliegend nicht fürchtet. Oder (wo das Prädikat in Zeitwörtern besteht): „die himmlische Lehre des Evangeliums will nicht zur Tugend zwingen, sondern das freie sittliche Geschöpf für die Tugend begeistern.“ Es können aber auch Pronomina, Präpositionen, Ad-

verhien, Konjunktionen, Partikeln, welche zur nähern Bestimmung des Subjekts, oder des Prädikats, oder beider Vorstellungen gehören, so wesentlich für den richtigen und vollständigen Sinn des Satzes seyn, dass diese vor allen andern den Redeaccent verlangen, z. B.: „derjenige Mensch gehört zu den glücklichsten, der von äussern Bedürfnissen am wenigsten abhängt.“ Mit steigendem und verstärktem Tone ruht die Stimme auf: derjenige, fällt stufenweise bei dem unmittelbar Folgenden etwas herab, steigt wieder bei: glücklichsten, jedoch weniger als bei dem ersten Worte des Satzes, kommt dann wieder zu dem vorigen etwas herabgeschwungenen Tone, hebt aber das Adverbium: wenigsten eben so, wie derjenige durch den Accent hervor, und lässt diese Hebung, nur in etwas geringerem Grade, auch auf das letzte: abhängt, übergehen. „Entweder muss dein Denken und Handeln die Tugend ganz umfassen, oder du musst auf das Verdienst wahrer Tugend Verzicht leisten.“ Offenbar sind hier die Worte: „entweder,“ „oder,“ „ganz umfassen,“ „Verzicht“ die dem Sinne nach am meisten hervorzuhhebenden, weniger, aber doch mehr als die übrigen, die Worte: „Tugend,“ und: „wahrer Tugend.“ Es ergiebt sich schon aus den angeführten Beispielen von selbst, dass der oratorische Accent oft mehrere Worte zugleich umfasst, wo der Hauptbegriff (Subjekt, oder Prädikat, oder eine für den Sinn wesentliche nähere Bestimmung desselben) nicht anders, als durch mehrere unmittelbar auf einander folgende Worte ausgesprochen werden kann, z. B.: „wir sind als Christen „von der Finsterniss berufen zum Reiche des „Lichts; von dem thörichten, entehrenden, „unseligen Sklavendienst der Sünde zu der er- „habenen, herrlichen Freiheit wahrer Kinder „Gottes.“ Jenes Heben, Verstärken, Verweilen des Tons, worin der Redeaccent besteht, verbreitet sich in solchen Fällen auf mehrere eng zusammenhängende Worte entweder ganz in demselben Grade, oder (wo

vielleicht eine Gradation der Vorstellungen hervortreten soll) mit einer angemessenen Steigerung. Das Verhältniss, in welchem der oratorische Accent zu dem grammatischen steht, ist von doppelter Art. Sehr häufig fällt er auf dieselben Worte, die schon den grammatischen Accent haben, so dass der letztere durch jenen verstärkt wird, z. B.: „die Sache der Wahrheit ist die heilige Sache Gottes.“ Aber er behauptet auch das Recht, den grammatischen zu verdunkeln, oder gänzlich von seiner Stelle zu verdrängen, wo nämlich statt derjenigen Sylbe, welche den grammatischen Accent haben müsste (wenn man das Wort für sich betrachtet), eine andere Sylbe betont wird, weil der Gedanke, der gerade hier durch die Zusammenstellung der Worte ausgedrückt werden soll, diese Betonung fordert. Wenn wir z. B. sagen: „sowohl die „Ehrsucht als die Habsucht hat schon viele Menschen „zu den ungerechtesten Eingriffen in die Rechte ihrer „Mitbrüder hingerissen,“ so fällt bei diesem Gegensatz sehr natürlich der oratorische Accent auf dieselbe erste Sylbe des Wortes: „Ehrsucht“ die schon in grammatischer Hinsicht, als Stammsylbe, betont werden muss. Sagen wir hingegen: „Ehrliebe soll jeder „Mensch in seinem Innern pflegen und nähren; Ehr- „sucht ist eine verderbliche Leidenschaft,“ so verlangt hier aber so natürlich der Gegensatz der Liebe und der Sucht, dass der oratorische Accent auf die zweite Sylbe des Substantivs falle, und den grammatischen von der ersten verdränge*). Wir unterscheiden übrigens von dem oratorischen Accente im engern Sinne die übrigen, jenem untergeordneten und schwächeren, logischen Accente. Jener gehört den

*) Der Empfindungsaccent, den wir oben besonders betrachteten, findet sich immer nur an solchen Stellen, die auch schon einen Redeaccent haben. Denn, wenn der Redner irgend etwas mit vorzüglich lebhaftem Gefühle ausspricht, so will er auch gewiss die Vorstellung selbst, an welche sich dieses Gefühl knüpft, besonders hervorheben. Der Redeaccent erhält in solchen Stellen durch den hinzukommenden emphatischen eine eigenthümliche Modifikation.

Worten an, welche zunächst und unmittelbar die Hauptvorstellung eines Satzes bezeichnen; diese ruhen auf den übrigen Worten, oder Theilen des Satzes, die jener Hauptvorstellung zur weiteren Ausführung, zur näheren Bestimmung oder Erläuterung dienen. Die Erhebungen und Verstärkungen des Tons sind bei den logischen Accenten geringer, die Pausen kürzer, als bei jenem, nach Maassgabe der näheren oder entfernteren Verbindung, in welcher die dadurch bezeichneten Vorstellungen mit der Hauptvorstellung des Satzes stehen. Zum Beispiel diene folgende Stelle (aus einer Predigt von Tzschirner im Magazin für christliche Prediger 5. B. 1. St. 1827. S. 167.), wo ich den eigentlichen oratorischen Accent durch ein über dem Worte stehendes *a*, und unter den übrigen logischen Accenten die bedeutenderen durch *bb*, die minder bedeutenden durch das einfache *b* bezeichne: „der Hingang des
 „Herrn zum Vater ist der Gegenstand des heutigen
 „Festes, auf den lenkt es unsern Blick, der auf spur-
 „losem Pfade zum Himmel hinaufsteigt, und eingehet
 „zur ewigen Herrlichkeit, und dann nur feiern wir auf
 „würdige Weise das Fest seiner Vollendung, wenn wir
 „sehnsuchtsvoll hinaufschauen, wohin er gegangen ist,
 „den Seinen die Stätte zu bereiten.“ Je deutlicher dem Redner selbst bei jedem einzelnen Satze der Zweck desselben ist, je klarer ihm überall das Wesentliche des Gedankens vorschwebt; desto leichter und richtiger bemerkt er auch schon bei dem Niederschreiben und Memoriren die zweckmässige Vertheilung der Accente, und desto weniger kommt er dann in Gefahr, durch allzugehäufte Accente in eine gedehnte, schlep- pende, singende Deklamation zu gerathen. Wie unge-

mein wichtig aber der rechte Gebrauch des oratorischen Accents für die Deutlichkeit und Bedeutsamkeit des Vortrags sey, lässt sich am anschaulichsten nachweisen, wenn man nur irgend einen kurzen Satz zum Beispiel nimmt, und die sehr verschiedenen Eindrücke beobachtet, mit welchen das Ganze aufgefasst wird, je nachdem die Hauptbetonung auf dieses oder jenes Wort fällt, z. B. der bekannte Ausspruch Jesu: „Du verräthst des Menschensohn mit einem Kuss?“ Kein Fremder, Unbekannter, sondern Du, mein Jünger und Apostel? „Du verräthst des Menschensohn mit einem Kuss?“ So tief, bis zum treulosen Verrathe konntest Du dich erniedrigen? „Du verräthst des Menschensohn mit einem Kuss?“ An mir, dem Gesandten Gottes, dem Erlöser der Menschen, kannst Du Verrath begehen? „Du verräthst des Menschensohn mit einem Kuss?“ Mit einem Zeichen der Freundschaft kannst Du den Freund verrathen? Aber auch das Verhältniss, in welchem ganze Reihen von Wörtern, und einzelne Theile eines Satzes unter einander stehen, wird erst durch die rechte Stellung des oratorischen mit seinen untergeordneten logischen Accenten gehörig klar gemacht. So pflegt man bei denjenigen Worten und Sätzen, die im Verhältnisse der Gradation stehen, den Ton der Stimme allmählig zu verstärken; und die Bewegung der Töne wird bei diesem Fortschreiten und Aufwärtssteigen entweder langsamer (feierlicher), oder rascher, je nachdem der Gemüthszustand des Redenden und die Natur der Sache das eine oder das andere verlangt. Langsamer wird z. B. das Tempo in den gesperrten Worten des folgenden Satzes: „die „Liebe mache uns fähig, im Geiste unseres göttlichen „Meisters für die Wahrheit und Tugend zu wirken, „zu kämpfen, zu dulden, und endlich — zu überwinden, wie Jesus überwunden hat.“ In einem Satze hingegen, wie folgender ist (Reinhard Pred. 1805. Th. II. S. 116. 117.), der nicht ohne Gefühl des moralischen Unwillens über unverträgliche Menschen

ausgesprochen werden kann: „sie werden in jeder Kleinigkeit eine Veranlassung zum Zank und zu beleidigenden Vorwürfen finden; sie werden recht darauf sinnen, immer neuen Stoff zu neuen Zwistigkeiten und Beschuldigungen in Bereitschaft zu haben; sie werden keinen Menschen schonen, und gerade die, welche ihnen die nächsten sind, und die theuersten seyn sollten, am überlegtesten quälen,“ ist es auch gewiss dem Redner am natürlichsten, nicht blos den ganzen Satz etwas schneller, als andere Perioden vorzutragen (deren Inhalt einen Gegenstand betrifft, bei dem man mit Wohlgefallen verweilt), sondern auch bei den gesperrten Worten die Lebhaftigkeit des Tempo verhältnissmässig zu steigern. Wenn ferner irgend ein Satz derjenigen Reihe von Worten, in welchen die Hauptvorstellung enthalten ist, als erklärender und bestimmender Zusatz beigefügt wird, so bezeichnet ein mässig herabgeschwungener Ton, eine schwächere Stimme, eine etwas raschere Bewegung den Unterschied des Nebensatzes von dem Hauptsatze. Nicht selten führt der Redner Worte eines andern an, welche ihm zur Rechtfertigung oder Erläuterung seiner Behauptung dienen, wo z. B. der Prediger auf eine Stelle der heiligen Schrift sich beruft, oder einen Menschen, dessen Denk- und Handlungsweise lebhaft geschildert werden soll, in einem Selbstgespräche darstellt. Auch diesem Wechsel des redenden Subjekts entspricht sehr natürlich ein gewisser Wechsel des Tons; ob aber diese Bezeichnung zunächst durch den intensiven, oder protensiven, oder melodischen Redeaccent geschehe? hängt von dem Gemüthszustande ab, den jene angeführten Worte ausdrücken, und von dem Verhältnisse, in welchem der ganze Satz, der die Worte eines andern enthält, zu dem unmittelbar vorhergehenden steht. Es ist ferner eine bekannte Regel, dass die Stimme bei dem Vordersatze einer Periode allmählig steigt, so wie sie im Nachsatze eben so allmählig wieder herabsinkt. Aber die richtige

Anwendung dieser Regel betrachtet dies nur als allgemeinen Charakter der Betonung in der Protasis und Apodosis; und deutet jenen Grundsatz nicht so irrig, als ob bei jedem einzelnen Worte des Vordersatzes, so wie sie aufeinander folgen (ohne Hinsicht auf die grössere oder geringere Wichtigkeit der Vorstellung), die Erhebung des Tons grösser, als auf dem vorgehenden seyn müsse, und eben so mechanisch im Nachsatze die Stimme bei jedem Worte tiefer, als vorher fallen müsse; sie lässt in beiden Theilen der Periode überall dem oratorischen Accente seine Bedeutsamkeit. Nicht selten unterscheiden sich einzelne Theile einer Periode oder ganze, grammatisch für sich bestehende Sätze durch das logische Verhältniss des Grundes zur Folge; entweder so, dass der Grund vorangeht, das Resultat darauf folgt, z. B.: „da Gott „ein heiliges Wesen ist, dem nur das Gute wohlge- „fällt; so muss er auch ein gerechter Weltregierer seyn, „der das Gute belohnt, das Böse bestraft“ oder in umgekehrter Ordnung, z. B.: „die Weltregierung Gottes „muss eine gerechte seyn, die das Gute belohnt, das „Böse bestraft; denn Gott ist ein heiliges Wesen, dem „nur das Gute wohlgefällt.“ Im ersten Falle charakterisirt eine grössere Festigkeit und Stärke des Tons (Ausdruck der Gewissheit und Sicherheit), und etwas raschere Bewegung der Töne den das Resultat enthaltenden Satz. Im zweiten Fall wird jener Ausdruck der Gewissheit und Sicherheit, weil das Resultat hier voransteht, und der Beweis folgt, dadurch etwas modificirt, dass man zugleich an einem mässigen Steigen der Stimme bemerkbar macht, es sey noch etwas zu erwarten, wodurch die Darstellung des Ganzen in seiner Wahrheit und Gewissheit erst vollendet wird. Sehr natürlich ist auch da eine gewisse Aenderung des Tons, wo ganz verschiedene Vorstellungen in einzelnen Worten oder in ganzen Sätzen ausgedrückt werden. Dies zeigt sich am meisten bei den eigentlichen Gegensätzen, welche so vorgetragen werden, dass

die Stimme bei dem einen Satze oder Begriffe steigt, bei dem entgegengesetzten herabfällt, oder umgekehrt. Wie dieser Wechsel im Einzelnen geschehe? dies beruht dann wieder auf der besondern Beschaffenheit der Vorstellungen und der Gemüthszustände, die sich in jenen Worten oder Sätzen aussprechen, z. B.: „die Sünde lockt euch durch Versprechungen, die ihren verblendeten Diener täuschen, die Tugend hält, was sie verspricht, und gewährt euch ewige Freuden des Geistes; die Sünde macht euch zu willenlosen Sklaven, die Tugend erhebt ihre Verehrer zur Freiheit wahrer Kinder Gottes.“ Dem allgemeinen Gesetze der Deklamation gemäss steigt zwar die Stimme etwas bei dem Anfange der Sätze: „die Sünde lockt euch durch Versprechungen“ und: „die Sünde macht euch.“ Dass sie hingegen die Worte, welche das Verderben der Sünde bezeichnen, und nicht ohne ein Gefühl der Missbilligung, des Unmuths, der Wehmuth gesprochen werden können: „die ihren verblendeten Diener täuschen“ und: „zu willenlosen Sklaven“ nicht mit höher steigendem Tone, sondern mit herabsinkendem (tieferem Tone) vorträgt, liegt eben so in der Natur der Sache, wie das Aufwärtssteigen und die stärkere Betonung bei dem Gegensatze, der die beseligenden Folgen der Tugend enthält, und ein freudiges Gefühl der inneren Würde erregt: „die Tugend hält, was sie verspricht, und gewährt euch u. s. w.“ und: „die Tugend erhebt ihre Verehrer u. s. w.“ und erst bei den letzten Sylben der Worte, welche am Ende der beiden Sätze stehen: „Geistes,“ und: „Gottes“ wird der Ton, dem allgemeinen Gesetze der Deklamation gemäss, wieder etwas herabfallen. Es ist endlich eine bekannte Regel, dass die Stimme bei der Frage allmählig steigt, so wie sie bei der Antwort fällt. Jener steigende Ton beginnt mit dem Anfange der Frage, und tritt am bedeutendsten auf dem Hauptworte der Frage hervor. Doch ist die Beschaffenheit des Tons der Frage immer auch davon abhängig, ob sie wirklich eine Un-

gewissheit im Gemüthe des Fragenden verräth (z. B.: „werden wir uns am Ende des kommenden Jahres noch „eben so vereinigt sehen, wie an dem letzten Tage „dieses scheidenden?“) oder vielmehr mit jener triumphirenden Gewissheit ausgesprochen wird, welche sich auch im Ausdruck der Stimme durch grössere Stärke und Festigkeit des Tons zu erkennen giebt (z. B.: „wer „kann mich widerlegen, wenn ich die Ankunft Jesu in „der Welt den Anfang eines neuen und höheren Lebens für die Menschheit nenne?“).

Das lebhaftes Interesse, welches der Redner an dem dargestellten Gegenstande nimmt, äussert sich aber auch nicht selten in einem gewissen deklamatorischen Malen*), in einer bildlichen und nachahmenden Versinnlichung der Gegenstände durch den Klang der Töne, die Stärke oder Schwäche, die Höhe oder Tiefe, die Langsamkeit oder Schnelligkeit der Bewegung der Stimme. Denn je lebhafter die Vorstellung eines Gegenstandes, für den sich der Redner innig interessirt, in seiner eigenen Einbildungskraft geworden ist; desto leichter pflegt auch diese anschauliche Vergegenwärtigung des Objekts dem ganzen Tonausdruck unwillkürlich etwas zu geben, das die Natur und Eigenschaften dieses Objekts gewissermaassen nachbildet, und desto natürlicher ist dem Redner das absichtliche Streben, den lebhaft angeschauten Gegenstand auch dem Zuhörer zu versinnlichen**). Aber wohl zu beachten sind hier die Grenzen, welche den Vortrag der Rede von der Deklamation dichterischer Produkte unterscheiden. Für den Dichter, wie für den

*) Dieses deklamatorische Malen ist sehr zweideutig, ja gefährlich, weil es fast unvermeidlich den Prediger in einen Schauspieler verwandelt. Die mimische Symbolik des Predigers muss die höchste Keuschheit und Zurückhaltung bewahren, damit sie nicht zur Buhldirne werde. Ich finde in allen Theorien des Kanzelvortrags zu viel von der Schaubühne Aufgenommenes. (K.)

**) Man pflegt diese Lehre von dem Malenden der Deklamation die objektive Semiotik zu nennen, so wie jene, von der Bezeichnung der inneren Gemüthsstände, die subjektive.

Maler und bildenden Künstler ist freie Darstellung des Schönen die höchste Aufgabe; daher liegt die anschaulichste, die sinnlich-vollkommenste Darstellung der Gegenstände ganz in dem Kreise der schönen Kunst, sie malt und schildert, wie es nur immer die Vollkommenheit und Einheit der schönen Form verlangt, und es gehört insbesondere zum Wesen und Charakter der dramatischen und epischen Dichtung, dass hier die Person des Darstellenden mit ihren Gemüthszuständen zurücktrete. S. die philosophische und religiöse Begründung der Rhetorik S. 123 ff. (neue Ausgabe). Dem Redner ist es dagegen um eine solche klare und lebendige Darstellung seines Innern zu thun, wodurch die gewünschte Einheit zwischen seinen Bestrebungen und dem Streben der Zuhörer herbeigeführt werde (für einen bestimmten Zweck). Darum kann und darf er das Malen der Objekte in der Deklamation nie als Hauptsache betrachten; und es kann bei dem Redner nur in so weit statt finden, als die lebendige Anschauung des Gegenstandes das Gemüth des Redenden so erfüllt, dass sich die sinnliche Bezeichnung des Objekts und das Streben, den Gegenstand besonders zu versinnlichen, mit dem natürlichen Ausdrucke des gegenwärtigen Gemüthszustandes von selbst vereinigt. Der deklamatorischen Versinnlichung der Objekte wird also dadurch in der Sphäre der Beredsamkeit, was die Anwendung der Sache betrifft, eine engere Grenze vorgezeichnet. Gross und umfassend ist dabei der Umfang der Gegenstände, auf welche sie angewendet werden kann (unter der vorausgesetzten Bedingung). Am leichtesten veranlassen wohl die hörbaren Gegenstände ein deklamatorisches Malen, bald durch den einzelnen Ton selbst (seine Höhe oder Tiefe, seine Stärke oder Schwäche), bald durch die Langsamkeit oder Schnelligkeit der Bewegung der Töne, indem der Klang des hörbaren Objekts, oder die Aufeinanderfolge der Laute und Klänge, durch welche es sich anzukündigen pflegt, nachgebildet wird. Z. B. wenn in

dem Satze: „jetzt rollt der krachende Donner daher, „die Erde gewaltig erschütternd, und — bald sendet „der milde Strahl der Sonne von dem entwölkten Himmel erquickenden Glanz und Wärme auf die Erde“ die erste Hälfte etwas schneller, in einem tieferen Tone und mit stärkerer Stimme gesprochen wird, als die zweite (die einzelnen Worte selbst: Donner, krachen, erschüttern, begünstigen hier schon durch ihren natürlichen Klang ein deklamatorisches Malen). Aber auch nicht hörbare Gegenstände sind einer solchen Versinnlichung auf verschiedene Art fähig. Denn oft bemerken wir an Objekten, welche sich nicht unmittelbar und zunächst dem Gehörsinne ankündigen, doch hörbare Wirkungen, welche die Stimme nachbildet. Z. B. (in der Beschreibung eines Kriegshelden): „er war von hoher, ansehnlicher Gestalt, fest in seiner „Haltung, und kräftigen Schrittes.“ Unwillkürlich wird sich hier die Stimme des Schildernden etwas langsam-feierlich, in etwas tiefen und vollen Tönen bewegen, weil man bei einem körperlich Ausgezeichneten dieser Art an eine volltönende Stimme, und an ein festes Auftreten zu denken pflegt. Man könnte dies eine deklamatorische Metonymie nennen, welche die Wirkung statt des Objektes malt. An andern Orten ist es zunächst das Zeitmaass der Bewegung (das Tempo der Deklamation), wodurch ein Gegenstand, der an sich betrachtet nicht gerade in den Gehörsinn fällt, versinnlicht wird, vorausgesetzt, dass er in einem Zustande der Bewegung gedacht werde, wenigstens leicht gedacht werden könne; wenn man z. B. die Worte: „in jener schönen Zeit, wo wir noch als Knaben fröhlich und munter scherzten“ in einer raschen, muntern Aufeinanderfolge ausspricht. Ja, man kann auch durch den Ton der Stimme und die Folge der Töne einen Eindruck auf das Gehör hervorbringen, welcher dem Eindrücke ähnlich ist, den jenes nicht hörbare Objekt auf einen andern menschlichen Sinn zu machen pflegt. Wenn man die im

obigen Beispiel angeführten Worte: „bald sendet der „milde Strahl der Sonne von dem entwölkten Himmel „erquickenden Glanz und Wärme auf die Erde“ weniger stark und tief, als die vorhergehenden, langsamer, in sanft dahinwallenden Tönen ausspricht, so empfängt der Gehörsinn einen sanften Eindruck, demjenigen ähnlich und verwandt, den auf den Gesichtssinn der Anblick der mild leuchtenden Sonne am heitern Himmel macht. Es giebt endlich selbst ein deklamatorisches (freilich nur mittelbares) Malen solcher Objekte, die gar nicht in den Kreis unserer sinnlichen Anschauung fallen. Denn man kann einen sinnlichen Gegenstand, der mit dem unsinnlichen oder übersinnlichen in einem natürlichen Zusammenhange steht, an der Stelle desselben deklamatorisch versinnlichen. Z. B.: „der stolze, für sich selbst eingenommene Mensch hält alle Verdienste anderer Menschen „für weit geringer, als die seinigen.“ Eine Erhebung der Stimme in langsam fortschreitenden Tönen wird hier am natürlichsten das Aeussere bezeichnen, was mit jener Gesinnung des Stolzes, als Aeusserung und Wirkung, sehr häufig verbunden ist, den stolzen gravitätischen Gang. Man kann aber auch durch die Bewegung der Töne eine Aufeinanderfolge von Veränderungen an einem sinnlichen Gegenstande darstellen, welche der Aufeinanderfolge von Veränderungen an einem unsinnlichen oder übersinnlichen ähnlich ist. Dort bedient sich die Deklamation einer Metonymie, hier einer Metapher. Z. B.: alle Leidenschaften seines Innern geriethen „auf einmal in Aufruhr.“ Spricht der Redende diese Worte in einer raschen Aufeinanderfolge der Töne, und zuletzt mit einer etwas starken, erhobenen Stimme, so wird das Heftige, Rasche leidenschaftlicher Bewegungen der Seele sinnlich bezeichnet, in so fern es mit plötzlichen Bewegungen äusserer sinnlicher Gegenstände (z. B. dem Wogen des Meeres) eine Aehnlichkeit hat. Welche Missgriffe bei diesem deklamatorischen Malen leicht geschehen können, er-

giebt sich schon zum Theil aus den obigen Bemerkungen. Ueberall muss dieses Versinnlichen der Objekte dem Ausdrücke der Gemüthszustände des Redners untergeordnet bleiben. In unzähligen Fällen verschmilzt das eine mit dem andern; so dass der Redner an eine Harmonie seiner Töne mit der Beschaffenheit des Gegenstandes gar nicht erst zu denken nöthig hat, wenn er nur sein Inneres rein und völlig ausspricht. Wenn z. B. der Prediger in einem Gebet die Worte: „Gott, wie gross, wie unendlich, wie unerforschlich ist deine Weisheit“ mit langsam feierlichem, etwas tief gehaltenem Ton vorträgt, so liegt wohl darin ein eben so natürlicher Ausdruck des inneren Gefühls der Ehrfurcht und Bewunderung, als eine gewisse Bezeichnung des heiligen Objekts, indem die göttliche Weisheit wie etwas physisch Unendliches, Allumfassendes, Tiefverborgenes dargestellt wird. Bisweilen verlangt jedoch das Versinnlichen des Objekts an sich betrachtet einen andern Ton, oder eine andere Bewegung der Töne, als der natürliche Ausdruck des Gemüthszustandes; hier wird das erstere dem letzteren weichen. Wenn man z. B. lebhaften Unwillen über einen selbstsüchtigen, stolzen, und doch verdienstlosen Menschen in folgenden Worten ausspricht: „und du siehst noch, bei deinen Thorheiten und Fehlern, mit verächtlichem Blick „auf alle andere umher?“ so würde hier offenbar das Versinnlichen des Objekts (des stolzen, hoffärtigen Menschen) in einem tiefen, langsam feierlichen Ton der Stimme weniger an seiner Stelle seyn, als der natürliche Ausdruck des sittlichen Unwillens in einem verhältnissmässig höheren, und etwas raschen Tone. Das deklamatorische Malen darf eben so wenig die Hauptvorstellung verdunkeln durch Auszeichnung der minder wichtigen. In folgendem Satze z. B.: „andachtsvoll schaue ich zu dir empor, unendlicher Gott, der „du alles in allem erfüllst, in der Höhe, wie in der „Tiefe“ liegt offenbar die Hauptvorstellung in den Worten: „unendlicher Gott — erfüllst“ und die letzten: „in

der Höhe, wie in der Tiefe“ enthalten eine Nebenvorstellung, welche blos zur rednerischen Erweiterung und Versinnlichung des: „alles in allem“ dienen soll. Hier würde ein Malen der Höhe in einem hohen, der Tiefe in dem entgegengesetzten tiefen Ton die ganze Aufmerksamkeit (zweckwidrig) auf die Nebenvorstellung hinrichten. So wie man ferner in der stylistischen Darstellung alles vermeidet, oder wenigstens mildert, und in den Hintergrund treten lässt, was vollkommen klar für die Anschauung hingestellt, die guten Sitten beleidigt, so gehört es auch zur Würde der Deklamation, dass sie Vorstellungen solcher Gegenstände durch keine besondere Versinnlichung der Stimme auszeichnet. Ueberhaupt darf das deklamatorische Malen nie, am wenigsten in der Beredsamkeit, mit zu starken Farben auftragen, wenn man nicht affektirt und lächerlich werden will. Selbst bei Gegenständen, auf welche sich die Hauptvorstellungen eines Satzes beziehen, würde der Redner seine Grenzen überschreiten, wenn er das darzustellende Objekt auf das genaueste mit dem Ton der Stimme malen, und alles, was sich an jenem Objekte den Sinnen darstellt, vollkommen nachbilden zu müssen glaubte. Ein vollkommen sinnliches Bezeichnen der Gegenstände gehört andern Künsten an; die Deklamation begnügt sich mit einem sinnlichen Andeuten der Objekte, besonders in der Beredsamkeit, deren ganze Wirksamkeit überhaupt mehr auf den innern, als auf den äusseren Menschen berechnet ist. Die ganze Tonhaltung würde eben so affektirt werden, und häufig selbst in das Komische fallen, wenn es der Redner auf jenes vollkommne Malen der Gegenstände anlegte, als, wenn er irgend ein sinnliches Bezeichnen solcher Objekte erkünsteln wollte, die gar keines bestimmten sinnlichen Ausdruckes der Deklamation fähig sind.

Den lebendigen Antheil, welchen der Redner selbst an den dargestellten Vorstellungen nimmt, beurkundet die Deklamation endlich auch dadurch, dass ihr Cha-

rakter mit dem jedesmaligen bestimmten Endzwecke eines Vortrags, oder eines einzelnen Abschnitts übereinstimmt. Eine gewisse bestimmte Einigkeit der Bestrebungen setzen wir überall in dem Gemüthe des wahren Redners voraus. Das nothwendige Resultat derselben ist Einigkeit im Charakter der Deklamation, d. h. die Behauptung eines gewissen Grundtons, den man wahrnimmt, wenn man den Totaleindruck auffasst, welchen die Deklamation der ganzen Rede hervorbringt. Aber vollkommen damit vereinbar sind die Abwechslungen des Tons in einzelnen Abschnitten der Rede, gemäss den besondern Absichten, welche, dem Hauptzwecke des Ganzen untergeordnet, in jenen einzelnen Theilen zunächst erreicht werden sollen. So wie es Redner giebt, die sich hauptsächlich mit einer lebendigen, für das Begehrungsvermögen wirksamen Darstellung, Schilderung, Erzählung beschäftigen, andere dagegen ihre praktische Richtung schon durch den Ausdruck des Hauptsatzes unmittelbar ankündigen; so wie wir erweckende und ermunternde, tröstende, warnende, tadelnde Reden unterscheiden, und jede dieser verschiedenen Gattungen auch einen eignen Charakter der Deklamation besitzen muss (in Hinsicht des herrschenden Grundtons, der schnelleren oder langsameren Folge der Töne, der Anwendung der emphatischen Accente und Pausen); so kann es auch in einem und demselben Vortrage nicht an Abwechslung des Tons fehlen, je nachdem man hier ruhig belehrt, dort anschaulich schildert, hier lebhafte Gefühle, dort innige Bestrebungen und feste Entschliessungen ausdrückt. Was im Vorhergehenden über die fünf Haupttöne und Nebentöne der deklamatorischen Scala, und über die Mittel gesagt worden ist, welche der Deklamation zu Gebote stehen, um die mannichfaltigsten Gemüthszustände zu bezeichnen, das enthält den Kommentar zu dieser Bemerkung. Je mehr der Redner mit sich selbst einig ist über den bestimmten Zweck seines Vortrags, und je lebhafter sein In-

teresse für die Erreichung desselben, desto sicherer wird er auch (die rechte Ausbildung seiner Stimme vorausgesetzt) den passenden Grundton treffen, und desto weniger bei dem Wechsel des Tons, der an dieser oder jener Stelle hervortritt, zu einer so auffallenden Abweichung von dem Grundton kommen, dass die Einheit der Form gestört oder aufgehoben würde. Denn, wie jeder einzelne Abschnitt der Rede mit derjenigen Wirkung in den Gemüthern der Zuhörer, welche hier zunächst beabsichtigt wird, dem Zweck des Ganzen immer untergeordnet ist; so wird auch immer der Wechsel des Tons zu jenem Grundton, den der Charakter und Zweck des Ganzen verlangt, in dem Verhältnisse der Subordination stehen. Wenn z. B. der Redner den Grundton *A* gewählt hat, weil der Hauptzweck der Predigt die Erweckung sanfter religiöser Freudigkeit betrifft, so wird er in solchen Stellen, wo sich vielleicht ein Gefühl des Unwillens über Menschen ausspricht, die ihr Gemüth durch sinnliche Zerstreuungssucht und sittliches Verderben den höheren Freuden der Religion verschliessen, nicht plötzlich in den ganzen Grundton *I* übergehen, sondern sich entweder nur eine Annäherung an *I* erlauben (den Nebenton *i* des Grundton *A*), wenn jener Ausdruck auf eine Periode oder einige kurze Sätze beschränkt ist; oder er wird wenigstens, wenn auch jene ernste Rüge einen grösseren Abschnitt umfasst, nicht in dem höchsten Nebentone des Grundton *I* sprechen. Leicht ist die Anwendung des Gesagten auf die einzelne Theile einer Rede überhaupt, und einer geistlichen insbesondere. Ich setze hier voraus, was in der Theorie der rednerischen Anordnung über den Zweck und das gegenseitige Verhältniss dieser Theile bemerkt worden ist. Für ein Gebet in Predigten eignet sich überall ein etwas tieferer Ton, als in den übrigen Theilen der Predigt herrscht (*O* oder *o*), dessen genauere Modifikation von den Gemüthszuständen abhängt, welche sich im Gebete aussprechen, eine mässige, zur

Verständlichkeit hinreichende Stärke des Tons, eine langsam fortschreitende feierliche Bewegung, häufige Anwendung emphatischer Pausen. Der Eingang fordert in der Regel eine gemässigte Stimme, deren gradweise Verstärkung mit dem sich allmählig entwickelnden Gange der Gedanken und Gefühle des Redners gleichen Schritt hält, und einen ruhigen Vortrag, der weniger Mannichfaltigkeit besitzt, als in der Deklamation anderer Abschnitte des Vortrags sichtbar ist. Eine gewisse Oekonomie in Anwendung der Stimme befördert die Ausdauer derselben, und gehört auch selbst zu den Mitteln, die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu sammeln. Als Ausnahmen sind diejenigen Eingänge zu betrachten, welche von einer lebhaften Gefühlserregung ausgehen. S. die Theorie der rednerischen Anordnung S. 28. Aber auch hier wird der Redner, wie mit dem stylistischen Pathos, so mit dem Feuer der Deklamation, zur rechten Zeit einzulenken wissen. Die Ankündigung des Thema und der Haupttheile oder einzelner Unterabtheilungen wird durch Erhebung und Verstärkung des Tons, und durch bedächtigen Gang der Stimme ausgezeichnet, so wie der Uebergang von einem Abschnitte zu dem andern durch eine kleine Pause und eine gewisse Aenderung im Ton der Stimme (gemäss der Beschaffenheit derjenigen Vorstellungen und Gemüthszustände, welche nur im Folgenden hervortreten). Wie der Ton in den einzelnen Abschnitten der Ausführung selbst wechseln, je nachdem man allgemeine Begriffe erklärt und zerlegt, oder Beweise führt, oder allgemeine Vorstellungen und Sätze anschaulich versinnlicht, oder lebhaft Gefühle ausdrückt, und unmittelbar durch nachdrückliche Warnung und ergreifende Ermunterung zu dem Herzen spricht, ergiebt sich aus dem Vorhergehenden. Die grösste Erhebung und Verstärkung des Tons, verknüpft mit einer raschen Bewegung herrscht im Epilog, wo es nämlich der Redner nicht bei den zur Ausführung des letzten Abschnitts unmit-

telbar nöthigen Sätzen bewenden lässt, sondern entweder die Hauptpunkte des Ganzen noch einmal in einer gedrängten und kräftigen Wiederholung zusammenfasst, oder den zuletzt behandelten Hauptgedanken mit besonderer Klarheit und Stärke hervorhebt, um die Zuhörer mit der kräftigsten Willenserregung zu entlassen. S. die Theorie der Anordnung S. 233 ff. Besteht aber der Epilog der Predigt aus einem Gebet, so wird sich zwar auch die frohe Hoffnung und das Verlangen des Redners, den Endzweck seines Vortrags bei den Zuhörern erreicht zu haben, in einer gewissen freudigen Lebendigkeit des Tons zu erkennen geben, jedoch so, dass sie durch den oben bemerkten Grundton, den jedes Gebet erfordert, modifizirt wird. Dass übrigens bei dem Vorlesen des Textes oder des Kirchengebets der Ton der Stimme eine gewisse Veränderung bezeichnen müsse, wo das Vorlesen anhebt, ist allerdings ein sehr richtiger Grundsatz; denn hier spricht der Redner nicht, wie in der Predigt selbst, die Resultate seiner eigenen (mehr oder weniger vom Text geleiteten) Meditation aus, sondern er soll Gedanken und Gefühle anderer, verständlich für die Zuhörer, und in demjenigen Ton, den die Natur jener Gedanken und Gefühle erfordert, darstellen. Wie zweckwidrig aber ein unverständliches, ein hastiges, ein ausdrucksloses Vorlesen an heiliger Stätte sey (ein Zeichen, dass der Prediger dieses Geschäft als ein völlig fremdartiges betrachte, und den Inhalt des Vorgelesenen gar nicht in sich aufgenommen habe), fällt von selbst in die Augen. *)

*) Die vorstehende Abhandlung über die Pronunciatio ist gewiss gründlich durchdacht, und dem Solbrig'schen Deklamationssystem angemessen: ich bezweifle aber, dass diese Vorschriften und Regeln irgendwie nützlich sind; ja ich glaube, dass sie in der Anwendung schädlich werden können und müssen. Nur mündliche Unterweisung kann, wenn sie richtig ist, nützen. Mosheim (Anweisung erbaulich zu predigen. Erl. 1771. S. 505.) hat Recht, wenn er sagt: „Einige haben zwar Regeln gegeben, wenn man die Stimme erhöhen oder erniedrigen soll; aber diese sind deswegen unnütz, weil sie wider vieler Natur sind, und weil

D r i t t e r A b s c h n i t t .

Ueber die Gebhehrdensprache (Aktion).

Die Gebhehrdensprache kann vermöge ihrer Natur nicht eben so wie die Tonsprache unmittelbar bestimmte Vorstellungen, welche dargestellt werden sollen, verständlich machen. Das Sichtbare an der Person des Redners kann nur andeuten, was sich in seinem Innersten bewegt, und mit der Natur seiner Gedanken und Gefühle mehr oder minder vollkommen harmoniren. Indem wir daher den ersten jener obersten Grundsätze, welche im ersten Abschnitte in Ansehung des mündlichen Vortrags aufgestellt werden mussten (dass er überhaupt geeignet seyn solle, Vorstellungen verständlich zu machen), zunächst auf die

man sich im Adfect nicht daran kehret.“ Und doch war Mosheim einer der grössten deutschen Prediger. Aber eben so wenig ist die Vorschrift des *Andreas Hyperius* (*De formandis Concionibus sacris*, ed. *Wagnitz Halae* 1781. p. 425.) zu empfehlen: *Alterum est, ut quisquis ad concionandi functionem aggreditur, statim proponat sibi excellentem aliquem ecclesiasticum doctorem, cujus nomen celebre sit, quique cum gratia res sacras enarret, in omnibus, quoad fieri potest, imitandum et sequendum.* Das ist eine die grössten Verkehrtheiten nothwendigerweise erzeugende Regel! Gerade der Ton ist das Subjektivste, dem Individuo eigenthümlichste, was sich denken lässt. Es ist der Hauch der Seele unter den, freilich oft widerwärtigen, Schranken des leiblichen Organismus. Darum ist die Nachahmung einer fremden Vortragsmanier eine Affectation, die nie etwas tüchtiges, meistens nur Verkehrtes und Abstossendes hervorbringt. Die Unterweisung in dem mündlichen Vortrage der Predigt, ist für die Directoren der homiletischen Seminarien eine äusserst schwierige Aufgabe, deren Lösung sie oft in die grösste Verlegenheit setzt. Ich halte dafür, dass nur allgemeine Winke gegeben werden können, die mehr zur Abwehr des Anstössigen, als zur Anlernung des Anziehenden dienen. Vor allem aber ist den Tironen in der Predigtkunst der grosse Unterschied zwischen Sprechen und Deklamiren zum klarsten Bewnsstseyn zu bringen. Auf den Schulen haben sie deklamiren gelernt, auf der Kanzel sollen sie sprechen. Jenes erzeugt Isotonie und Kanzelton; dieses allein ist Natur- und Zweck-gemäss. (Krehl.)

Deklamation beziehen; behaupten wir doch mit Recht die völlige Anwendbarkeit der beiden andern Grundsätze auf die Gebehrdensprache, wie auf die Deklamation.

Auch die Aktion wird also zuvörderst alles dasjenige meiden, was den Zuhörer abstossen, und seine Aufmerksamkeit hindern würde, und dagegen alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um die Zuhörer für die Person des Redners zu gewinnen, und ihre lebendige Theilnahme an der Handlung der Rede zu unterhalten. Sie entspricht dieser gerechten Forderung, wenn sie Würde, Natürlichkeit, Leichtigkeit besitzt und sich dem ästhetischen Sinne der Zuhörer dem guten Geschmack empfiehlt. Jede Verletzung der Würde und des Anstandes stellt die Person des Redners, mehr oder weniger, in einem ungünstigen Lichte dar. Und, je gerechter die Voraussetzung ist, dass namentlich in dem geistlichen Redner eine ernste Stimmung sey, und ein tiefes Gefühl der Heiligkeit und Würde der Sache, desto leichter nehmen die Zuhörer an alle demjenigen Anstoss, was in der Stellung und Haltung des Körpers und des Kopfes, in den Bewegungen der Arme und Hände, in den Mienen irgend einen Mangel an jener ernsten, heiligen Stimmung verräth, was auf irgend eine Weise ein eitles und stolzes Gemüth, oder heftige Aufwallungen der Leidenschaft mitten in der heiligsten Berufsthätigkeit, oder Nachlässigkeit gegen das Publikum oder wenig gebildeten und geläuterten Geschmack ankündigt. Langsam und würdevoll sey also das Auftreten an der heiligen Stätte, wie das Abtreten, und dabei ohne Affektation. Weder eine nachlässige Gleichgültigkeit im Gange, noch eine ängstliche, leicht in das Komische fallende Eilfertigkeit, noch eine gravitatische Steifheit, welche Stolz verräth, kann den Redner empfehlen. Der Körper behaupte sich während der Rede in einer geraden und freien Stellung, die Fälle abgerechnet, wo sich der Redner, durch den natürlichen Ausdruck besonderer Gefühlszustände veranlasst, etwas vorwärts

oder zurück beugt, oder auf diese und jene Seite hinwendet, um die besondere Beziehung einer Stelle seines Vortrags auf eine bestimmte Klasse der Zuhörer kenntlich zu machen. Die schiefe Stellung, in welcher sich der Körper fast immer auf eine Seite neigt, ist wie das stete Vorwärtsbeugen (über die Brüstung der Kanzel hinweg), oder ein immerwährendes Hin- und Herschwanken schon dem Anstande zuwider, den man in feinen geselligen Kreisen beobachtet und erwartet; und ein unruhiges Umhertreten auf dem Boden der Kanzel, von der einen Seite zur andern, bald vorwärts, bald in den Hintergrund zurück, erinnert an heiliger Stätte an die Schaubühne. Auch die Bewegung des Kopfes nach dieser oder jener Seite hin, welche bald die allgemeine Beziehung des Inhalts der Rede auf das ganze Publikum, bald die besondere Anwendung auf gewisse Klassen der Zuhörer ausdrückt, darf nicht in eine stäte Beweglichkeit des Kopfes, die ein zerstreutes Gemüth verrathen würde, übergehen, oder in ein eitles Umherblicken nach dem Beifall, der sich vielleicht in den Mienen der Zuhörer ausspreche. Eben so wenig empfiehlt den Redner, zumal den geistlichen, ein solches gravitatisch-steifes Erheben des Kopfes, wie es den aufgeblasenen Stolz charakterisirt. Am leichtesten wird bei dem Gebrauch der Arme, Hände und Finger gegen den Anssand gefehlt. Und, dass gerade dieser Punkt viele öffentliche Redner, besonders angehende Prediger, am meisten in Verlegenheit setzt, kann in der That nicht befremden. Denn, während die rechte Haltung des ganzen Körpers für denjenigen keine besondere Schwierigkeit hat, der sich im gewöhnlichen Leben keiner auffallenden Nachlässigkeit durch Verwöhnung hingiebt, und, während der Ausdruck des Gesichts in einem so unmittelbaren Zusammenhange mit dem jedesmaligen Gemüthszustande steht, dass er bei dem mit wahrer Theilnahme sprechenden Redner unwillkürlich die überall passenden Züge annimmt; ist die bestimmte Bewegung der Arme und

Hände weniger an die Leitung des natürlichen Gefühls gebunden, hat einen freieren Spielraum, und erfordert daher, so lange die Sache nicht zu einer gewissen Fertigkeit geworden ist, eine besondere Aufmerksamkeit. Diese Aufmerksamkeit mit dem genauen Festhalten der Gedanken und Worte, und mit der nöthigen Beachtung der Deklamation gleichzeitig zu verbinden, ist anfangs immer eine schwierige Aufgabe. Ohne alle Gestikulation zu sprechen, scheint freilich der leichteste Ausweg, und man könnte sich auf das Beispiel mancher ausgezeichneten und mit vollem Rechte hochgefeierten Männer (z. B. des verewigten Herder) berufen. Aber die allgemein bekannte Thatsache, dass niemand leicht im gewöhnlichen Leben irgend etwas mit lebendiger Theilnahme Vorgetragenes ohne alle Thätigkeit der Arme oder Hände spricht, macht auch die Zuhörer überall geneigt, bei dem öffentlichen Redner Aehnliches zu erwarten. Und schwierig bleibt immer die Frage, welche schickliche Form und Stellung den Armen und Händen während eines ganzen ohne alle Aktion gesprochenen Vortrags angewiesen werden solle? Sollen sie perpendikulär am Körper herabhängen, und dadurch der ganzen äusseren Persönlichkeit des Redners ein steifes Ansehen geben? oder stets auf der Brüstung der Kanzel ruhen, als ob man diese festhalten zu müssen glaubte? oder zusammengeschlagen und durch Hülfe des Chorrockes verborgen werden, in einer solchen Stellung und Haltung, die zwar im ruhigen Gespräche des täglichen Lebens zuweilen vorkommt, aber doch nicht als die gewöhnliche und fortwährende hervortritt? oder sollen die Hände immer gefaltet auf dem Kanzelpult liegen, als ob die ganze Predigt ein fortwährendes Gebet sey? Auf der andern Seite gewöhnt man sich leicht in der Art und Weise der Gestikulation (besonders, wenn sie lebhaft ist) an diese und jene Manier, die mit der Würde des Kanzelvortrags streitet. Dahin gehört ein fechtermässiges gerades Ausstrecken der Arme,

ein Zusammenballen der Faust, ein Aufdonnern mit der Faust auf dem Kanzelpulte, ein übertriebenes, die Höhe der Augen überschreitendes Emporheben der Hände, oder ein plötzliches und völliges Nieder-senken derselben, ein gänzliches Ausbreiten aller Finger, ein Hinrichten des Innern der Hand nach den Zuhörern hin (einzelne Fälle ausgenommen), eine unaufhörliche, gleichsam zitternde oder kämpfende Bewegung beider Hände. Die Gestikulation kann an heiliger Stätte immer nur eine sehr gemässigte seyn, wenn sie die Grenzen nicht auf irgend eine Weise überschreiten soll, welche Anstand und Würde vorzeichnen. Für diejenigen Momente, wo die Arme und Hände nicht gestikuliren, oder eine von beiden ruht, ist unstreitig die schicklichste Stellung diese, dass sie abwechselnd bald an die Mitte des Körpers angezogen werden, bald die Brüstung der Kanzel leicht berühren; oft ruhen auch die Hände am schicklichsten zusammengefalet (denn auch da, wo der Prediger nicht eigentlich betet, liegt ja doch immer eine fromme Richtung des Gemüths auf Gott der geistlichen Rede zum Grunde). Im Ausdrücke des Gesichts endlich (dessen wichtigen Einfluss auf die Wirksamkeit der ganzen Rede die alten Rhetoren sehr hervorzuheben pflegten, z. B. *Cicero de orat. l. 3. c. 59.*) herrsche bei dem geistlichen Redner milder Ernst. Ein stolzes, vornehmes Herabblicken auf die Zuhörer, ein spöttisches Lächeln, ein wild umherrollender Blick, eine karrikaturmässige Verzerrung ziemt am wenigsten dem Prediger. Wo die innere Stimmung und Gemüthsverfassung des Predigers selbst rechter Art (eine wahrhaft geistliche) ist, da findet sich überall der rechte Ausdruck des Gesichts von selbst aus dem oben bemerkten Grunde; vorausgesetzt, dass ihn keine, im gewöhnlichen Leben entstandene, das Gesicht entstellende Angewohnheit auf die Kanzel begleite.

Indem wir aber Würde und Anstand von der Aktion verlangen, besteht dies vollkommen mit einer

eben so unnachlässlichen, und aus demselben obersten Grundsätze abgeleiteten Forderung, dass sie Natürlichkeit und Leichtigkeit besitze. Das erste steht der Affektation entgegen, welche gewöhnlich aus Nachahmungssucht, verknüpft mit einem eiteln Bestreben zu gefallen, entspringt, und überall hervortritt, wo die Aktion mit der gewöhnlichen äusseren Erscheinung der Persönlichkeit des Redners auffallend kontrastirt, oder dem Temperamente, dem Alter, der körperlichen Beschaffenheit des Redners nicht angemessen ist. Ein anderes Gesicht auf der Kanzel annehmen zu wollen, als man jemals im gewöhnlichen Leben zeigt, ist eben so thöricht, wie der ähnliche im zweiten Abschnitte bemerkte Missgriff, einen ganz andern Ton der Stimme erkünsteln zu wollen, als man gewöhnlich hat. Dem lebhaften Temperamente ist auch eine besondere Lebendigkeit des äusseren Vortrags, dem ruhigen Temperamente eine ruhigere Aktion, als vorherrschender Charakter, am natürlichsten; und man bemerkt nur allzuleicht etwas von Affektation, wenn sich jener, von Natur lebhafte, den ungleich ruhigeren Ton des andern im Ganzen des Vortrags aneignen, und (noch mehr), wenn der letztere ein Feuer der Rede erkünsteln will, das einmal nicht in der Sphäre seiner geistigen Subjektivität liegt, oder wenn der Jüngling mit der Ruhe des hochbejahrten Mannes, der Hochbejahrte mit jugendlicher Lebendigkeit auftreten zu müssen glaubt. Die Leichtigkeit steht dem Gezwungenen, Steifen, Schwerfälligen entgegen, d. h. alle demjenigen, was in den Bewegungen selbst oder in ihrer Aufeinanderfolge eine besondere Anstrengung des Redenden, und eine ängstliche Verlegenheit ausdrückt. Dahin gehört die unbewegliche und unveränderliche Richtung des Gesichts nach einem bestimmten Punkte hin. Bei Anfängern im öffentlichen Vortrage, die noch ängstlich im Memoriren sind, und bei Wahrnehmung mannichfaltiger Gegenstände eine Untreue ihres Gedächtnisses befürchten müssen, kann dies wohl eher über-

sehen werden, als bei Männern, von deren Jahre langer Uebung vorausgesetzt wird, dass sie jene natürliche Schüchternheit endlich überwunden haben. Aber, je leichter es ist, der Sklave irgend einer Gewohnheit zu werden, desto bedenklicher dürfte ein unverwandtes steifes Anschauen eines bestimmten äusseren Gegenstandes schon für den Anfänger seyn. Ja selbst für die Treue des Gedächtnisses kann diese Maassregel leicht gefährlich werden, wenn sich irgend einmal gerade an diesem Platze, den das Auge des Redners vom Anfange an zu seinem festen Ziel gewählt hatte, etwas Unerwartetes ereignet, oder an diesem Gegenstande etwas verändert. Fast noch häufiger bemerkt man das Steife und Schwerfällige in dem schon oben gerügten Fehler des öfteren Auflegens beider Hände auf das Kanzelpult, und des perpendikulären Herabhängens der Arme und Hände. Wählt man das letztere zur stehenden Form, so ist dann von gar keiner Aktion der Hände und Arme die Rede; wird es aber durch Gesticulation häufig unterbrochen, so ist dann bei jedem *gestus* ein Emporheben des ganzen Arms von der grössten Tiefe bis zu der Höhe, in welcher die freie Bewegung geschehen soll, erforderlich, wodurch eben das Ganze schwerfällig wird, während dagegen der Redner, der die Arme und Hände, wo sie nicht gesticuliren, an die Mitte des Körpers anzieht, oder die Brüstung der Kanzel leicht mit ihnen berührt, diese Glieder immer in seiner Gewalt behält, um sie nach dieser und jener Seite hin, ohne mühsame Anstalt, leicht und ungezwungen zu bewegen.

Schon durch die Beachtung dieser Eigenschaften der Würde, der Natürlichkeit, der Leichtigkeit empfiehlt sich die Aktion dem ästhetischen Sinne der Zuhörer. Doch kommen hier noch einige andere Punkte in Betrachtung, welche die Schönheit der Form vollenden. Die Aesthetik betrachtet, wie bekannt, die sogenannte Wellenlinie als Norm der Schönheit sichtbarer Formen. Die Wellenlinie soll

keinen völligen Zirkel bilden; aber sie verträgt sich auch keineswegs mit demjenigen, was gerade ausgeht, was eckig ist, was scharfe Winkel bildet. Daher bleibt es auch immer die allgemeine Norm der Schönheit für die Bewegungen der Arme und Hände, dass sie in sanften Uebergängen geschehen, und Wellenlinien bilden, dass man eben sowohl die völlige Zirkelform bei dem Emporheben der Arme vermeide, als das Eckige und Steife, welches dann hervortritt, wenn die Oberarme dicht am Körper anliegen, und nur der Vorderarm bewegt wird, wenn die Ellenbogen scharfe Winkel bilden, oder, wenn man die Arme und Hände gerade ausstreckt, und das Innere der Hand nach den Zuhörern hinkehrt, und die Gestikulation wie in einzelnen Stößen erfolgt. Dabei würde jedoch die ganze Aktion immer nur unvollkommen den ästhetischen Forderungen entsprechen, wenn sie nicht überhaupt dieselbe Harmonie im Mannichfaltigen behauptete, welche auch bei der Deklamation, wie bei der stylistischen Form, als Grundbedingung der Schönheit gilt. Gewöhnt sich der Redner an eine unbewegliche Richtung des Kopfs; wird immer nur die eine Hand zur Gestikulation gebraucht, indem die andere in irgend einer Stellung fortwährend ruht; sind beide Hände fortwährend thätig, ohne alle unterbrechende Pausen; ist die Aktion selbst immer dieselbe, sich taktmässig bewegend; so entsteht jene Einförmigkeit, die aber so ermüdend für den Anblick ist, als unpassend für die Bezeichnung der wechselnden Gegenstände und Gemüthszustände. Die Mannichfaltigkeit der Aktion bezieht sich eben sowohl auf die bestimmte, als auf die unbestimmte. Wir nennen sie bestimmt, in so fern sie nicht selten, wie im Folgenden gezeigt werden soll, gewisse Objekte sinnlich andeutet, gewisse Gemüthszustände ausdrückt, gewisse Verhältnisse der Vorstellungen bezeichnet; unbestimmt, in so fern sie blos überhaupt an den Tag legt, dass eine lebendig fortschreitende Handlung im Gemüthe des Redners selbst,

so wie zwischen ihm und den Zuhörern vor sich geht. Bei jener gründet sich die Nothwendigkeit der Abwechslung schon auf die verschiedene Beschaffenheit der Gemüthszustände, der Objekte, der Vorstellungen; bei dieser auf den gefälligen und anziehenden Totalindruck, den die ganze Aktion auf den Zuhörer machen soll. Aber eben so fehlerhaft wie die Einförmigkeit, wäre die Abwechslung ohne Harmonie. Das Mannichfaltige der Gebhrden selbst und der verschiedenen Grade der Geschwindigkeit ihrer Aufeinanderfolge kann und soll auch eine gewisse Einheit zeigen. Dieser Grundsatz hat einen doppelten Sinn. Die vorherrschende Art der Gebhrden und ihrer Abwechslungen, so wie der vorherrschende Grad der Bewegung soll sich zuvörderst im Ganzen gleich bleiben in einem und demselben Vortrage und in bestimmten Theilen des Vortrags. Die ganze Aktion behauptet gleichsam einen und denselben Ton (und eben dadurch ihre innere Harmonie), indem gewisse Gebhrden, die einen gemeinschaftlichen Charakter haben (z. B. den Ausdruck der anschaulichen Belehrung, oder den Ausdruck des lebhaften und innigen Verlangens), in diesem Vortrage, oder in diesem Abschnitte vorzüglich oft wiederkehren, vor den übrigen hervorstechen, die übrigen leiten und beherrschen, und, indem ein gewisser Grad der Geschwindigkeit der Bewegungen in diesem Vortrage, in diesem Abschnitte als die herrschende Norm betrachtet wird, von welcher sich der Redende nie zu weit entfernt. Genauer bestimmt wird jener Charakter der Gebhrden und dieser Grad der Bewegung für jeden einzelnen Fall durch diejenigen Grundsätze, die ihre Erläuterung im Folgenden finden. Es soll aber auch unter den gleichzeitig erfolgenden Gebhrden selbst Uebereinstimmung herrschen. Denn die Harmonie des äusseren Vortrags wird unvermeidlich im höchsten Grade verletzt, wenn das Sichtbare an dem Redner zu gleicher Zeit zwei ganz entgegengesetzte Gemüthszustände aus-

drückt, wenn z. B. das Auge zum Himmel emporgerichtet ist, wie in einer Anrede an Gott, während der Prediger irgend eine menschliche Thorheit mit nachdrücklich warnendem Ernste schildert, und diesen Ausdruck der lebhaften Missbilligung mit den passenden Bewegungen der Hände begleitet.

Indem die Aktion den bisher genannten Forderungen Genüge leistet, besitzt sie absolute Vollkommenheit; auf den nun folgenden beruht die relative. Es ergiebt sich von selbst, sobald wir den dritten (im ersten Abschnitte für den mündlichen Vortrag überhaupt aufgestellten) Grundsatz auf die Aktion anwenden, dass sie mit dem jedesmaligen Gemüthszustande des Redners übereinstimmen müsse. Denn nur unter dieser Bedingung trägt sie wirklich dazu bei, den Antheil, welchen der Redner selbst an den dargestellten Vorstellungen nimmt, so lebendig zu beurkunden, dass die gewünschte Einheit zwischen den Bestrebungen des Redners und der Zuhörer leicht entsteht. Der Redner kommt hier um so weniger in Gefahr, entweder affektirt zu werden, und den Verdacht der Heuchelei gegen sich zu erwecken, oder die Würde des öffentlichen Vortrags zu verletzen, je aufrichtiger und lebendiger in seinem Innern das Gefühl ist, welches sich in der Aktion darstellen soll, und je mehr ihn das deutliche Bewusstseyn der Würde der Versammlung, zu welcher er spricht, und der wichtigen Bestimmung seiner Rede zu einer gewissen Herrschaft über sich selbst erhebt. Bei dem Geistlichen kommt auch hier alles darauf an, dass er mit ächtchristlichem Geiste und Sinne an heiliger Stätte rede. Es giebt fast keinen Gemüthszustand, der sich nicht auf irgend eine Art, mehr oder weniger, am Körper darstellen sollte. Ich sage, mehr oder weniger. Denn die Verschiedenheit des Temperaments und der ganzen geistigen Subjektivität kommt auch hier sehr in Betrachtung. Während sich bei dem einen das lebhafte Gefühl augenblicklich im Ausdrücke des Gesichts und andern

körperlichen Bewegungen, in sehr hervorstechenden Zügen spiegelt; empfindet ein anderer eben so tief und innig bei ungleich grösserer äusserlicher Ruhe, weil er von jeher mehr an ein stilles Leben in seiner eigenen inneren Welt gewöhnt war, als an den wechselvollen und lebendigen Verkehr mit der Aussenwelt. Auch in dieser Hinsicht gebe sich jeder, wie er ist, ohne etwas erkünsteln zu wollen, das seiner Natur nicht zusagt. Aus diesem Standpunkte sind die folgenden Beobachtungen zu betrachten. Der Zustand der Ruhe im Gemüth hat immer auch Langsamkeit, Stetigkeit, Beschränktheit der körperlichen Bewegungen, durch häufige Ruhepunkte unterbrochen, zur Folge. Die äusserste Spannung aller geistigen Kräfte pflegt eine völlige Bewegungslosigkeit zu bewirken; diejenige Thätigkeit des Geistes aber, welche zunächst an die äusserste Spannung grenzt, die höchste Lebendigkeit der Aktion. Der Ausdruck des abstrakten Denkens nähert sich dem Ausdruck völliger Ruhe. Wo aber die Einbildungskraft zugleich geschäftig ist, treten die Bewegungen der Arme und Hände stärker hervor, wechseln öfterer, und folgen schneller aufeinander. Dem Zustande der Ungewissheit und des Zweifels ist es natürlich, dass die Bewegungen weniger frei, vollendet und stetig sind, als wenn man etwas in dem Tone der Gewissheit vorträgt. Je fester die Ueberzeugung ist, und je mehr sich dieselbe als eine feste auszusprechen strebt; desto grössere Bestimmtheit und Festigkeit herrscht in der Aktion, und ein rasches Niedersenken der Hand bezeichnet hier nicht selten malerisch die unerschütterliche Wahrheit eines Satzes. Aber auch durch die verschiedenen Zustände des Gefühls- und Begehrungsvermögens erhält die Gebhehrdensprache einen sehr verschiedenen Charakter. Z. B. Zeichen der Bewunderung und Ehrfurcht: Das Auge öffnet sich weiter, das ganze Gesicht verkündet ein angenehmes erhebendes Gefühl, das die Betrachtung des wahrhaft Grossen erregt, die Arme brei-

ten sich aus und werden erhoben. Ist der bewunderte Gegenstand der menschlichen Anschauung gegeben, so beugt sich der Körper auch etwas vorwärts; ist er über unsere Anschauung erhaben, so werden die Arme mehr zurückgezogen, und in die Höhe gerichtet, und das Auge schaut zum Himmel empor. Nicht selten werden auch die Hände bei dem Ausdrucke religiöser Ehrfurcht zum Gebet gefaltet. Zeichen der Verachtung: Das Auge zieht sich etwas zusammen, die Hand bildet niederwärtsgehende, gleichsam wegwerfende Bewegungen, die ganze Aktion bleibt beschränkt. Zeichen der Freude und der Hoffnung: Das Auge blickt heiter und offen umher, die Brust hebt sich, die Bewegungen der Arme und Hände folgen leicht und schnell in merklicher Abwechslung auf einander. Zeichen der Traurigkeit und Furcht: Der Blick ist gesenkt, das Auge zieht sich zusammen, die Bewegungen der Arme und Hände gehen mehr abwärts als aufwärts, entfernen sich nur in sehr beschränktem Umkreis von dem Körper, nehmen einen langsamen Gang, und ihr Wechsel ist unbedeutend. Zeichen der Sehnsucht: Der Körper beugt sich etwas vorwärts*), Arme und Hände werden öfters ausgebreitet, die Bewegungen geschehen sanft und nicht vorzüglich schnell. Ist der Gegenstand der Sehnsucht über unsere Anschauung erhaben, so werden die ausgebreiteten Arme öfters emporgerichtet, und das Auge blickt zum Himmel. Zeichen des Unwillens, des Verdrusses, der Verabscheuung: Das Auge zieht sich mehr zusammen, der Körper beugt sich etwas rückwärts, die Bewegungen der Arme und Hände gehen niederwärts, haben etwas Abstossendes (in so weit es mit dem Anstande und der ästhetischen Form vereinbar ist), und folgen rasch auf einander. Zeichen der festen Entschlossenheit des Willens: Vorzüglich feste Haltung

*) Gewiss nicht, z. B. wenn die Sehnsucht nach Gott, Christus, dem Himmel u. dgl. gerichtet ist. (K.)

des ganzen Körpers, schnell auf einander folgende Bewegungen, vorzügliche Bestimmtheit, Festigkeit, Stetigkeit derselben sowohl im Erheben als im Niedersenken der Arme und Hände. Das Rechte überall, ohne ängstliche Sorge um diese und jene specielle Regel der Rhetorik, so zu treffen, wie es der geistigen und körperlichen Natur des Redenden entspricht, ist und bleibt immer das Resultat der wahren geistigen Bildung und lebendigen Theilnahme, welche man in dem Redner voraussetzt, einer körperlichen Gewandheit, zu welcher die Erziehung den besten Grund legt, ehe es noch zu Uebungen im öffentlichen Vortrage kommt, einer aufmerksamen und denkenden Beobachtung der Menschen, einer öfteren Betrachtung seelenvoller Gemälde, die in der That (wie Grotefend in der öfters genannten Schrift S. 255 fg. sehr richtig bemerkt) noch wichtiger für die Aktion des geistlichen Redners sind, als der Besuch des Theaters.

Das lebhafteste Interesse des Redners für die dargestellten Vorstellungen giebt sich aber auch dadurch zu erkennen, dass seine Aktion die grössere oder geringere Wichtigkeit einzelner Vorstellungen, und ihre Verhältnisse bezeichnet. Wie in der Deklamation, so giebt es auch in der Aktion einen Accent (den sogenannten mimischen), d. h. eine Auszeichnung, welche ein Wort in einer Reihe von Worten, oder ein ganzer Satz durch die Anwendung einer andern Gebärde, durch die mehr oder minder anhaltende Dauer derselben, durch ihr mehr oder minder sichtbares Hervortreten erhält. Die nähere Bestimmung der Art und Weise, wie dies im Einzelnen geschieht, hängt sehr oft von der nothwendigen Harmonie der Aktion mit den sinnlich zu bezeichnenden Objekten, oder mit dem Gemüthszustande des Redenden ab. Wir nehmen z. B. den Satz: „Leiden und „Widerwärtigkeiten sind nicht selten die Schöpfer un- „seres Glücks.“ Käme es hier besonders darauf an, die Vorstellung Schöpfer hervorzuheben (den Gedanken,

dass Leiden oft sogar die Kraft haben, unser Glück erst hervorzubringen), so würde man bei dem Worte: Schöpfer, eben so, wie die Stimme gehoben wird, auch gleichzeitig die eine Hand etwas emporheben (das Objekt selbst, das Schaffen, wie ein Hervorgehenlassen aus der Tiefe, oder aus dem Nichts, sinnlich andeutend); dieses Emporheben der Hand dürfte jedoch nicht zu schnell geschehen, so wie auch das Wort: Schöpfer, etwas langsamer gesprochen würde, um die Vorstellung eben dadurch in dem ganzen Satze auszuzeichnen; und bei den Worten: unseres Glücks müsste die Hand wieder gesenkt werden, so wie die Stimme fallen. Sollte hingegen mehr der Begriff des Glücks hervorgehoben werden (der Gedanke, dass die Leiden des Lebens ausser vielen andern, wichtigen Wirkungen nicht selten auch diese haben, das Glück eines Menschen zu begründen), so würde das Emporheben der Hand zwar auch bei dem Worte: Schöpfer, anfangen, aber doch noch deutlicher und vollkommner bei dem unmittelbar Folgenden geschehen, und die Stimme gleichzeitig fortwährend steigen. So lässt sich die grössere Wichtigkeit eines ganzen Satzes in einer Reihe von Sätzen durch die Aktion andeuten, indem er mit andern Gebehrden begleitet wird, als die übrigen, oder indem dieselben Bewegungen stärker hervortreten, oder indem sie bald schneller, bald langsamer auf einander folgen, je nachdem die Natur des Objekts, und die Beschaffenheit des Gemüthszustandes das Eine oder das Andere verlangt. Der eingeschobene Nebensatz wird daher mit wenig hervorstechenden, von dem Mittelpunkte des Körpers sich nicht weit entfernenden, und mit schnell dahin eilenden Bewegungen vorgetragen, so wie die Deklamation bei der Parenthese die Stimme weniger hebt, und schneller darüber hinweggeht. Auch der Wechsel der redenden Personen liegt in dem Kreise dieses mimischen Accents. War bei dem Satze, in welchem der Redner seinen Gedanken vortrug, vorzüglich der rechte Arm

gebraucht worden, so begleitet er den folgenden, wenn hier ein anderes Subjekt redend eingeführt wird, hauptsächlich mit Bewegungen des linken Arms, oder umgekehrt, so wie in beiden Fällen die Deklamation nicht ganz dieselbe ist. Eben diese Bemerkung ist auf das Verhältniss zwischen dem Vordersatze und Nachsatze einer Periode anwendbar. Der Nachsatz kann nie mit derselben Bewegung anfangen, mit welcher der Vordersatz aufhörte; ob aber bei dem Nachsatze bloss der andere Arm in Thätigkeit gesetzt werden solle, oder auch hie und da der im Vordersatz gebrauchte, oder beide zugleich? dafür giebt der Umfang und Inhalt des Nachsatzes dem selbstprüfenden Redner den richtigen Maassstab an die Hand. Wenn ein Satz als nothwendige Folge eines vorhergehenden dargestellt wird, so unterscheidet sich der Vortrag desselben von dem Vortrage des ersteren durch eine grössere Bestimmtheit und Festigkeit der Bewegungen, welche die nun vollkommen begründete Ueberzeugung ausdrückt. Das logische Verhältniss der Antithesen bezeichnet man durch Wendungen des Gesichts, und hauptsächlich durch Abwechslung mit den Bewegungen der Arme und Hände, entweder so, dass die Erhebung des einen Arms auf die Erhebung des andern (bei dem Gegensatze) folgt, oder, dass sich der eine hebt, und der andere (bei dem Gegensatze) niedersenkt. Doch wird der Redner, von einem richtig treffenden Urtheil und Gefühl geleitet, dasjenige, was als Antithese besonders hervortreten muss, von dem minder Wichtigen wohl unterscheiden. Denn, wollte er alles ohne Ausnahme, was in irgend einer Reihe von Worten aus dem Gesichtspunkte einer Antithese betrachtet werden könnte, mit einem merklich hervortretenden Wechsel der Bewegungen begleiten; so würde die Aktion nicht selten einförmig steif werden, oder auch einen zu raschen, nicht für jeden Gemüthszustand passenden, und nicht mit jedem Gegenstande übereinstimmenden Charakter der Bewegung annehmen. Bei dem Anfange

der Frage wird gewöhnlich die rechte Hand bis beinahe zur Höhe des Auges erhoben (mehr oder weniger, je nachdem die Frage selbst mehr oder weniger lebhaft ist), und der Zeigefinger entfernt sich etwas von den übrigen. Folgt dann eine Antwort, so begleitet man diese, wenigstens den Anfang derselben, mit Bewegungen des andern Arms, und einer Wendung des Gesichts.

Sehr natürlich ist der lebendigen Theilnahme des Redners an den darzustellenden Vorstellungen auch eine gewisse Uebereinstimmung der Gebhardensprache mit der Beschaffenheit der darzustellenden Gegenstände. Sie besitzt diese Eigenschaft, indem sie Gegenstände theils im eigentlichen Sinne bezeichnet, theils nachahmt (malt *). Bezeichnend ist z. B. die Aktion, wenn sie sich mit einer gewissen Wendung des Körpers zu dieser oder jener Klasse von Zuhörern hinwendet, auf welche gewisse Stellen oder Abschnitte der Rede vornehmlich bezogen werden sollen, wenn man bei der Erwähnung des Himmels, der unsichtbaren Welt, den einen Arm oder beide emporhebt (mehr oder weniger, je nachdem die Vorstellung im Zusammenhange des Ganzen mehr oder weniger hervorgehoben werden muss), wenn man da, wo von dem menschlichen Gemüthe etwas behauptet wird, die Hand nach sich selbst hinbewegt oder auf die Brust legt u. s. w. Das Malen der Gebhardensprache gelingt am leichtesten, wo die Rede von solchen sinnlichen Gegenständen ist, die selbst in Stellungen und Bewegungen bestehen, oder sich dadurch hauptsächlich ankündigen. Z. B.: „der redliche Mann mit gutem Gewissen geht auf der Lebensbahn mit festem, „sicherem Schritte einher.“ Eine feste Stellung des Körpers, und eine niederwärts gehende Bewegung beider Arme und Hände wird hier am natürlichsten das

*) Die Lehre von dem Bezeichnenden und Malenden der Aktion pflegt man die objektive Semiotik derselben zu nennen.

feste, sichere Auftreten auf den Boden sinnlich andeuten. Oder: „mit siegender Gotteskraft entschwang sich „Jesus, der Erlöser, am dritten Tage den Fesseln des „Grabes.“ Bei den Worten: entschwang sich u. s. w. geschieht eine hervorstechende Erhebung beider Arme und Hände, oder des einen. Oder: „schnell und flüchtig, und unaufhaltsam eilen die Jahre des irdischen „Lebens dahin.“ Etwas schnell wird hier auf die Bewegung des einen Arms die Bewegung des andern, und zuletzt eine Erhebung und Ausbreitung beider folgen. Bei sinnlichen Gegenständen aber, welche nicht zu dieser Gattung gehören, kann die Gebhehrdensprache ein anderes Objekt darstellen, welches dem Gegenstande, auf den sich die Rede bezieht, ähnlich erscheint (wenn auch in sehr verkleinertem Maassstabe), oder ein Objekt, welches mit jenem durch irgend ein Verhältniss verbunden ist, und sich durch eine gewisse Stellung, Lage, Bewegung charakterisirt. Z. B.: „zahlenlose Welten leuchten im unermesslichen Raume „über uns.“ Hier werden beide Arme erhoben und ausgebreitet (der Blick nach oben gerichtet), um die Entfernung der himmlischen Weltkörper und die Unendlichkeit des Raums in einem ähnlichen sinnlich dargestellten Raumverhältnisse anzudeuten. Oder: „sind „es nicht die erschütterndesten Ereignisse und Veränderrungen, welche im Kreislauf weniger Jahre in rastlosem und unaufhaltsamem Wechsel auf einander folgten?“ Eine etwas rasche, niederwärts gehende Bewegung beider Arme und Hände wird hier die Worte: erschütterndesten Ereignisse u. s. w. begleiten, eine mehr kreisförmige Bewegung *) derselben die Worte: welche im Kreislauf u. s. w. ein schneller Wechsel mit beiden die letzten: im rastlosen u. s. w. Oder, wenn jemand in einem sanften, liebeichen Tone redend eingeführt wird, so werden auch die Bewegungen der Hände sanft und allmählig geschehen, da

*) Welche Vorschrift!

dies immer mit einem liebeichen Ton verbunden ist. Ja, selbst unsinnliche und übersinnliche Objekte vermag die Aktion gewissermaassen zu malen, indem sie bald ein sinnliches Objekt andeutet, das jenem ähnlich, oder auf irgend eine Art mit ihm verbunden ist, und in einer Stellung oder Bewegung besteht, oder sich dadurch besonders anzukündigen pflegt; bald die Aufeinanderfolge der Veränderungen eines unsinnlichen oder übersinnlichen Gegenstandes durch eine ähnliche Aufeinanderfolge der Veränderungen an einem sinnlichen Objekte darstellt. Z. B.: „alle irdischen Verbindungen werden endlich „durch den Tod getrennt.“ Das Wort: getrennt kann hier mit einer solchen Bewegung der Hand gesprochen werden, wie sie zu geschehen pflegt, wenn ein Faden oder ein Band zerrissen wird*). Oder: „der „anmassende stolze Mann verachtet die edeln Thaten „anderer, und würdigt sie kaum seiner Aufmerksam- „keit.“ Bei den ersten Worten wird der eine Arm etwas emporgehoben, bei dem folgenden: verachtet u. s. w. schnell niederwärts bewegt, und die letzten: würdigt sie kaum u. s. w. spricht man mit einer solchen Bewegung der Hände, wie sie bei dem Wegwerfen einer Sache zu geschehen pflegt. Oder: „oft „ist es ein Gedanke, ein Wunsch, der den heftigsten „Kampf der Leidenschaften in der menschlichen Brust „erregt.“ Die schnelle Aufeinanderfolge der inneren Veränderungen in einem von Leidenschaft bestimmten Gemüthe wird durch einen raschen Wechsel der Hände bei den Worten: den heftigsten Kampf u. s. w. angedeutet. Was aber im vorhergehenden Abschnitte über die rechte Anwendung der deklamatorischen Malerei bemerkt worden ist, dass sie niemals mit dem-

*) Ja solche und ähnliche Regeln sind ganz geeignet, den Prediger lächerlich und seine Gestikulation unerträglich zu machen. Nur einem Schauspieler und nur dem Komiker, um die Sache ins Komische zu spielen, würde die hier angegebene Handbewegung gestattet sein. (K.)

jenigen Ausdruck, den der innere Gemüthszustand des Redners fordert, streiten, niemals eine Hauptvorstellung verdunkeln, und das minder Wichtige auszeichnen, niemals unedle (den Anstand verletzende) Gegenstände sinnlich darstellen, und nie mit zu starken Farben auftragen dürfe — das findet auch bei der Aktion seine vollkommene Anwendung. Bei keinem Theile seines Geschäfts ist der geistliche Redner mehr in Gefahr, theatralisch zu werden, als eben hier. Am wenigsten darf es ihm in den Sinn kommen, durch Veränderungen des Gesichts Objekte malen zu wollen (ich unterscheide dies von der oben bemerkten bezeichnenden Wendung des Gesichts, die allerdings in vielen Fällen sehr natürlich ist). Denn das Gesicht, der eigentliche Spiegel des Gemüths, hängt zu genau mit dem Subjekte des Redners zusammen, als dass er es gleichsam von sich trennen, und zum Nachbilden äusserer Objekte bestimmen dürfte.

Gemäss dem dritten im ersten Abschnitte für den gesammten äusseren Vortrag aufgestellten Grundsatz erwarten wir von der Aktion eben so, wie von der Deklamation, dass der Charakter der Gebhehrdensprache im Ganzen überall mit dem Endzweck, welcher in einzelnen Vorträgen, oder in einzelnen Abschnitten einer Rede zunächst erreicht werden soll, übereinstimme. So eignet sich z. B. für die pathetische, eindringende, erschütternde Rede die lebendigste Aktion, welche die einzelnen Bewegungen ziemlich stark hervortreten, oft mit einander abwechseln, schnell auf einander folgen lässt; eine weit ruhigere Gebhehrdensprache fordert die Rede, welche sich mehr durch milde Wärme charakterisirt. So sind diejenigen Gebhehrden, welche den Wunsch, das Verlangen ausdrücken, abwechselnd mit den Zeichen fester Entschlossenheit des Willens da vorherrschend, wo man hauptsächlich ermuntert; die Zeichen des Unwillens und der Verabscheuung da, wo besonders gewarnt und getadelt werden muss; die Zei-

chen der Theilnahme an fremdem Kummer in Verbindung mit dem Ausdrücke der Hoffnung da, wo man besonders trösten und beruhigen will. Das Gebet in der geistlichen Rede verlangt eine ruhige, feste Haltung des Körpers, einen würdevollen Blick, der die Augen entweder niedersenkt (wo Demuth vor Gott die vorherrschende Empfindung ist), oder gen Himmel erhebt (wo der Ausdruck der Freude an Gott, des innigen Verlangens, des kindlichen Vertrauens das Gebet charakterisirt), und gefaltete Hände. Die steigende Innigkeit des Gebets drückt sich auch bisweilen sehr natürlich durch eine gewisse Erhebung der gefalteten Hände aus. Im Eingange und Uebergange sey die Aktion in der Regel ziemlich ruhig und gleichförmig. Bei der Ankündigung des Thema und der Haupttheile ist eine etwas erhebende Bewegung der einen Hand am Anfange jedes Satzes hinreichend, es müssten denn im Ausdruck des Thema oder der Theile Gegensätze liegen, welche einen Wechsel der Hände erfordern. Wie die Gebhehrdensprache in einzelnen Abschnitten der Predigt wechselt, gemäss der Verschiedenheit der Endzwecke, der auszudrückenden Gemüthszustände, der zu bezeichnenden Objekte? ergibt sich aus dem Vorhergehenden. In dem Uebergange von einem Haupttheile oder Untertheile zu dem andern bezeichnet entweder eine kurze Pause in der Aktion, oder eine angemessene Veränderung derselben den neuen Punkt als einen solchen. Im Schlusse der Predigt herrsche, dem Gesetz der Gradation gemäss, die grösste Lebendigkeit der Bewegungen, ausgenommen, wenn die Predigt mit einem feierlichen Gebete endigt. Wenn aber sowohl die Deklamation, als die Aktion den bisher genannten Forderungen entspricht, so entsteht daraus von selbst die nöthige Uebereinstimmung zwischen beiden, d. h. ihr gemeinschaftliches und gleichzeitiges Wirken für die natürliche und lebendige Bezeichnung derselben Gedanken, derselben Gemüthszustände, derselben Gegen-

stände. Wir mögen den Endzweck der Rede (Vereinigung der Bestrebungen der Zuhörer mit den Bestrebungen des Redners durch richtigen Ausdruck seiner eigenen lebendigen Theilnahme an der Sache) in das Auge fassen, oder die Bedingungen, auf welchen zunächst die Vollendung der schönen Form an sich betrachtet beruht — jene Harmonie wird nothwendig dabei vorausgesetzt. Die Deklamation in seine Gewalt zu bekommen, ist immer dem angehenden Redner leichter, als, mit gleicher Gewandheit die Bewegungen des Körpers zu beherrschen. Die Aufmerksamkeit, mit dem Festhalten der memorirten Rede und mit der Deklamation beschäftigt, vermag noch nicht immer mit gleicher Sorgfalt und im rechten Augenblick die Gestikulation zu leiten. Daher bemerkt man bei angehenden öffentlichen Rednern häufig diese und jene Disharmonie, wo die Aktion nicht dasselbe bezeichnet, was die Deklamation richtig und lebendig ausdrückt, oder auch ein Voraneilen der Gestikulation vor den Worten selbst, zu denen sie eigentlich gehört. Aber niemand verzage, wenn er auch längere Zeit hindurch an seinen eigenen Vorzügen solche Erfahrungen macht. Die erste Sorge sey und bleibe dem Redner, wenn er anfängt, die heilige Stätte zu betreten, die Treue des Gedächtnisses und die natürliche, gefällige Deklamation. Möge auch anfangs die Aktion noch manche Unvollkommenheiten haben — sie stören den Zuhörer viel weniger, als jenes Verstummen und Irrewerden des Redners, der den Faden verloren hat, oder ein auffallender Fehler in der Betonung. Und je mehr er durch fortgesetzte Uebung und Aufmerksamkeit auf sich selbst sein Gedächtniss an Treue gewöhnt, und Meister über seine Stimme wird; desto leichter wird es ihm auch allmählig gelingen, zugleich seine Aktion zu beobachten, und sich diejenige Gewandheit anzueignen, die während des Sprechens selbst nicht mehr ängstlich an eine Regel des Gestikulirens denkt. Doch dies führt mich von

selbst zu den letzten noch übrigen Erörterungen, welche das Ganze beschliessen *).

*) Die speciellen Regeln, die der Verf. über die Gestikulation giebt, namentlich über die malerische Gestikulation, die gewiss im Allgemeinen dem Prediger nicht zu empfehlen ist, halte ich für unpraktisch, und bin der Meinung, dass über die Bewegung der Arme und Hände in Schriften nur solche Regeln gegeben werden können, die das Anstössige abwehren. Die Gestikulation hat freilich auch durch die Natur eine allgemeine Grundlage; aber sie wird vielfältig durch die Landes- und Volkssitte, und noch weit mehr durch die Individualität bestimmt und beschränkt. Daher lässt sich die Gestikulation gar nicht erlernen; am wenigsten durch schriftliche Regeln, deren Ausübung grösstentheils nichts als Lächerliches hervorbringen würde. Man höre z. B. eine Regel aus Schillings Kunst der äusseren Kanzelberedsamkeit, S. 583 f. Kehren wir aber den Satz um, tragen vielleicht folgende Stelle aus einer Neujahrspredigt von Tzschirner vor: „„Trauer und Betrübniß über den Untergang zahlloser unentwickelter Kräfte über die Ungleichheit der menschlichen Schicksale und über das traurige Loos vieler Wohlthäter unseres Geschlechts erfüllet bei der Wahrnehmung dieser Erscheinungen die Seele des Weisen. Doch Augenblicke nur verweilet diese Trauer in seinem Gemüthe, bald kehrt er wieder zu einer heitern Ansicht der menschlichen Dinge zurück, denn er betrachtet den Wechsel der Zeitalter in dem Glauben an eine Welt, wo die Menschen aller Zeiten fortdauern und reifen““ und man wird finden, nicht allein, wie auch die äussere Haltung und Bewegung des Körpers dabei eine ganz entgegengesetzte (!?) ist, sondern besonders auch, wie die Modulation bei dem „„doch Augenblicke nur““ von dem vorangegangenen Gefühle der Trauer zu dem der auf frommem Glauben beruhenden Heiterkeit weit schneller und in kürzerer Harmonie bewerkstelliget wird; sie ist ganz gering die Veränderung, welche der Körper in seiner Richtung (?) vornimmt, und die eben vorher Trauer und Betrübniß ausprechende Erschlafftheit in den Wangenmuskeln, das Matte im Auge und Blick, die Wolke auf der Stirn (!!!) gestaltet sich in dem fließendsten Uebergange zu ernster Ruhe um, in welche sich die Zeichen einer frommen Heiterkeit, ein sanfter offener Blick, ein geringes Aufheben (?) der Wangenmuskeln, ein bewegteres Leben um den Mund und eine leichtere und gefälligere schön geformte Bewegung der Arme alsbald einmischen.“ Solche Regeln sind theils unmöglich, theils aber nur geeignet, Schau- und nur Schauspieler zu bilden. Aber besseres, d. h. brauchbareres ist auch in der vorstehenden Abhandlung von der Mimik nicht enthalten.

Vierter Abschnitt.

Ueber das Memoriren und Extemporiren.

Verschieden ist die Art und Weise der mündlichen Mittheilung einer Rede. Sie wird entweder vorgelesen (wie dies in England herrschende Sitte der Geistlichen ist), oder frei vorgetragen, und dieser freie Vortrag ist entweder ein genaues Wiederholen der ausgearbeiteten, und nach allen einzelnen Gedanken und Worten im Gedächtnisse treu niedergelegten Rede, oder ein Extemporiren. Jenes Ablesen kann nun wohl ohne Bedenken bei solchen Vorträgen gerechtfertigt werden, die zwar gewöhnlich unter dem Namen: Reden (*orationes*) auftreten, aber im Grunde mehr oratorisch-artige Vorträge sind, und nicht sowohl eine kräftige, auf Bestimmung des Willens wirkende Erregung des ganzen Gemüths, als irgend einen andern löblichen Zweck beabsichtigen. So wenig aber die politischen Redner der Alten ein Ablesen des Niedergeschriebenen sich erlaubten (daher die rhetorischen Anweisungen der Griechen und Römer einen vorzüglichen Werth auf den Besitz eines treuen Gedächtnisses legen, und die Uebung und Bildung desselben sehr dringend empfehlen, vgl. *Cicero de orat. l. 1. c. 34. Quinctil. institutt. oratt. l. 11. c. 2.*); eben so wenig kann eine vorgelesene geistliche Rede, auf der Kanzel oder am Altar, vollkommen seyn und leisten, was sie als Rede seyn und leisten soll. Diesen Grundsatz vermögen weder die Beispiele gelesener geistlicher Reden aus den ersten christlichen Jahrhun-

derthen *) zu widerlegen — noch die einzelnen Ausnahmen ausgezeichneter Kanzelredner der neueren Zeit, welche, durch besondere Umstände dazu genöthigt, bei dem trefflichen, tief ergreifenden Inhalte ihrer Predigten, bei der allgemeinen Liebe und Achtung, die ihnen zu Theil wird, und bei der Art, wie sie ihre Predigten lesen, auch bei dieser Methode nicht ohne grossen und gesegneten Erfolg zu ihren Gemeinden sprechen. Am wenigsten kann man sich auf die Sitte der englischen Prediger berufen. Denn, nicht zu gedenken, dass es zunächst ein politischer Grund war, der die englische Geistlichkeit eine Zeitlang sogar gesetzlich zum Ablesen der Predigten verpflichtete, damit jeder, der eine politische Aeusserung ausgesprochen hatte, zur Verantwortung aufgefordert, aus seinem Konzept nachweisen konnte, was er wirklich gesprochen habe, so kann ja überhaupt das ganze englische Kirchenwesen in keiner Hinsicht als ein Muster der Nachahmung betrachtet werden. Und mit dem trockenen, blos belehrenden, dogmatisch - polemisirenden Inhalte und Charakter der meisten englischen Predigten, die mehr an das Katheder, als an die Kanzel erinnern, mag das Ablesen wohl übereinstimmen. Eine Rede, die wirklich Kraft und Leben hat, die eine wirklich lebendige, zwischen dem Redner und den Zuhörern vor sich gehende Handlung ist, wie es jede seyn soll, verträgt jene Art der Mittheilung nicht, wenn sie ganz und vollkommen in ihrem Charakter bleiben soll. Wir wollen zwar keineswegs in Abrede seyn, dass eine verständliche, richtige, ausdrucksvolle Deklamation auch durch das Vorlesen der Rede nicht nothwendig aufgehoben werde. Wo bleibt aber die freie und lebendige Aktion, wenn der Redner mit unverwandtem Auge auf das Konzept zu blicken, oder es sogar, wegen Kurzsichtigkeit, emporzuheben, und mit beiden

*) *Jerrarii liber de ritu sacrarum ecclesiae veteris concionum, cum praefatione Graevii, Ultrajecti, 1692. liber 2, c. 13. ff.*

Händen festzuhalten genöthigt ist? Eher lässt sich das Lesen der Predigt vertheidigen, wenn sich der Redner mit den Gedanken und Worten des Konzepts wenigstens in so weit vertraut gemacht hat, dass er, durch ein gutes Auge unterstützt, vielleicht auch mit Hülfe eines erhöhten Kanzelpultes, die einzelnen Perioden des vor ihm liegenden Konzepts nur zu überblicken, oder nur auf das Anfangswort jeder Periode hinzusehen braucht, ohne es in die Hand zu nehmen, oder sich auffallend niederzubücken, oder mit unverwandtem Auge jede Zeile des Manuskripts zu verfolgen. Dann ist nicht mehr von einem eigentlichen förmlichen Ablesen die Rede; die Predigt ist gewissermaassen memorirt, und der Prediger bedient sich blos für einzelne Momente der Hülfe des Manuskripts. Nur entsteht dabei immer die Frage, ob der Prediger diesen theilweisen Gebrauch des Manuskripts während der Predigt selbst so einzurichten vermag, dass der Zuhörer auf keine Weise daran erinnert wird, der Redner nehme doch am Anfange oder am Schlusse jeder Periode seine Zuflucht zu dem vorliegenden Konzept? Denn diese Erinnerung behält doch immer, mehr oder weniger, etwas den Zuhörer Störendes. Die Rede ist eine Handlung, die zwischen dem Redner und den Zuhörern in lebendiger Wechselwirkung vor sich geht; und bei jedem Produkte der wahren und ächten Beredsamkeit setzt man voraus, dass der Redner nicht nur mit der lebendigsten Theilnahme spreche (indem alles, was er sagt, wirklich aus seinem Gemüthe komme, und ihm auf keine Weise fremdartig sey), sondern auch, dass er die ganze Denkungs-, Empfindungs- und Handlungsweise seiner Zuhörer immer berücksichtige, dass er den Ausdruck seiner Gedanken und Gefühle an diejenigen Veränderungen des inneren Lebens seiner Zuhörer anknüpfe, welche sich bei dem Anhören der Rede aus psychologischen Gründen erwarten lassen. In so fern soll die Rede wie ein Erzeugniss derjenigen Augen-

blicke selbst hervortreten, in denen der Redner wirklich im Kreise seiner Zuhörer ist, und mit ihnen geistig handelt. Hier könnte man einwenden: „dies sey am Ende doch eine blosse (gleichsam theatralische) Illusion, wenn die Rede nicht wirklich extemporirt, sondern vorher wörtlich aufgeschrieben und memorirt werde, und wenn es den Zuhörern bekannt sey, dass sich der Redner auf diese Art vorzubereiten pflegt; es komme dann ziemlich auf dasselbe hinaus, ob der Redner durch mannichfaltige einzelne Blicke in das Konzept an jene vorausgegangene, den Zuhörern einmal bekannte, genaue Vorbereitung erinnere oder nicht.“ Ich möchte diesen Einwurf selbst eine Illusion nennen. Man suche sich nur das Verhältniss zwischen dem Redner und den Zuhörern völlig klar zu machen. Was in der Zukunft liegt (die lebendige Handlung, die zwischen dem Redner und den Zuhörern vor sich gehen wird), das nimmt allerdings der Redner, der seinen Vortrag meditirt, schriftlich aufzeichnet und memorirt, gewissermaassen voraus, das sucht er sich lebhaft zu vergegenwärtigen. Kommt es dann zur wirklichen Handlung der öffentlichen Rede, so wiederholt und erneuert sich dieses ganze innere Leben des Redners im Zusammenhange; und wer möchte behaupten, dass es jetzt, da sich der Redner wirklich im Kreise der Zuhörer erblickt, unter feierlichen Umgebungen, weniger lebendig seyn, weniger aus seinem Innersten kommen müsste, als vorher, in den einzelnen, oft unterbrochenen Stunden der einsamen Meditation auf dem Studierzimmer? Mögen nun seine Zuhörer immerhin wissen, wie sich der Redner vorzubereiten pflege; er will ihnen auch keineswegs durch den freien Vortrag einer memorirten Rede das Gegentheil glaublich machen: aber er spricht mit derselben Theilnahme und Lebendigkeit, als ob die dargestellten Gedanken und Gefühle eben jetzt erst, an diesem Orte, durch die wirkliche Gemeinschaft mit diesen Zuhörern, in ihm entstanden wären, und sein

Gemüth ergriffen hätten, und seine Zuhörer denken in diesen Augenblicken, während der Handlung, nur an jene erste Schöpfung dieser Gedanken und Gefühle des Redners, sie werden mit ihrem inneren Handeln so in das innere Handeln des Redners mit hineingezogen, dass sie jetzt zwischen jenem ersten Hervorbringen und diesem Erneuern seines inneren Lebens gar nicht unterscheiden; der Gedanke: „die Rede ist vorbereitet, die Handlung geschah schon früher in der lebendigen Einbildungskraft des Redners“ tritt jetzt völlig in den Hintergrund, so wie der Redner selbst an die vorausgegangenen Stunden und Mühen der Vorbereitung nicht mehr denkt. Je wichtiger nun diese lebendige Theilnahme von beiden Seiten für die Wirksamkeit der Rede ist, desto sorgfältiger muss auch alles vermieden werden, was jenen, ganz in den Hintergrund getretenen Gedanken hervorzieht, und an das vorausgegangene Meditiren und Konzipiren, während der Rede selbst, besonders erinnert. Tadelt man also mit Recht jene fehlerhafte Deklamation, welche nicht selten (besonders bei dem ängstlichen Anfänger) auch bei einer fleissig memorirten und frei vorgetragenen Rede auf eine unangenehme Weise an das Auswendiggelernte erinnert; so dürfte wohl auch das häufige Blicken in das vorliegende Konzept (wenn es den Zuhörern nicht verborgen bleiben kann) immer als eine störende Unvollkommenheit zu betrachten seyn. Indem der Redner in dieser Abhängigkeit von dem Konzepte handelt, und dem Zuhörer diese Abhängigkeit bemerklich macht, versetzt er sich gewissermaassen in die vorige, den öffentlichen Akt der Rede bloß vorbereitende Thätigkeit, wo er noch nicht in dieser wirklichen Gemeinschaft mit dem Zuhörer stand, zurück, in jene Thätigkeit, die jetzt für beide völlig in den Hintergrund gewichen seyn sollte; die lebendige Wechselwirkung zwischen beiden wird, mehr oder weniger, unterbrochen. Allgemein anwendbar könnte übrigens diese Methode schon darum nicht werden,

weil sie ein gutes, in die Ferne leicht sehendes Auge voraussetzt, das viele von Natur nicht haben, oder in höheren Jahren verlieren. Und, in welche Verlegenheit wird der Prediger, der nicht gewohnt ist, einen Vortrag ohne diese Hülfe des Konzepts zu halten, vor dem Altar versetzt, oder an jedem andern Orte, wo die Lokalität kein Hinlegen und Aufschlagen des Manuskripts gestattet! Es ist nun freilich Thatsache der Erfahrung, dass manche von Natur einer solchen Treue des Gedächtnisses ermangeln, wie sie erfordert wird, um einen längeren Vortrag (von dem gewöhnlichen Umfange einer Predigt) ohne alle Hülfe des Konzepts zu halten, und selbst durch alle Uebungen des Gedächtnisses diese Gabe doch nicht erringen. Sollten aber auch solche den Beruf des öffentlichen Redners erwählen? und sollten nicht überall mit denjenigen, die im Begriff sind, Theologie zu studieren, ehe sie diese Laufbahn wirklich betreten, weit strengere Prüfungen, als sie in der Regel geschehen, angestellt werden, die ausser vielen andern zum geistlichen Stande nothwendigen, äusseren und inneren Eigenschaften, auch diesen wichtigen Punkt berücksichtigen? *). Ein ganz anderer Fall ist da, wo ein Prediger im Fortgange der Jahre die Treue und Sicherheit des Gedächtnisses, die ihn bisher unterstützt hatte, allmählig verliert, oder durch körperliche, den Kopf angreifende Leiden an einem solchen Memoriren des Vortrags, wodurch alle Hülfe des Konzepts entbehrlich werden könnte, durchaus gehindert wird, oder in ein solches unvermeidliches Gedränge der Amts-

*) Wenn man überhaupt beobachtet, in welcher Verfassung, mit welcher Roheit der Gesinnung und Lebensart, mit welchem Mangel an Talent und an wirklichem inneren Beruf zum geistlichen Stande so manche Jünglinge die Universitäten beziehen, um einst Prediger zu werden, so muss man den lebhaftesten Wunsch aussprechen, dass die geistlichen Behörden und Regierungen die Erlaubniss zum Studiren überhaupt, und namentlich zum Studium der Theologie, in unzähligen Fällen durchaus verweigern möchten, wo sie bis jetzt ohne Bedenken gegeben wird. Es beruht darauf das Heil der Kirche!

arbeiten kommt, dass er einen Vortrag zwar wörtlich aufzuschreiben, aber nicht eben so wörtlich zu memoriren vermag, und dabei sich selbst mit gutem Gewissen sagen kann, dass er nach seinen Kräften und Anlagen seine Pflicht vollkommener erfülle, d. h. besser predige, wenn er sich auf die oben beschriebene Art seines Konzepts während der Predigt bedient, als, wenn er sich ganz auf sein Gedächtniss verlassen, oder theilweise extemporiren wollte. Hier sind Nöthigungen vorhanden, die einzelne Prediger wohl vor ihren Gemeinden rechtfertigen, wenn sie entweder für gewöhnlich, oder in einzelnen Fällen diese Methode des Vortrags, so weit es möglich ist, mit der Behauptung des Charakters, den eine Rede, als lebendige Handlung zwischen dem Redner und den Zuhörern haben soll, zu vereinigen suchen. Am wenigsten dürfte gegen denjenigen Gebrauch des Konzepts auf der Kanzel einzuwenden seyn, der sich darauf beschränkt, dass man das schriftlich Ausgearbeitete und treu Memorirte, sey es im vollständigen Konzepte, oder in einem gedrängten Auszuge, der blos den Anfang jeder Periode nach Art einer Tabelle enthält, vor sich hinlegt. Schon das Bewusstseyn, diese schriftliche Hülfe, wenn irgend je die Nothwendigkeit derselben eintreten sollte, sogleich bei der Hand zu haben, kann manchem Prediger, der einmal etwas ängstlich memorirt, und noch nicht gewohnt ist, im Nothfall einzelne Sätze gut zu extemporiren, über diese Aengstlichkeit hinweghelfen, und seinen ganzen Vortrag fester und sicherer machen. Unbedingt hat übrigens unter den deutschen Homiletikern wohl niemand leicht das Lesen der Predigten vertheidigt. Eine frühere Schrift eines Ungenannten: I. S. A. Vertheidigung und Empfehlung des Herlesens der Predigten auf der Kanzel, Nürnberg, 1804. kann ich blos anführen, da es mir an Gelegenheit zur näheren Einsicht in ihren Inhalt fehlt. Unter dem Namen: Micylus Paulus rechtfertigt ein anderer Verfasser eines Aufsatzes in der Oppositionsschrift für

Christenthum und Gottesgelahrtheit von Schröter und Klein, 5. B. 3. H. 1822. S. 303 ff. das Lesen der Predigten, vorausgesetzt, dass der Redner, durch ein gutes Auge unterstützt, eine gute Deklamation und Aktion damit verbinden könne. Treffliche Bemerkungen über diese Abhandlung, die in das Wesen der Sache tiefer eingehen, und die Behauptungen des Verf. mehr beschränken von Schröter, s. in derselben Oppositionsschrift 5. B. 4. H. 1822. Einen sehr eingeschränkten Gebrauch des Konzepts vertheidigt Zosimus Moderatus in der von Bretschneider und Schröter fortgesetzten Oppositionsschrift 8. B. 2. H. 1825. S. 304 ff.

Grössere Verschiedenheit zeigt sich in den Urtheilen über den Werth und die Zulässigkeit des Extemporirens. Ein allgemein bejahendes oder allgemein verneinendes Urtheil kann bei diesem Punkte um so weniger die Wahrheit treffen, je genauer dabei die verschiedenen geistigen Anlagen und Kräfte, so wie die äusseren Umstände in Betrachtung kommen, und je sichtbarer der ganze Standpunkt der Frage verändert wird, je nachdem man das Extemporiren in einem engeren oder in einem weiteren Sinne nimmt. Wohl unterscheiden müssen wir also zuvörderst: 1) ein augenblickliches Extemporiren, dem keine weitere Vorbereitung vorausgeht, als, dass man einen oder etliche Gedanken, wie sie sich eben zunächst durch einen biblischen Text, oder durch irgend einen äusseren Umstand und Vorfall darbieten, schnell ergreift, und in ihrem wesentlichen Inhalte flüchtig übersieht, nicht nur die stylistische Einkleidung, sondern auch die ganze Entwicklung der Gedanken selbst und ihre Verknüpfung zu einer gewissen Einheit, den Eingebungen des Augenblicks überlassend; 2) das Reden über einen kurzen, schriftlich entworfenen, und in dieser Kürze dem Gedächtniss anvertrauten Grundriss, der nur den Hauptgedanken des Einganges, die genau begrenzte Proposition, die Theile mit ihren Untertheilen (vielleicht

auch Hauptgedanken der Untertheile) enthält, wo also mit der stylistischen Darstellung auch die weitere materielle Ausführung des Entworfenen ebenfalls den Augenblicken des öffentlichen Redens selbst anheimgestellt wird; 3) ein Reden, dem ein solches Meditiren oder auch Konzipiren vorangeht, wodurch der Redner in den Stand gesetzt wird, ehe er öffentlich auftritt, genau zu wissen und zu übersehen, was er in jedem einzelnen Satze sagen wolle. Hier unterscheidet sich die Vorbereitung des Redners von dem eigentlichen Memoriren nur dadurch, dass sie genau die Sachen, und den ganzen Gang der Gedanken von einer Periode zur andern, nicht aber die einzelnen Worte und Wendungen des Ausdrucks in das Auge fasst, und das Extemporiren bezieht sich eigentlich nur auf den Styl, einzelne Sätze abgerechnet, wo man vielleicht während des Sprechens selbst, von der Begeisterung ergriffen, auf irgend einen andern, glücklichen, in der vorangegangenen Meditation noch nicht begriffenen Gedanken kommt, den man nun an die Stelle des meditierten setzt, oder damit verbindet; ein Fall, der wohl auch dann begegnen kann, wenn die Rede wörtlich streng memorirt worden war. Was nun zuvörderst jenes augenblickliche Extemporiren betrifft, so würde allerdings derjenige Redner auf der höchsten Stufe der Vollendung stehen, der es wirklich vermöchte, ohne weitere Vorbereitung, auf der Stelle, aus der Fülle seiner Gedanken und Gefühle, irgend ein vorgelegtes oder von ihm selbst ergriffenes Thema so im mündlichen Vortrage durchzuführen, dass den gerechten Anforderungen an den materiellen und formellen Gehalt einer Rede in jeder Hinsicht Genüge geschähe. Dann würde der Akt des öffentlichen Redens nicht ein Nachbilden und Erneuern der von Seiten des Redners vorausgenommenen und in der Phantasie vergegenwärtigten Handlung zwischen dem Redner und den Zuhörern seyn; die Handlung würde auch auf Seiten des Redners wirklich eben jetzt erst anheben, und, so wie

sie in seinem Innern, mitten im Kreise der wirklich gegenwärtigen Zuhörer, entsteht und fortschreitet, sich unmittelbar auch in der Anschauung darstellen, es müsste dann alles verschwinden, was auch nur auf die entfernteste Art an jene die wirkliche Handlung vorausnehmende Thätigkeit erinnern könnte *). Dass es einzelne Subjekte gebe, die eine solche Fertigkeit bewähren, über einen beliebigen Gegenstand, der in dem Umkreise ihrer Kenntnisse liegt, nicht bloß ohne Anstoss, ohne Stocken und ängstliche Verlegenheit, sondern auch mit wirklichem Eindruck und Beifall zu sprechen, können wir wohl nicht in Abrede stellen. Wenn man aber bedenkt, wie gering die Anzahl dieser vorzüglich Begabten sey; wie sehr dabei selbst das hervorragende Talent von günstigen Stimmungen des Augenblicks, die man nicht immer in seiner Gewalt hat, selbst von mancherlei körperlichen Dispositionen, mehr oder weniger, abhängig bleibe; wie nahe bei einem solchen Extemporiren, wo es zur Regel gemacht wird, immer die Gefahr liege, den Mangel des nicht immer im Augenblick herbeikommenden, völlig passenden Gedankens doch hie und da durch Wiederholungen und Wortfülle zu ersetzen, oder sich an gewisse gleichsam stehende Gedanken und Formen des Ausdrucks zu gewöhnen; wie es endlich fast unmöglich sey, bei dieser Art des Extemporirens auf den Styl dieselbe Sorgfalt zu wenden, welche allein die vorausgegangene Meditation gestattet; so kann man diese Methode unmöglich zum regelmässigen Gebrauch empfehlen, so darf ein augenblickliches Extemporiren immer nur in den (gewiss selten eintretenden) Fällen gerechtfertigt werden, wo die äussere Aufforderung zu einem öffentlichen Vortrage so schnell und unerwartet ist, und dem Redner, im Drange gebietender äusserer Umstände, so wenig Zeit und Ruhe gestattet, dass

*) S. Danz die Wissenschaften des geistlichen Berufs im Grundriss S. 76.

ausser dem flüchtigen Sammeln einiger passender Gedanken keine weitere Vorbereitung statt finden kann. In Beziehung auf solche Fälle muss man allerdings wünschen, dass jeder öffentliche Redner, dem solche Aufforderungen in seinen Amtsverhältnissen begegnen können, öfters in Stunden der Musse und Ruhe mit sich selbst zu Rathe gehe, was und wie er wohl in solchen Verhältnissen zu dem bestimmten Kreise seiner Zuhörer am besten sprechen könne, und durch frühzeitige vorbereitende Uebungen eine gewisse Fertigkeit sich aneigne, auch in einer so extemporirten Rede die Erwartungen seiner Zuhörer nicht unbefriedigt zu lassen. Auf der andern Seite werden aber auch verständige Zuhörer in solchen Fällen ihre Ansprüche an die Leistungen des Redners von selbst herabstimmen, und weder einen Vortrag von gewöhnlicher Länge, noch dieselbe umfassende Behandlung der Gedanken, oder dieselbe Präcision des Styls und periodische Ausbildung erwarten, die sie in andern seiner Vorträge zu finden gewohnt sind. Die Vertheidiger des freien, nicht memorirten Vortrags, die ihn als regelmässige Methode empfehlen, denken dabei nicht sowohl an das augenblickliche, als vielmehr an das Extemporiren in dem zweiten oben bemerkten Sinne, d. h. ein freies Sprechen, dem ein genau entworfener, und dem Gedächtniss anvertrauter, kurzer Grundriss der ganzen Rede vorangeht. Es wäre höchst ungerecht, diejenigen, welche diesem Extemporiren in öffentlichen Schriften das Wort reden, darum als Vertheidiger einer entehrenden Trägheit und Bequemlichkeitsliebe zu betrachten. Sie fordern einen wohl durchdachten, nach allen Seiten hin reiflich erwogenen Grundriss, und dispensiren den Redner blos von dem ausführlicheren, jeden einzelnen Satz genau vorherbestimmenden, wörtlichen Konzipiren und Meditiren; weil es einmal in der Subjektivität manches Redners liege, durch das Auswendiglernen eines vollständig ausgearbeiteten Vortrags, und durch das Bemühen, ihn wörtlich genau zu halten, in

eine eigenthümliche ängstliche Stimmung versetzt zu werden, welche dann leicht auf den äusseren Vortrag nachtheilig wirke, aber bei jenem Extemporiren verschwinde; weil die Anstrengung des Memorirens auf die geistige und körperliche Disposition eines Redners, der oft hintereinander öffentliche Vorträge zu halten, dabei auch mannichfaltige andere zerstreuende Geschäfte zu verwalten hat, und nicht gerade durch ein sehr schnell fassendes und auf einige Zeit fest haltendes Gedächtniss unterstützt wird, leicht einen so schädlichen Einfluss äussere, dass seine Thätigkeit frühzeitig abgestumpft, seine Lebenskraft aufgerieben werde; weil es dem Prediger, bei besondern Veranlassungen zum öffentlichen Reden, die eine schnelle Vorbereitung fordern, oder bei ungewöhnlich gehäuften Geschäften unmöglich sei, eine geistliche Rede vollständig niederzuschreiben und zu memoriren. Sie rühmen zugleich die eigenthümlichen Vorthelle, welche diese Art des Extemporirens gewähre. Der Inhalt der Predigt, sagt man, gewinnt dabei an ergreifenden, für den gegenwärtigen Zweck und für den bestimmten Kreis der Zuhörer vorzüglich passenden, oft wahrhaft originellen Gedanken. Die feierliche Sabbathstille, der ernste Glockenton, die religiösen Gesänge, welche der Predigt vorangehen, und die Herzen der Gemeinde, wie des Predigers himmelwärts richten, der Anblick des geweihten Ortes selbst, wo das Geräusch des gewöhnlichen Lebens schweigt, die wirkliche Gegenwart einer andächtig gestimmten, und dem Redner mit gespannter Aufmerksamkeit folgenden Versammlung, der Hinblick auf die verschiedenen äussern Verhältnisse der versammelten Zuhörer, und die daran geknüpften geistigen Bedürfnisse, welche von Seiten des Redners Befriedigung erwarten; endlich die höhere Spannung aller Gemüthskräfte des Redenden selbst, in welche das Extemporiren versetzt: dies alles weckt so manchen trefflichen Gedanken, oder bringt ihn zur vollkommensten Klarheit und Anschaulichkeit, der sich dem

Redner, während der einsamen Meditation auf seinem Zimmer, entweder gar nicht dargeboten hätte, oder ihm wenigstens nicht in dieser Bestimmtheit, Klarheit, Bedeutsamkeit des Inhalts. Daher gewinnt auch die stylistische Darstellung und der äussere Vortrag des extemporirenden Redners an Lebendigkeit, Herzlichkeit, Einfachheit, allgemeiner Fasslichkeit. Der eigenthümliche lebendige Schwung, den die geistigen Kräfte des Redners bei diesem freien Vortrage nehmen, durchdringt auch die ganze Form der Rede mit eigenthümlicher Lebendigkeit und Wärme. Die einzelnen Vorstellungen selbst interessiren und ergreifen das Gemüth des Redners, wenn sie eben noch neu sind, im Augenblick des Entstehens, gleichsam in ihrer jugendlichen Kraftfülle, stärker und inniger, als, wenn sie während des vollständigen Ausarbeitens und wörtlichen Memorirens schon oft, in einer bestimmten Form, vor seiner Seele vorübergegangen waren. Indem der wörtlich konzipirende und memorirende Redner über dem Abrunden der Perioden und dem Ausbilden der ästhetischen Form überhaupt leicht versucht wird, Ausdrücke zu ergreifen, welche die Kunst zu sehr verrathen, oder für Zuhörer, die nicht den höheren Ständen angehören, etwas Unverständliches haben, kommen dem extemporirenden die natürlichsten, leichtesten, fasslichsten Gedankenformen und Ausdrücke entgegen, weil er hier durch den wirklichen Anblick der Zuhörer immer an die Forderungen der Popularität erinnert wird, und nicht einmal Zeit hat, rhetorisch zu künsteln. Man beruft sich dabei auf die oft gemachte Erfahrung, dass ein extemporaner Vortrag grösseren Eindruck auf die Zuhörer gemacht habe, als ein wörtlich aufgeschriebener und memorirter. So wenig wir nun das Wahre verkennen mögen, was diesen Bemerkungen und Erfahrungen zum Grunde liegt; so müssen wir doch eben so unparteiisch zuvörderst fragen: sind die gerühmten Vortheile so an diese extemporirende Methode gebunden, dass sie bei dem

vollständigen Ausarbeiten und Memoriren nicht in demselben Grade statt finden könnten? Dies dürfte wohl weder *a priori*, noch erfahrungsmässig bewiesen werden können. Von jedem Redner, namentlich von dem geistlichen, der in bestimmten Amtsverhältnissen lebt, kann und darf man mit Recht voraussetzen, dass er sein Publikum kenne, dass er sich schon während der Meditation über den gewählten Gegenstand die Bedürfnisse der Zuhörer lebhaft vergegenwärtige, und in den bestimmten Kreis derselben hineinversetze. Schwebt ihm dieses Bild, klar und richtig gefasst, während der Ausarbeitung seiner Rede immer vor Augen; sollten ihm nicht schon dadurch in der Regel die passendsten Gedanken und treffendsten Ausdrücke dargeboten werden? Und wenn dann auch in den Augenblicken der wirklichen Handlung zwischen dem Redner und den Zuhörern, wie die Erfahrung nicht selten bezeugt, irgend ein Gedanke oder irgend ein Ausdruck, der in der That noch ergreifender, noch passender, noch einfacher und verständlicher ist, als, was an dieser Stelle im ausgearbeiteten Konzepte steht, in dem Gemüthe des Redenden hervortritt: das vorhergegangene Konzipiren und Meditiren kann doch gewiss den Redner, der einmal die Aengstlichkeit des Anfängers überwunden hat, nicht hindern, von diesen günstigen Eingebungen des Augenblicks Gebrauch zu machen, ohne dass er dadurch den Faden des memorirten Vortrags verliert. Von jedem Redner setzen wir voraus, dass er den gewählten Gegenstand mit wahrer lebendiger Theilnahme des ganzen Gemüths ergriffen habe. Sollte nun auch dieses ursprüngliche Feuer der Begeisterung unter dem mehrmaligen Wiederholen derselben Gedanken und Gedankenformen bei dem Memoriren etwas gedämpft werden, (eine Erscheinung, die am häufigsten da hervortritt, wo der Redner das Memoriren übertreibt, d. h. so ängstlich auswendig lernt, dass er zuletzt den ganzen Vortrag mechanisch für sich hersagt, ohne thätige Begleitung seines Gedankens

und seiner Empfindung), der feierliche Augenblick, der ihn in die wirkliche Mitte seiner Zuhörer, und an die geweihte Stätte führt, hat eine eigenthümliche Kraft, jenes ursprüngliche Feuer wieder anzufachen. Ich wenigstens kann aus Erfahrung bezeugen, dass ich die Kraft und Stärke christlich-religiöser und moralischer Wahrheiten, in den Augenblicken des öffentlichen Redens selbst, auch bei wörtlich memorirten Vorträgen, niemals in geringerem Grade, ja sehr häufig noch lebhafter und inniger empfinde, als bei der vorhergegangenen ersten Meditation. Aber eben so sehr kommt eine zweite Frage in Betrachtung: gewährt jene extemporende Methode die gerühmten Vortheile unbedingt und immer? und können nicht auch bedeutende Nachtheile an ihre Stelle treten? Wenn auf der einen Seite die lebendige Schöpfung origineller, vorzüglich passender, ergreifender Gedanken bei dem Extemporiren, namentlich auf der Kanzel und am Altar, durch die oben bemerkten günstig zusammentreffenden Umstände nicht selten gefördert werden kann; so lässt sich doch auf der andern Seite die Erfahrung nicht zurückweisen, dass auch der kenntnissreiche, gewandte, und seinen Beruf mit wahrer Theilnahme betreibende Redner solchen zufälligen Umständen ausgesetzt bleibe, welche das weitere, für die Augenblicke des öffentlichen Sprechens selbst aufbewahrte Ausbilden desjenigen Stoffes, der, im Grundrisse verzeichnet, im Gedächtniss liegt, eben nicht begünstigen. Man bedenke die Abhängigkeit von dem Wechsel körperlicher Dispositionen und geistiger Stimmungen, die es dem Redner, auch bei dem besten Willen, nicht immer möglich machen, mit der gewünschten vollkommenen Unbefangenheit und Munterkeit des Geistes öffentlich aufzutreten; an mannichfaltige, nicht immer vermeidliche, häusliche Störungen, oder an plötzlich eintretende, mit dem Geschäfte des Predigens in gar keiner Verbindung stehende, vielleicht verdrüssliche Amtsgeschäfte und Vorfälle, die unmittelbar vor dem Hal-

ten der Predigt auf den Ideengang des Redners, und auf seinen ganzen geistigen Zustand nachtheilig einwirken; an die verschiedenartigsten, nicht zu berechnenden Ereignisse, die in der Versammlung selbst, vor welcher man aufgetreten ist, während der Rede, die Aufmerksamkeit zerstreuen, und aus dem eingeleiteten Gedankenkreise, wenn er nicht vorher schon vollständig im Gedächtniss niedergelegt worden war, herausversetzen können. Ist es nicht unter solchen Umständen wohl begreiflich, wann mancher Redner, dem bei der einsamen und ungestörten Meditation über den gewählten Gegenstand eben so wahre, als passende und kräftige Gedanken reichlich zuströmen, bei dem extemporanen Vortrage mit dem peinlichen Gefühle einer gewissen temporären Gedankenarmuth zu kämpfen hat, mit einem Gefühle, das den Redner während des Vortrags selbst verlegen, missmuthig, ängstlich macht, und seiner ganzen Darstellung, so wie der körperlichen Beredsamkeit bald die nöthige Ruhe nimmt, bald die gewünschte Lebendigkeit und Wärme? Und, wie unwillkürlich sind öfters in der menschlichen Seele die Spiele der Phantasie, und die Verknüpfungen der Gedanken! Wie häufig wird selbst bei äusserlich ungestörter Meditation eine im Innern angefangene Gedankenreihe durch etwas Fremdartiges unterbrochen, ohne dass man sich selbst dieses unwillkürliche Spiel der Vorstellungen und Bilder in seinem ersten Entstehen gehörig zu erklären weiss! Der konzipirende Redner, der nicht blos den Grundriss seines Vortrags entwirft, sondern auch jede einzelne weitere Ausbildung eines Hauptgedankens vorbereitet, vermag bei genauer Prüfung alles desjenigen, was sich ihm in den Stunden der Meditation darbietet, jenes Fremdartige leicht zurückzuweisen, und durch eine gewisse Beherrschung seiner Meditation die passenderen Gedanken, welche die Ausführung dieses Gegenstandes vor allen andern nöthig macht, herbeizuführen. Dem Extemporirenden aber, am meisten dem geistig Lebendigen und

Phantasiereichen, kommt nur allzuleicht, an diesem und jenem Orte seines entworfenen Grundrisses, irgend ein Gedanke entgegen, der ihm in diesen Augenblicken, die eine genaue und allseitige Prüfung nicht gestatten, einleuchtet, seine Aufmerksamkeit fesselt, sein Gemüth ergreift, und ihn weiter und weiter in eine Digression hineinführt, wodurch die Rede entweder weitschweifig wird, oder gerade an solchen Gedanken verliert, welche der Redner selbst, bei vollständiger Ausarbeitung des Ganzen, für zweckmässiger und treffender erkannt, und mit keinem andern vertauscht haben würde. Wie mancher Extemporirende, der seine eigene Thätigkeit zu beobachten, und über sich selbst nachzudenken gewohnt ist, verlässt die heilige Stätte mit dem inneren Bekenntnisse, irgend einen Punkt der Ausführung, im Verhältnisse zu den übrigen, und zu dem eigentlichen Zweck der Rede, entweder zu ausführlich oder zu kurz behandelt, irgend eine wichtige nähere Bestimmung, Begrenzung, Erläuterung, Anwendung eines Gedankens vergessen, irgend ein Beispiel aus der Geschichte oder aus dem täglichen Leben nicht so, wie es für diesen Gegenstand, oder für diesen Kreis der Zuhörer, oder für die Würde der Kanzel am meisten geeignet war, im Augenblick gewählt, mit einem Worte sich selbst in materieller Hinsicht weniger genügt zu haben, als es bei einer mehr umfassenden Vorbereitung zu anderer Zeit geschah! Freilich bemerkt der Zuhörer in unzähligen Fällen solche Unvollkommenheiten nicht, wenigstens nicht im Augenblick des Sprechens. Zufrieden werden schon viele Zuhörer gestellt, und Beifall wird ihnen entlockt, wenn nur der extemporirende Redner in einem gewissen Zusammenhange, in einer gewandten, fließenden Sprache, mit lebendiger Deklamation und Aktion fortredet, und besonders, wenn er Gefühle zu erregen vermag. Aber, der heilige Zweck der geistlichen Beredsamkeit geht über den augenblicklichen Beifall und über flüchtige Gemüthserregungen weit hinaus: dauernde Eindrücke

auf das ganze innere geistige Leben der Zuhörer, die sich dann auch in Früchten des äusseren Lebens zeigen und gestalten, soll die geistliche Rede wirken, und dazu gehört auch, wie ich in der philosophischen und religiösen Begründung der Rhetorik und Homiletik hinlänglich gezeigt zu haben glaube, eine wahrhaft erleuchtende und überzeugende Darstellung des Gegenstandes, welche den Menschen als erkennendes und denkendes Wesen befriedigt. So wenig wir ferner läugnen wollen, dass mancher Redner bei dem Extemporiren, wenigstens in vielen einzelnen Fällen, gerade den einfachsten, natürlichsten und fasslichsten Ausdruck ergreift; so kann doch demjenigen, der sich, ausser seiner praktischen geistlichen Berufsthätigkeit, mit wissenschaftlichen Gegenständen, besonders mit philosophischer Spekulation, häufig beschäftigt, der im Gebiete der Wissenschaft immer fortzuschreiten sucht, leicht auch begegnen, dass ihm in jenen Augenblicken des Extemporirens ein abstrakter, nur dem gelehrten und sehr gebildeten Zuhörer verständlicher Ausdruck eher entgegen kommt, als der populäre. Es gehört überhaupt ein hoher Grad von Sprachfertigkeit und Gewandheit dazu, um bei dem extemporanen Vortrage jede Weitschweifigkeit im Styl, jede Unbestimmtheit einzelner Ausdrücke, die nur allzuleicht Missverständnisse veranlasst, jeden Verstoss gegen die Würde des behandelten Gegenstandes, oder gegen die Würde der heiligen Stätte überhaupt, jedes Herausfallen aus der angefangenen Konstruktion, oder aus dem angefangenen Bilde, jede Dunkelheit einer zu langen und schlep- pendenden Periode, zu vermeiden. Macht schon der wörtlich konzipirende Redner nicht selten die Erfahrung, wie sein Gedanke an diesem und jenem Orte mit der Wahl des rechten Ausdrucks oder der rechten Stellung der Worte zu kämpfen habe, wie viel leichter ist man stylistischen Mängeln ausgesetzt, wo die Ausdrücke erst in den Augenblicken des Sprechens gefunden und gewählt werden sollen! Unser gegenwärtiges Zeitalter

macht aber einmal an diese formelle Vollkommenheit des Vortrags grössere Ansprüche, als die vergangene Zeit; und selbst der ungebildete Zuhörer, der sich an solche Mängel bei weitem weniger stösst, als der gebildete, bemerkt doch leicht, wenn er Gelegenheit zur Vergleichung findet, den eigenthümlich ansprechenden Charakter einer durchgängig gut und passend stylisirten Rede, ob er gleich nicht im Stande ist, sich von den Gründen dieses Gefühls deutliche Rechenschaft zu geben. Dass endlich extemporirende Redner nicht selten mit sehr bezeichnender, ausdrucksvoller, lebendiger Deklamation und Aktion sprechen, ist Thatsache der Erfahrung; aber sie zeigt uns auch eben so häufige Beispiele solcher Prediger, die eben so eintönig singend deklamiren, wie sie sich in ihren extemporanen Vorträgen an gewisse immer wiederkehrende Gedankenreihen, Gedankenformen, periodische Wendungen mechanisch gewöhnt haben; sie giebt uns den nachtheiligen Einfluss zu bedenken, den die Verlegenheit und Aengstlichkeit des extemporirenden Redners, wenn er den Faden der Betrachtung wirklich verlieren, oder mit dem Ausdruck peinlich kämpfen sollte, auf den ganzen äusseren Vortrag hat; sie macht uns selbst auf Missgriffe aufmerksam, die dem lebendigen gefühlvollen Redner in den Augenblicken des Extemporirens wohl begegnen, aber durch eine mehr umfassende Vorbereitung, die sich bei jedem Satze auch die rechte Betonung, und das rechte Tempo im Voraus hinzudenkt, vermieden werden können. Diese Gründe für und gegen die Sache unpartheiisch erwägend, werden wir zu dem Endresultat geführt: so einleuchtend auch die Beispiele einzelner, aus der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, und aus der neueren Zeit nachgewiesener Männer sind, welche durch extemporanes Predigen die christliche Erbauung ihrer Gemeinden in keinem geringen Grade gefördert haben — als herrschende und regelmässige Norm auch diese Methode des Extemporirens nicht zu em-

pfehlen, sie kann aber in einzelnen Fällen, im Drange der Umstände, oder für die Subjektivität einzelner Redner nothwendig werden*). Zwar tritt diese Nothwendigkeit nicht so häufig ein, als mancher glaubt, sobald nur der geistliche Redner, der im Amte steht, seine Zeit gehörig einzutheilen, und für diejenigen Wochen, welche gewöhnlich im Laufe des Jahres am meisten mit Geschäften überhäuft sind, das Nöthige vorzubereiten weiss, und derjenige, der sich dem geistlichen Amte widmen will, die frühzeitige Uebung und Kultur des Gedächtnisses nicht vernachlässigt. Aber selbst der gewissenhafteste Mann kann bisweilen durch unvorhergesehene Umstände in einen solchen Drang der Geschäfte kommen, und so unerwartet schnell zu einem öffentlichen Vortrage veranlasst werden, dass, ausser dem Entwerfen und Durchdenken eines Grundrisses, der die Hauptsätze des Vortrags bezeichnet, keine andere Vorbereitung möglich ist; — Krankheit, Erschöpfung durch die vieljährigen Anstrengungen eines mühevollen Amtes, fortschreitende Lebensjahre können allmählig eine gewisse Schwäche des Gedächtnisses herbeiführen, die es dem Prediger nicht mehr erlaubt, eine wörtlich konzipirte Predigt genau im Gedächtnisse festzuhalten, und die Beschaffenheit des Gesichts verstattet auch nicht jedem, während der Rede selbst so von dem Konzept Gebrauch zu machen, dass der Vortrag nicht gänzlich aus dem Charakter einer lebendigen Handlung zwischen dem Redner und den Zuhörern herausfalle. Hier ist der Redner vor sich selbst und vor dem Publikum ge-

*) Auch die Rhetoren der Griechen und Römer rühmten die *facultas ex tempore dicendi* (τὸ αὐτοσχεδιάζειν) nicht als herrschende Gewohnheit, sondern als etwas, das sich der Redner aneignen müsse, um theils im Nothfall einen ganzen zusammenhängenden Vortrag, ohne vorausgegangenes Niederschreiben zu halten, theils von günstigen Eingebungen des Augenblicks bei dem Halten der memorirten Rede, oder von Ereignissen, die in der Versammlung eben jetzt geschahen, zweckmässigen Gebrauch zu machen. S. *Quinctil. institt. oratt. l. 4. c. 1. §. 54. l. 10. c. 7. Plinii epist. l. 1. ep. 20.*

rechtfertigt, wenn er sich jener extemporanen Redekunst bedient, wenn er die Vortheile, welche das Aussprechen eben jetzt erzeugter, mit jugendlicher Frische hervortretender Gedanken und Gefühle gewähren kann, nach dem Maasse seiner Kräfte geltend zu machen, und dadurch jene Vortheile, so weit es möglich ist, zu ersetzen sucht, welche das vollständige Ausarbeiten und Memoriren eines Vortrags hat. Am wenigsten dürfte gegen das Extemporiren in der dritten oben genannten Bedeutung einzuwenden seyn, das allerdings einen grösseren Zeitaufwand voraussetzt, d. h. dem ein solches Meditiren oder auch Konzipiren vorangeht, wodurch der Redner in den Stand gesetzt wird, ehe er öffentlich auftritt, genau zu wissen, und zu übersehen, was er in jedem einzelnen Satze sagen will. Hier sind dem Redner durch die vorausgegangene, sehr umfassende Meditation schon so bestimmte, dem Gedächtniss anvertraute Grenzen vorgezeichnet, dass er während des Sprechens gegen jede den Zusammenhang störende, oder die Rede durchwässernde Digression geschützt wird; es ist nur die Vollendung der stylistischen Form jedes einzelnen Gedankens, was man hier den Eingebungen des Augenblicks überlässt*); ja selbst ein grosser Theil der einzelnen stylistischen Wendungen wird bei dieser Art des Konzipirens und Meditirens schon vorbereitet, und, wenn sich auch der Redner keineswegs an ein wörtliches Memoriren bindet, wenn ihm auch bei dem wiederholten Durchdenken seines Vortrags bald diese bald jene Form des Ausdrucks für denselben Gedanken entgegenkommt, solche Ausdrücke, die für genauere Bestimmung gewisser Vorstellungen besonders wichtig sind, oder eine eigenthümliche Anschaulichkeit und Lebendigkeit haben, knüpfen sich doch schon von selbst an sein die Gedanken zunächst beachtendes Memoriren. Aber,

*) Manches Gedächtniss leistet die trefflichsten Dienste im Festhalten der Sachen, ohne eben so treu in den Worten zu seyn.

jede Art der extemporanen Rede — dies kann die Homiletik nicht ernst und dringend genug an das Herz legen — verlangt nothwendig, wenn sie nicht misslingen soll, frühzeitige vorbereitende Uebungen, und gewisse Maassregeln der homiletischen Klugheit. Unentbehrlich ist jedem, der in einem geistlichen Amte steht, eine Gabe des extemporanen Sprechens, nicht nur in Hinsicht auf das Geschäft des eigentlichen Predigens, sondern auch in Beziehung auf die mannichfaltigen und vielfach wechselnden Verhältnisse der Seelsorge, und auf die kleineren geistlichen Amtsreden, die vor dem Altar oder an andern Orten gesprochen werden. Denn solche Reden können oft gar nicht, wenigstens nicht wörtlich, vorbereitet werden, entweder, weil es der Drang der Geschäfte und die Kürze der Zeit nicht erlaubt, oder auch, weil da nicht selten (wie in der Privatbeichte) alles von der augenblicklichen und richtig treffenden Beachtung des gegenwärtigen geistigen Bedürfnisses und der geistigen Stimmung derer abhängt, zu denen man spricht. Um so dringender sind aber auch dem studierenden Jünglinge, der sich dem geistlichen Stande widmen will, vorbereitende Uebungen zu empfehlen, welche die Fähigkeit des extemporanen Redens zweckmässig wecken und ausbilden. Ich verstehe darunter Privatübungen, in denen der Studierende über irgend einen Gegenstand, der seinen Kenntnissen, seinen gegenwärtigen Beschäftigungen, seiner jetzigen Stimmung am meisten entspricht, einen kurzen extemporanen Vortrag, nach vorausgegangener kurzer Meditation zu halten versucht, entweder, wenn es geschehen kann, in Gegenwart eines erfahrenen akademischen Lehrers, der selbst im Predigen Uebung hat, oder im Kreise einiger Freunde, die mit ihm gleiches Interesse für den geistlichen Beruf im Herzen tragen, und ihm dann ihre Bemerkungen und Ansichten mittheilen. Denn den ersten Versuch des Extemporirens, ohne irgend eine vorausgegangene Uebung, auf der Kanzel selbst zu machen,

ist immer ein missliches Unternehmen, wenn man auch schon früher memorirte Vorträge öffentlich gehalten hat. Und die grösste Thorheit begehen diejenigen, welche, zum erstenmal an heiliger Stätte auftretend, absichtlich extemporiren*). Gelingt auch der Versuch einigermaassen, so ist doch eben dieses Gelingen im höchsten Grade verführerisch für den Anfänger, und flösst ihm ein sehr gefährliches kühnes Selbstvertrauen ein, das allmählig in völlige Trägheit und Nachlässigkeit übergeht, und eine völlige Abneigung gegen die Arbeit des wörtlichen Konzipirens und Memorirens erzeugt. Schon mancher, vom natürlichen Talent begünstigte Jüngling wurde dadurch (dies kann ich aus eignen Erfahrungen bezeugen) ein Schwätzer an heiliger Stätte, dass er zu frühzeitig und zu oft auf der Kanzel extemporirte, und den Beifall solcher Zuhörer, die sich von einem gewissen Fluss der Rede, von einzelnen das Gefühl erregenden Stellen, von einem lebhaften äusseren Vortrage wenigstens eine Zeitlang bestechen lassen, für das sichere Zeichen einer trefflich gelungenen extemporanen Rede nahm; während dagegen diejenigen, welche (besonders anfangs) mit Aengstlichkeit arbeiteten, welche das Konzipiren und Memoriren möglichst genau nahmen, auch dann, wenn sie auf irgend eine Art von der extemporanen Rede Gebrauch machten, einmal gewöhnt an jene Genauigkeit im Denken und Sprechen, ungleich mehr zu leisten vermochten. Und eben so sehr muss man den Anfänger warnen, wenn es dann zu den ersten öffentlichen Versuchen im Extemporiren kommt, dass er in Hinsicht der Art und Weise dieser Versuche nichts übereile. Das Extemporiren in der oben

*) Ich nehme diejenigen Fälle aus, wo sich der Anfänger, bei seiner ersten Predigt, vom Gedächtniss verlassen, nothgedrungen sieht, zu extemporiren, und Geistesgegenwart genug besitzt, um sich durch dieses Mittel ein beschämendes Verstummen und Aufhören zu ersparen, bis er den Faden der konzipirten und memorirten Rede wieder gefunden hat.

genannten dritten Bedeutung, das nur die Vollendung der stylistischen Form betrifft, ist unstreitig leichter, als die übrigen Methoden, welche den Eingebungen des Augenblicks das Materielle selbst, mehr oder weniger, anheimstellen; und dennoch dürfte auch dies, bei den ersten Versuchen, nicht auf den ganzen Vortrag auszudehnen seyn. Den Anfang mache der angehende Redner mit einzelnen kurzen, allmählig mit etwas längeren Stellen und Abschnitten der Ausführung seines Thema, von denen er sich selbst, bei der prüfenden Meditation, vorhersagen kann, dass sich ihm hier die passenden Gedankenformen, Gedankenverknüpfungen und Ausdrücke, in den Augenblicken des Sprechens, am ungezwungensten und leichtesten darbieten werden, — wenigstens leichter, als bei andern Punkten, deren eigenthümliche Schwierigkeit schon bei dem Geschäfte des Meditirens fühlbar wurde. Hat man die übrigen Theile und Abschnitte der Rede fest und im Zusammenhange dem Gedächtnisse anvertraut, so ist wohl schwerlich zu besorgen, dass man durch das Extemporiren einzelner Stellen den Faden des Vortrags verlieren werde*). Dabei kommt auch die Verschiedenheit des Ortes und der Versammlung sehr in Betrachtung. Nicht vor einem zahlreichen, glänzenden, zum grossen Theil aus gebildeten Zuhörern bestehenden Publikum, dessen Anblick eine besondere Schüchternheit einzuflössen vermag, trete man zuerst mit extemporaner Rede auf; sondern da, wo man am wenigsten gekannt wird, wo man eine kleine Versammlung vor sich sieht, und am wenigsten äussere Störungen zu fürchten hat, wo der geringere Bildungsgrad der Zuhörer im Ganzen weniger Ansprüche an die formelle Vollkommenheit der Rede macht, wie vor

*) Den Eingang allein zu extemporiren, ist freilich dem angehenden Redner niemals rathsam, theils weil der Redner selbst gerade anfangs am meisten eine gewisse Befangenheit und Schüchternheit empfindet, theils, weil der Zuhörer jeden Missgriff im Eingange am leichtesten zu bemerken pflegt.

einer kleinen Landgemeinde, oder vor einer Stadtgemeinde in Betstunden, in Wochenpredigten, in sogenannten Frühpredigten, die dem eigentlichen, zahlreicher besuchten, Vormittagsgottesdienste vorausgehen, mit einem Worte, wo man am unbefangenen reden zu können hofft. Sehr erleichtert und begünstigt wird endlich das extemporane Sprechen durch eben so kluge als erlaubte Maassregeln, welche die Wahl des Gegenstandes, die Disposition, die Methode des Meditirens selbst, und den Styl betreffen. Solche Wahrheiten, mit denen wir am meisten vertraut sind, über welche wir schon durch öfteres Nachdenken, Lektüre, Beobachtungen einen reichen Gedankenvorrath eingesammelt haben, die weder einen zu grossen Vorrath der Materialien herbeiführen (der sich in die gewöhnlichen Grenzen eines mündlichen Vortrags kaum zusammendrängen lässt), noch in der weiteren Entwicklung, Beweisführung und anschaulichen Erläuterung der Gedanken mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen haben — Gegenstände, für welche man gerade jetzt am meisten gestimmt und erwärmt ist, sind in der Regel für extemporane Vorträge am meisten geeignet. Ist dabei die Wahl des Textes freigestellt, so benutze man den bedeutenden Vortheil, den stehende und bindende Texte nicht immer darbieten, eine solche biblische Stelle zum Grunde legen zu können, welche die Hauptgedanken der Ausführung entweder ganz, oder doch grossentheils in sich enthält, und der extemporanen Rede zum sichern Leitfaden dienen kann. Die Disposition der Haupttheile und Untertheile werde möglichst einfach und natürlich entworfen, in präcisen und anschaulichen Gedankenformen; je mehr sie diese Eigenschaften besitzt, desto fester haftet sie im Gedächtniss, desto weniger wird sie durch die in den Augenblicken des Extemporirens sich darbietenden Vorstellungen verdunkelt. Bei dem Meditiren selbst richte man seine Aufmerksamkeit weniger auf eine tief eingehende, und im Abstrakten sich bewegende Speku-

lation (deren bestimmte, lichtvolle und populäre Darstellung im extemporanen Vortrage, wo die rechten Ausdrücke im Augenblick gefunden werden sollen, am leichtesten misslingt), als auf das unmittelbar Anschauliche und Praktische, dessen klare und richtige Bezeichnung dem Redner am leichtesten zu Gebote steht. Man lege es endlich bei dem Extemporiren nicht auf lange und künstlich gebaute Perioden an; denn nichts ist leichter, als eben hier aus der Periode zu fallen, den Anfang zu vergessen, sich in Konstruktionen zu verwirren, völlig unklar für die Zuhörer zu werden, und durch die Bemerkung, dass man es geworden sey, den nothwendigen guten Muth für den übrigen Theil der Rede zu verlieren. Geschieht es dennoch, dass man unwillkürlich im Strome der Gedanken und Gefühle eine Periode weiter fortspinnt, als man wollte, und gegen das Ende den Anfang nicht mehr gegenwärtig hat; so wähle man lieber ein schnell abbrechendes Anakoluthon, als das ungleich mehr auffallende Wiederholen und abermalige Ausspinnen der verunglückten Periode. Ueber die verschiedenen, die extemporane Predigt betreffenden Ansichten sind folgende Schriften und Abhandlungen besonders zu bemerken: Thiess Anleitung zur Amtsberedsamkeit der öffentlichen Religionslehrer des neunzehnten Jahrhunderts, Altona, 1801. S. 221 ff., der das Extemporiren unbedingt vertheidigte, und zur herrschenden Methode erheben wollte (vgl. s. Aufsatz im neuen Hallischen Journal für Prediger 23. B. 2. St.). Schuderoff Abhandlung im neuen Journal für Prediger 25. B. 1. St. (gegen Thiess Behauptungen gerichtet). Joh. Philipp Lang wider die Gefahr, in öffentlichen Kanzelvorträgen zu stocken, oder gänzlich zu verstummen, ein Versuch in Briefen, Frankfurt am Main, 1805. Göring über die der Jugend zu gebende Anleitung zu der Kunst, zusammenhängende Reihen von Gedanken in freien Vorträgen mitzutheilen; in dem von Rötger herausgegebenen neuen Jahrbuche des Pädagogium zu

Lieben Frauen in Magdeburg, 1806. Kottmeier über die extemporane Redekunst oder über die Kunst des freien Vortrags, vornehmlich für Prediger und solche, die es werden wollen, 3. Auflage, Leipzig, 1820. (vertheidigt das Extemporiren bedingt). Kirsten Abhandlung in Löffler Magazin für Prediger, 8. B. 1. St. Hannover, 1815. (vertheidigt das Extemporiren als diejenige Methode, welche in der Regel den Vorzug vor dem Konzipiren und wörtlichen Memoriren verdiene). Kunstler Abhandlung in Schuderoff Jahrbüchern für Religions-Kirchen- und Schulwesen, 15. Jahrgang, 30. B. 1. Heft, Leipzig, 1816. (gegen Kirstens Aufsatz gerichtet). Seltenreich wiederholte Apologie des Memorirens der Predigten im neuen Hallischen Journal für Prediger, 40. B. 1. St. 1816. Kochen: wie macht sich der Prediger die Geschicklichkeit zu eigen, nach einem kurzen Entwurfe oder auch fast ganz aus dem Stegreif zu reden, in Löffler Magazin für Prediger, 8. B. 2. St. Hannover, 1816. (empfiehlt eine gewisse Art des Extemporirens nach vorausgegangener sorgfältiger Ausarbeitung). Fritsch über das Extemporiren der Predigten, Hannover, 1817. (vertheidigt es bedingt, und giebt, so wie Kottmeier, treffliche Winke über die rechte Art des Extemporirens). Thierbach Versuch einer entscheidenden Beantwortung der Frage: soll die Predigt extemporirt oder memorirt werden? Sondershausen und Leipzig, 1820. (mehr warnend vor dem Extemporiren als ermunternd). Johannsen Abhandlung in der Oppositionsschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit von Schröter und Klein, 6. B. 2. Heft, Jena, 1823. (eine Beurtheilung der Thierbachischen Schrift). Schiphorst: über Konzeptbrauchen, Memoriren und Extemporiren, in Ruperti theologischen Miscellen, 9. B. Hamburg, 1820. 8. Dietzsch Abhandlung in Zimmermann und Heydenreich Monatsschrift für Predigerwissenschaften, 5. B. 6. Heft.

So wie aber ein glückliches Extemporiren gewisse

vorbereitende Uebungen, und Maassregeln der homiletischen Klugheit voraussetzt; so ist auch das leichte und treue Memoriren ein Gegenstand der Uebung und sorgfältigen, frühzeitig beginnenden Kultur des Gedächtnisses. Mit allem Rechte hat zwar die neuere Pädagogik den äusserst nachtheiligen Einfluss bemerkt, den eine frühzeitige, überspannte und einseitige Beschäftigung der Gedächtniskraft durch Auswendiglernen auf die Entwicklung der Urtheilskraft und anderer geistiger Vermögen habe. Aber eben so tadelnswerth sind auch diejenigen neueren Pädagogen, welche das äusserste Gegentheil ergreifen, und jene Gedächtnissübungen aus dem Kreise des häuslichen Unterrichts, wie aus den Schulen verbannen. Es ist hier nicht der Ort, die mannichfaltigen Nachtheile aufzuzählen, welche diesen Missgriff nothwendig begleiten. Das Eine jedoch kann und darf hier nicht unbemerkt bleiben, dass die grosse Scheu vor dem genauen Memoriren einer Predigt, die man nicht selten unter den studierenden Jünglingen unserer Tage bemerkt, und das anfängliche häufige Misslingen dieses Geschäfts zum grossen Theil in jenem Mangel einer frühzeitigen und zweckmässigen Kultur des Gedächtnisses seinen Grund habe. Zweckmässig muss sie freilich geschehen, stufenweiss fortschreitend von kleineren zu grösseren, von leichteren zu schwierigeren Aufgaben, und immer so, dass mit der Beschäftigung des Gedächtnisses zugleich, so viel als möglich, das Interesse der höheren geistigen Kräfte in Thätigkeit gesetzt wird. Es bestätigt sich fortwährend durch die tägliche Erfahrung, was *Quinctilian institutt. oratt. l. 11. c. 2. §. 40 ff.* trefflich sagt: „*Si quis tamen unam*
„*maximamque a me artem memoriae quaerat, exer-*
„*citatio est et labor: multa ediscere, multa cogitare,*
„*et, si fieri potest, quotidie, potentissimum est. Nihil*
„*aeque vel augetur cura, vel negligentia intercidit.*
„*Quare et pueri statim, ut praecepi, quam plurima*
„*ediscant, et, quaecunque aetas operam juvandae studio*

„*memoriae dabit, devoret initio taedium illud et scripta*
 „*et lecta saepius revolvendi, et quasi eundem cibum re-*
 „*mandendi. Quod ipsum hoc fieri potest levius, si pauca*
 „*primum, et quae odium non afferant, coeperimus*
 „*ediscere: tum quotidie adicere singulos versus, quorum*
 „*accessio labori sensum incrementi non afferat, in sum-*
 „*nam ad infinitum usque perveniat: et poetica prius,*
 „*tum oratorum, novissime etiam solutiora numeris, et*
 „*magis ab usu dicendi remota, qualia sunt jurisconsul-*
 „*torum. Difficiliora enim debent esse, quae exercent,*
 „*quo sit levius ipsum illud, in quod exercent: ut athle-*
 „*tae ponderibus plumbeis assuescunt manus, quibus*
 „*vacuis et nudis in certamine utendum est.*“ Die grie-
 chischen und römischen Rhetoren empfehlen, wie be-
 kannt, eine eigne *ars memoriae*. Da nemlich das
 Gedächtniss die Fähigkeit und Fertigkeit ist, ehemals
 aufgefasste bestimmte Vorstellungen willkürlich (mit
 Absicht) in uns zu erneuern*), und das (von diesem
 absichtlichen Erneuern vorausgesetzte) Aufbewahren
 und Behalten der Vorstellungen dadurch geschieht,
 dass sich die Vorstellungen, den Gesetzen der Ideen-
 association zufolge, an andere knüpfen, durch deren
 Hülfe sie wieder hervorgerufen werden können; so lässt
 sich auch eine Mnemonik allerdings denken, d. h.
 eine Anweisung, durch Befolgung der natürlichen Ge-
 setze der Ideenverbindung die Naturgabe des Gedäch-
 nisses sowohl im Allgemeinen als für besondere Ver-
 hältnisse zu unterstützen und zu vervollkommen. Die
 griechischen und römischen Rhetoren empfahlen für
 diesen Zweck ein Anknüpfen der Hauptgedanken der

*) Die Thätigkeit des Gedächtnisses setzt eine Wirksamkeit der re-
 produktiven Einbildungskraft voraus (s. die philosophische und religiöse
 Begründung der Rhetorik S. 36. neue Ausgabe). Die reproduktive Ein-
 bildungskraft für sich betrachtet ist thätig, wenn bestimmte indivi-
 duelle Vorstellungen unwillkürlich in uns erneuert werden, oder,
 wenn wir Vorstellungen, die einer gemeinschaftlichen Art oder
 Gattung angehören, absichtlich in uns erneuern, ohne dass gerade
 die bestimmte einzelne, von uns gesuchte hervortritt. Ge-
 schieht das Letztere, so wirkt diejenige Kraft, die wir Gedächtniss
 nennen.

Rede, so wie einzelner vorzüglich bemerkenswerther Ausdrücke und Wendungen an gewisse durch inneren Zusammenhang verbundene Bilder der Phantasie, an Bilder gewisser Raumabtheilungen (*locos*) und darin enthaltener Gegenstände (*imagines*). Als der Erfinder derselben wird gewöhnlich der Dichter Simonides aus Kos genannt; als diejenigen, welche ihr weitere Ausbildung gaben, die Griechen Hippias, Metrodorus und Theodektes; wiewohl manche dem Hippias aus Elis die erste Erfindung beilegen. S. *auctor ad Herenn.* 1, 2. 3, 16. ss. Cicero *de orat.* 1, 34. 2, 86. *questst. academm.* 4, 1. Quinctil. *institt. oratt.* l. 11. c. 2. p. 310. ss. T. II. Wolf. Apsines *τέχνη ῥητορ.* p. 717. Ald. Morgenstern *comment. de arte mnemonica veterum*, Dorpat, 1805. Gräffe *neuestes katechetisches Magazin*, 4. B. Göttingen, 1801. S. 78. ff. Aristoteles lieferte ein Werk darüber (*τὸ μνημονικόν*), das wir nicht mehr besitzen. Folgende Stelle des *auctor ad Herenn.* l. 3. c. 20. wird die Sache am anschaulichsten erläutern: „*Rei*
 „*totius memoriam saepe una nota, et imagine simplici*
 „*comprehendimus, hoc modo: ut si accusator dixerit,*
 „*ab reo hominem veneno necatum, et hereditatis causa*
 „*factum arguerit, et ejus rei multos dixerit testes et*
 „*conscios esse: si hoc primum, ut defendendum nobis*
 „*expeditum sit, meminisse volumus; in primo loco rei*
 „*totius imaginem conformabimus; aegrotum in lecto*
 „*cubantem saciemus ipsum illum, de quo agetur, si*
 „*formam ejus detinebimus; si eum non agnoverimus,*
 „*aliquem aegrotum non de minimo loco sumemus, ut*
 „*cito in mentem venire possit, et reum ad lectum ejus*
 „*adstituemus, dextra poculum, sinistra tabulas*), medio*
 „*testiculos arietinos tenentem. Hoc modo et testium, et*
 „*hereditatis, et veneno necati memoriam habere poteri-*

*) *Medio*, nämlich *digito*. *Testiculi arietini* bedeutet einen ledernen Geldbeutel (Symbol der beabsichtigten Erbschaft), aus Widderfell und zwar aus der Haut der *testiculorum arietis* bereitet (das *testiculi* soll ohne Zweifel auf die Vorstellung: *testes* anspielen).

„*mus. Item deinceps cetera crimina ex ordine in locis ponemus: et, quotiescunque rem meminisse volumus, si formarum dispositione, et imaginum diligenti notatione utemur, facile ea, quae volumus, memoria consequemur.*“ Man bemerkt dabei leicht, wie genau sich diese Art der Gedächtniskunst auf den Charakter der griechischen und römischen Staatsberedsamkeit bezog, auf ihren grossentheils sehr konkreten und positiven Stoff, der nicht selten von der Einbildungskraft des meditirenden Redners in ein solches Gemälde verwandelt werden konnte. Für mannichfaltige Gegenstände vermag sie wohl dem gerichtlichen und politischen Redner (eine gewisse Lebendigkeit der Phantasie vorausgesetzt) das Memoriren erleichtern. Doch bemerkt schon *Quinctilian institt. oratt. l. 11. c. 2. §. 23.*, dass die Natur der Sache schwerlich erlaubt, alle Gedanken, und insbesondere alle Gedankenverbindungen einer Rede an solche *locos* und *imagines* zu knüpfen. Durch die Schriften und rhetorischen Schulen der Römer, zu denen die griechische Mnemonik ursprünglich von Athen aus gekommen war, wurden auch christliche Kirchenväter, wie Hieronymus und Augustin, aufmerksam darauf, so wie später unter den Scholastikern Thomas von Aquino. Doch finden wir davon keine Spur, dass sich die geistlichen Redner der älteren Zeit einer solchen Gedächtniskunst bedient hätten. Nach dem Verfall der griechischen und römischen Beredsamkeit und ihrer Schulen wurde sie nicht sowohl rhetorisch als wissenschaftlich hie und da benutzt; und im Mittelalter als ein Geheimniss behandelt, das man nur wenig vertrauten Schülern mit grosser Vorsicht eröffnete, theils, um nicht so leicht in dem durch ihre Hülfe eingesammelten Vorrathe mannichfaltiger Kenntnisse durch andere übertroffen zu werden, theils, weil die abgelegten Proben dieser Kunst in den damaligen Zeiten leicht in den Verdacht der Zauberei brachten. Mehr, als vorher, wurde jedoch über die Mnemonik gesprochen und geschrieben,

seitdem Raymund Lullus zu Anfange des 14. Jahrhunderts eine mnemonische Anweisung bekannt gemacht hatte, welche darin bestand, dass alles Erkennbare unter gewisse Klassen (*genera* und *species*) gebracht wurde — eine in wissenschaftlicher Hinsicht allerdings zu beachtende Topik. Spätere Schriftsteller betraten einen andern Weg, und fassten die griechische und römische Mnemonik mehr in das Auge, besonders der Philolog Lamprecht Schenkel und sein Gehülfe Martin Sommer im 16. Jahrhundert. Vgl. Compendium der Mnemonik von L. Schenkel und M. Sommer aus dem Lateinischen übersetzt mit Vorrede und Anmerkungen von D. Klüber, Erlangen, 1804. Eines Ungenannten Kontingent zu der Geschichte der Gedächtnissübungen in den ersten Jahren des 16. Saeculi, Nürnberg und Altorf, ohne Angabe des Jahres. S. auch die litterarischen Nachweisungen in der Jena'schen allgem. Litteraturzeitung Nr. 280. 281. von 1805. Ausserdem verdient Dieterich neue und fertige Gedächtniskunst, besonders für Prediger, Hamburg, 1696. bemerkt zu werden. Das achtzehnte Jahrhundert widmete diesem Gegenstande wenig Aufmerksamkeit; man verwechselte sogar die griechische und römische Mnemonik nicht selten mit den sehr verschiedenen Anweisungen späterer Schriftsteller. Erst gegen den Anfang des 19. Jahrhunderts weckte Gräffe in der oben angeführten Abhandlung ein höheres psychologisches Interesse für jene alte Gedächtniskunst, und neue Untersuchungen der Frage, ob sie, mit gewissen Modifikationen, auch auf unsere neuere, insbesondere die geistliche Beredsamkeit angewandt werden könne? Von Aretin Denkschrift über den wahren Begriff und Nutzen der Mnemonik, München, 1804. Ebendess. kurze Theorie der Gedächtniskunst, Nürnberg, 1806. Ebendess. systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, Sulzbach, 1810. Kästner Mnemonik, systematisch bearbeitet, zweite Auflage, Leipzig, 1805. Ebendess. Anleitung zum

schnellen und sicheren Memoriren der Predigten, mit einem Vorworte von Dr. Nietzsche, zweite Auflage, Leipzig, 1826. Die besondern Modifikationen, welche Aretin und Kästner der alten Mnemonik gegeben haben, verdienen gewiss alle Beachtung. Sie gründen sich hauptsächlich auf die beiden, als psychologisch richtig anerkannten Gesetze: 1) suche die Vorstellung, welche du fest im Gedächtniss halten willst, zur möglichsten Klarheit und Lebendigkeit zu erheben, 2) verknüpfe die Vorstellung, welche zu einer bestimmten Zeit in dir erneuert werden soll, mit irgend etwas, das dir alsdann entweder in der äusseren Anschauung (an dem bestimmten Orte der öffentlichen Redehandlung) oder in einem inneren lebhaften Bilde der Phantasie vorschweben kann. Das Erste wird durch die in der Gedächtniskunst sogenannten Stoffbilder (*images*) bewirkt, durch alles dasjenige, worauf die Klarheit einer Vorstellung beruht, wohin besonders die Aehnlichkeiten, und die logischen Verhältnisse der Vorstellungen (Gattung und Art, Ursache und Wirkung u. dgl.) gehören. Die Kästnerische Mnemonik empfiehlt die feste Richtung der Aufmerksamkeit auf diese Stoffbilder hauptsächlich für die Handlung des Memorirens. Das Zweite geschieht durch die Ordnungsbilder (*locos*), d. h. lebhafte, an eine gewisse Reihe von Gedanken geknüpfte Vorstellungen eines anschaulichen Ganzen mit seinen einzelnen Theilen (z. B. eines Gebäudes, einer Landschaft), oder einer Reihe einzelner sinnlicher Gegenstände in einer bestimmten Aufeinanderfolge (sey es in alphabethischer Ordnung, oder, bei historischen Gegenständen, nach der Zeitfolge). Die Ordnungsbilder sollen ihre Wirksamkeit hauptsächlich bei dem Recitiren der memorirten Rede äussern. Und es kommt nun darauf an, dass beide (Stoffbilder und Ordnungsbilder) auf irgend eine Art zu einer gewissen Einheit für die Einbildungskraft verbunden werden. Die Lektüre dieser neuesten, besonders der Kästnerischen Schriften kann gewiss

dem öffentlichen Redner mannichfaltige schätzbare Winke für das Memoriren darbieten, von denen jeder, nach seiner Individualität, Gebrauch zu machen hat. Aber das ganze, sehr ausführlich entwickelte System dieser neueren mnemonischen Anweisungen dürfte, in seinem ganzen Umfange, doch nicht zur Anwendung für alle geeignet seyn: die Menge der aufgestellten Regeln, und die Verschiedenheit der dabei zu nehmenden Rücksichten dürfte manchem Redner (wenn er sich auch schon geraume Zeit in diese Systeme hineingearbeitet hat) das Geschäft des Memorirens mehr erschweren und verlängern, als erleichtern und abkürzen. Die völlige Anwendung derselben scheint eine vorzügliche Lebendigkeit der Einbildungskraft vorauszusetzen, die nicht jeder auf gleiche Art besitzt, und die nicht jedem zu allen Zeiten in gleichem Grade zu Gebote steht. Ich glaube damit wenigstens das Resultat der Erfahrungen auszusprechen, welche von mir und vielen andern bisher gemacht worden sind. Eine weitere Zergliederung dieser neueren Gedächtniskunst würde hier zu weit führen; die genauere Kenntniss der Sache kann nicht in einem Auszuge gegeben, sie muss aus den angeführten schätzbaren Schriften selbst geschöpft werden. Ich begnüge mich daher, noch einige praktische, die Methode des Memorirens und die Erleichterungsmittel desselben betreffende Winke beizufügen — brauchbar, nach meiner Ueberzeugung, auch denjenigen Rednern, für deren geistige Subjektivität ein Memoriren in der Form jener neueren mnemonischen Systeme nicht geeignet ist. Sehr wichtig für das Geschäft des Memorirens und für den glücklichen Erfolg desselben bei dem Recitiren der Rede ist ohne Zweifel die Gedankenfolge und Ordnung bei dem Ausarbeiten selbst (gewissermaassen auch die stylistische Darstellung), die Beschaffenheit des Konzepts, die Art des Memorirens, und die Wahl der Zeit, wenn es geschieht, die Stimmung endlich, welche der öffentlichen Handlung der Rede unmittelbar vorangeht. Dass

ein wohl geordnetes Mannichfaltiges weit leichter von dem Verstande übersehen, und fester im Gedächtniss niedergelegt wird, als eine lange verworrene, oder wenig geordnete Reihe von Gedanken, ist eine bekannte Thatsache. Schon durch die Disposition kann sich also der Redner das Memoriren im hohen Grade erleichtern, aber nicht blos durch die logische Richtigkeit derselben, sondern auch durch die möglichste dem Gedächtniss leicht behaltbare Einfachheit. Da es aber verschiedene Formen und Methoden des Disponirens giebt, von denen nicht jede die geistige Subjektivität aller in gleichem Grade anspricht, so kommt auch hier das Individuum des Redners mit seiner gewohnten Methode des Denkens immer sehr in Betrachtung. Nachtheilig ist es für das Geschäft des Memorirens, wenn zwei oder mehrere Perioden in verschiedenen Theilen oder Untertheilen ganz denselben, oder einen auffallend ähnlichen Anfang haben. Unvermerkt kommt dann der Redner, sey es bei dem Memoriren, oder sogar bei dem Recitiren des Vortrags, aus dem gegenwärtigen Abschnitte in einen früheren oder späteren hinein*). Dies möglichst zu vermeiden, und überhaupt seinem Ausdruck Mannichfaltigkeit zu geben, bewahrt vor manchen Irrungen. Kaum darf ich erst bemerken, wie weit besser das Memoriren aus einem rein geschriebenen Manuskripte, das die Rede in möglichst wenig Blätter zusammendrängt, gelinge, als aus einem für den Verfasser selbst unleserlichen, vielfach durchstrichenen, mit vielen umgearbeiteten Stellen am Rande versehenen, oder mehrere Bogen umfassenden Konzepte. Je schneller das Auge eine Reihe von Sätzen überblickt, desto leichter haftet sie im Gedächtniss. Gewöhnt man sich dabei, gewisse Absätze im

*) Fangen dagegen mehrere, unmittelbar auf einanderfolgende Sätze, mit demselben Worte an (in der bekannten Redefigur der Anapher), so prägen sich solche Stellen gerade am leichtesten dem Gedächtniss ein. Doch soll damit keineswegs ein affektirtes Haschen nach Anaphern empfohlen werden.

Schreiben zu machen (wo ein neuer Punkt anhebt), die Seitenzahlen des Konzepts zu notiren, die Anfangsworte der einzelnen Perioden, so wie diejenigen Worte, welche Hauptgedanken (z. B. die Ankündigungen der Theile und Untertheile, und die Uebergänge von dem einen zum andern) enthalten, zu unterstreichen, und dasjenige, was besonders hervortreten soll, doppelt oder mit rother Dinte zu unterstreichen; so verwandelt man dadurch sein eigenes Manuskript in eine Art von Gedächtnissplatz, und jene sinnlichen Zeichen werden gleichsam Gedächtnissbilder, und es prägt sich allmählig der Einbildungskraft bei dem Durchlesen und Memoriren des Manuskripts ein anschauliches Bild desselben und seiner einzelnen Theile ein, welches dem Redner bei der Recitation des Vortrags gegenwärtig bleibt. Ich wenigstens habe die Erfahrung vielfältig gemacht, wie sehr das Memoriren dadurch erleichtert und gesichert werde. Ob man zum Memoriren zweckmässiger die ersten Morgenstunden oder die letzten Abendstunden wähle? kann bei der grossen Verschiedenheit geistiger Individualitäten und äusserer Lebensverhältnisse nicht leicht im Allgemeinen entschieden werden. In den Morgenstunden pflegt freilich der Geist am muntersten, für anstrengende Thätigkeiten am meisten fähig, hauptsächlich für die Beschäftigung mit religiösen Gegenständen und Vorträgen aufgelegt zu seyn. Das Memoriren in den Abendstunden gewährt, wenigstens vielen, den eigenthümlichen Vortheil, dass solche Vorstellungen und Gedankenreihen, welche kurz vor der nächtlichen Ruhe der Seele anvertraut werden, mit besonderer Festigkeit in ihr haften; aber manchen verkümmert auch diese neue Anstrengung, nach den vollbrachten übrigen Tagsgeschäften, die nächtliche Ruhe, zum Nachtheil ihrer Gesundheit, und in diesem Fall dürfte eher ein nochmaliges Wiederholen (Ueberlesen) des am Tage Memorirten, als ein eigentliches Memoriren in den Abendstunden zu rathen seyn. Im Allgemeinen gilt wohl als Regel, dass man für dieses Ge-

schäft diejenigen Stunden wähle, in denen man auf stille Einsamkeit am meisten rechnen kann, und von äusseren, vielfach unterbrechenden Störungen am wenigsten zu besorgen hat. Denn nichts begünstigt das Meditiren und Memoriren mehr, als der Zusammenhang der Gedanken. Daher ist und bleibt es auch ein allgemein gültiger Grundsatz: das Geschäft des Memorirens werde nicht zu sehr zerstückelt, sondern man wähle, so oft man mehrere Tage, oder verschiedene Theile des Tags dazu bestimmen kann, für jedes einzelne *pensum* einen gewissen Abschnitt der Rede, der sich durch seinen eigenthümlichen inneren Zusammenhang, und sein besonderes logisches Verhältniss zum Ganzen von andern Abschnitten unterscheidet. Und bei diesem bestimmten *pensum* suche man zuvörderst seinen inneren Zusammenhang klar und lebendig aufzufassen, und gehe dann zu dem wörtlichen Memoriren seiner einzelnen Perioden und Sätze über. Die ganze Rede auf einmal in einer zusammenhängenden Reihe von Stunden zu memoriren, vermeidet man gern, wo es nicht durch den Drang der Amtsverhältnisse nothwendig seyn, oder der besondern Individualität einzelner Subjekte gerade am meisten entsprechen sollte; denn in der Regel raubt diese anhaltende Anstrengung am Ende der geistigen Thätigkeit die Spannkraft, welche zum leichten und sicheren Memoriren gehört, und bei der grossen Masse von Gegenständen, welche hier auf einmal im Gedächtniss niedergelegt werden sollen, wird nur allzuleicht das eine durch das andere verdunkelt. Doch will ich nicht in Abrede seyn, dass anhaltende und frühzeitige Uebung demjenigen, den sein natürliches Gedächtniss vorzüglich begünstigt, wohl jene glückliche Fertigkeit erwerben könne, das ganze Geschäft des Memorirens binnen zwei oder drei Stunden, ohne ermüdende Abspannung, und ohne irgend einen Nachtheil für die öffentliche Recitation des Vortrags, zu vollenden. Ein lautes Memoriren kann allerdings durch den sinnlichen Ein-

druck, die Festigkeit und Sicherheit fördern; aber fortwährend angewendet ist es für manche physisch zu angreifend, — dann möchte es darauf zu beschränken seyn, dass man schon bei dem Niederschreiben jeden einzelnen ausgearbeiteten Abschnitt, sobald er dem Konzepte anvertrauet ist, und, wenn man das Memoriren vollendet hat, einmal die ganze Rede laut auf seinem Zimmer recitirt, und sich dabei in den Kreis seiner Zuhörer hineindenkt. Mannichfaltige Erleichterungen, die sich unmöglich vollständig entwickeln und berechnen lassen, weil sie zum Theil von der Individualität abhängen, gewährt bei dem Geschäfte des Memorirens die Selbstbeobachtung. Gewisse Stellen der Rede interessiren den Verfasser selbst bei dem abermaligen Durchlesen vorzüglich — man achte auf die besondern Eindrücke dieser Stellen, und auf den Platz, der ihnen im Konzepte angewiesen ist, sie dienen dann bei dem Memoriren, wie bei dem Recitiren zu wirksamen Mitteln einer lebhaften Erinnerung an dasjenige, was mit ihnen zunächst, als vorhergehend und nachfolgend, in Verbindung steht. Bei manchen Sätzen stösst das Gedächtniss des Memorirenden öfters an, besonders, was einzelne Worte und Wortstellungen betrifft. Irgend ein beigefügtes Zeichen am Rande des Konzepts verdoppelt, bei dem erneuerten Lesen des Manuskripts oder bei dem Wiederholen des Memorirten, die Aufmerksamkeit auf diese schwierigeren Parthien, und an das vorschwebende sinnliche Zeichen knüpft sich der gewählte Ausdruck, die Wortstellung, der Uebergang zu dem neuen Satze leichter. (Nicht selten veranlasst aber auch diese Beobachtung zu Verbesserungen einzelner Sätze und Ausdrücke, wenn man dabei auf etwas Bestimmteres, oder in den Zusammenhang noch vollkommner Passendes, oder mehr Einfaches, Anschauliches, Populäres in der Gedankenform und in der Stellung der Worte kommt, das eben darum auch im Gedächtniss leichter haftet). Oft bemerke ich selbst in den letzten Zeilen oder den letzten Worten

einer Periode irgend einen Ausdruck, der mir Erinnerungsmittel an die unmittelbar folgende Periode wird, wo derselbe Ausdruck oder eine ganz ähnliche Wendung, wenn auch nicht immer in derselben Bedeutung, wenn auch in anderem Zusammenhange, nicht weit vom Anfange wiederkehrt. Unmittelbar vor dem Anfange der öffentlichen Redehandlung suche der Redner möglichst ungestört zu seyn, in einer ruhigen Verfassung des Gemüths, und überschauue noch einmal, wo möglich, die ganze Aufeinanderfolge der einzelnen Sätze seines Vortrags — doch ohne Aengstlichkeit. Wer sich frühzeitig die Gabe zu eigen macht, auch da nicht zu verstummen, oder in sichtbare Verlegenheit zu gerathen, wo ihm das aufgeschriebene Wort, der aufgeschriebene Satz nicht sogleich zu Gebote steht, und immer bedenkt, dass solche einzelne unwillkürliche Abweichungen von dem Konzept (mögen sie auch dem Redner selbst während des Sprechens fühlbar werden) doch selten einen bedeutenden Einfluss auf den Geist und Zweck der ganzen Rede haben, bewahrt sich dadurch vor jener allzugrossen Aengstlichkeit, die manchen Prediger auf die heilige Stätte begleitet, und sich in seinem ganzen Auftritt, und in den ersten Sätzen des Einganges zu erkennen giebt. Vorausgesetzt wird dabei allerdings die lauterste Quelle einer furchtlosen Freudigkeit zum öffentlichen Reden, das innere Bewusstseyn, dass man sich mit redlichem Ernst und Eifer vorbereitet hatte, wie es nur immer nach diesem Maasse der Kraft, und nach Beschaffenheit äusserer Umstände möglich war, und — Vertrauen auf die höhere unsichtbare Macht und Liebe, von welcher alle Weisheit, aller Glaube, und alle Kraft der Rede kommt.

Anhang.

Quintilian's und Cicero's Grundsätze

über

A. Action, B. Memoriren, C. Extemporiren.

A. Die rednerische Action betreffend.

1. Quintilian.

a. De pronuntiatione et voce.

XI., 3, 1. Pronunciatio a plerisque actio dicitur, sed prius nomen a voce, sequens a gestu videtur accipere. Namque actionem Cicero alias (de Or. 3, 59.) quasi sermonem, alias (Or. 12.) eloquentiam quandam corporis dicit. Idem tamen duas ejus partes facit, quae sunt eadem pronuntiationis, vocem atque motum. Qua propter utraque appellatione indifferenter utilicet.

2. Habet autem res ipsa miram quandam in orationibus vim ac potestatem; neque tam refert, qualia sint, quae intra nosmet ipsos composuimus, quam quomodo efferrantur: nam ita quisque ut audit, movetur. Quare neque probatio ulla, quae aliquo modo venit ab oratore, tam firma est, ut non perdat vires suas, nisi adjuvetur asseveratione dicentis. Affectus omnis languescat necesse est, nisi voce, vultu, totius prope habitu corporis, inardescat. — 5. Equidem vel mediocrem orationem, commendatam viribus actionis, affirmaverim plus habituram esse momenti, quam optimam eadem illa desti-

tutam. 6. Siquidem et Demosthenes, quid esset in toto dicendi opere primum, interrogatus, pronunciationi palmam dedit, eidemque secundum ac tertium locum, donec ab eo quaeri desineret; ut eam videri posset non praecipuam, sed solam judicasse. — Et M. Cicero unam in dicendo actionem dominari putat (de Or. I, 56.). — 9. Et hercule cum valeant multum verba per se, et vox propriam vim adjiciat rebus, et gestus motusque significet aliquid, profecto perfectum quiddam fieri, cum omnia coierunt, necesse est. 10. Sunt tamen, qui rudem illam et qualem impetus cujusque animi tulit, actionem judicent fortiolem, et solam viris dignam: sed non alii fere, quam qui etiam in dicendo curam et artem et nitorem, et quidquid studio paratur, ut affectata et parum naturalia solent improbare; vel qui verborum atque ipsius soni rusticitate, ut L. Cottam dicit Cicero (de Or. 3, 11. 12. Br. 74.) fecisse, imitationem antiquitatis affectant. 11. Verum illi persuasionem suam fruuntur, qui hominibus, ut sint oratores, satis putant nasci: nostro labori dent veniam, qui nihil credimus perfectum, nisi ubi natura cura juvetur. In hoc igitur non contumaciter consentio, primas partes esse naturae. 12. Nam certe bene pronunciare non poterit, cui aut in scriptis memoria, aut in iis, quae subito dicenda erunt, facilitas prompta defuerit: nec si inemendabilia oris incommoda obstabunt. Corporis etiam potest esse aliqua tanta deformitas, ut nulla arte vincatur. 13. Sed ne vox quidem exilis actionem habere optimam potest. Bona enim firmaque ut volumus uti licet: mala vel imbecilla et inhibet multa, ut in surgere et exclamare; et aliqua cogit, ut intermittere et deflectere, et rasas fauces ac latus fatigatum deformi cantico reficere. Sed nos de eo nunc loquamur, cui non frustra praecipitur. 14. Cum sit autem omnis actio, ut dixi, in duas divisa partes vocem gestumque, quorum alter oculos, altera aures movet, per quos duos sensus omnis ad animum penetrat affectus, prius est de voce dicere cui etiam gestus accommodatur.

In ea prima observatio est, qualem habeas: secunda, quomodo utaris. Natura vocis spectatur quantitate et qualitate. 15. Quantitas simplicior: in summa enim grandis aut exigua est: sed inter has extremitates mediae sunt species, et ab ima ad summam ac retro multi sunt gradus. Qualitas magis varia est. Nam est et candida et fusca, et plena, et exilis, et lenis, et aspera, et contracta, et fusa, et dura, et flexibilis, et clara et obtusa. Spiritus etiam longior, breviorque. 17. Utendi voce multiplex ratio. Nam praeter illam differentiam, quae est tripertita, acutae, gravis, flexae: tum intentis, tum remissis, tum elatis, tum inferioribus modis opus est, spatiis quoque lentioribus aut citatioribus. 18. Sed his ipsis media interjacent multa: et, ut facies, quanquam ex paucissimis constat, infinitam habet differentiam: ita vox, etsi paucas, quae nominari possint, continet species, propria cuique est: et non haec minus auribus, quam oculis illa dignoscitur. 19. Augentur autem sicut omnium, ita vocis quoque bona, cura: negligentia minuuntur. Sed cura non eadem oratoribus, quae phonascis, convenit: tamen multa sunt utrisque communia, firmitas corporis, ne ad spadonum et mulierum et aegrorum exilitatem vox nostra tenuetur: quod ambulatio, unctis, veneris abstinentia, facilis ciborum digestio, id est frugalitas, praestat. Praeterea ut sint fauces integrae, id est, molles ac leves, quarum vitio et frangitur, et obscuratur, et exasperatur, et scinditur vox. Nam ut tibiae, eodem spiritu accepto, alium clausis, alium apertis foraminibus, alium non satis purgatae, alium quassae sonum reddunt: ita fauces tumentes strangulant vocem, obtusae obscurant, rasae exasperant, convulsae fractis sunt organis similes. 21. Finditur etiam spiritus objectu aliquo, sicut lapillo tenues aquae, quarum fluxus etiamsi ultra paulum coit, aliquid tamen cavi relinquit post id ipsum, quod offen-

derat. Humor quoque vocem aut nimis impedit, aut consumtus destituit. Nam fatigatio, ut corpora, non at praesens modo tempus, sed etiam in futurum afficit. 22. Sed ut communiter et phonascis et oratoribus necessaria exercitatio, qua omnia conualescunt, ita curae non idem genus est. Nam neque certa spatia ad spatiandum dari possunt tot civilibus officiis occupato*), nec praeparare ab imis sonis vocem ad summos, nec semper a contentione condere licet, cum pluribus judiciis saepe dicendum sit.

23. Ne ciborum quidem est eadem observatio. Non enim tam molli teneraque voce, quam forti ac durabili opus est: cum illi omnes, etiam altissimos sonos, leniant cantu oris, nobis**) pleraque aspere sint concitateque dicenda, et vigilandae noctes et fuligo lucubrationum bibenda, et in sudata veste durandum***). 24. Quare vocem deliciis non mollianus, nec imbuatur ea consuetudine, quae duratura non sit: sed exercitatio ejus talis sit, qualis usus: nec silentio subsidat, sed firmetur consuetudine, qua difficultas omnis levatur. 25. Ediscere autem, quo exercearis, erit optimum: nam ex tempore dicentes avocat a cura vocis ille, qui ex rebus ipsis concipitur, affectus: et ediscere quam maxime varia, quae et clamorem, et disputationem, et sermonem, et flexus habeant, ut silum in omnia paremur.

28. Illud non sine causa est ab omnibus praeceptum, ut parcatur maxime voci in illo a pueritia in adolescentiam transitu, quia naturaliter impeditur, non, ut arbitror propter calorem, quod quidam putaverunt; nam est major alias; sed propter humorem potius; nam hoc

*) Das passt freilich nicht auf die Pastoren und Geistlichen, denen aber hierdurch das Spaziergehen nach dem Muster eines grossen Theologen und Predigers empfohlen wird.

**) Auch diess gilt in dieser Allgemeinheit nicht von den Predigern.

***) Letzteres mag zuweilen, namentlich bei Filialen, auch von durchgeschwitzten Priesterröcken gesagt werden können; die erstern zwei Tuche werden selten gefunden werden.

aetas illa turgescit. 29. Itaque nares etiam, ac pectus eo tempore tument, atque omnia velut germinant, eo-que sunt tenera et injuriae abnoxia. Sed, ut ad propositum redeam, jam confirmatae constitutaeque vocis genus exercitationis optimum duco, quod est operi simillimum, dicere quotidie, sicut agimus. Namque hoc modo non vox tantum confirmatur et latus, sed etiam corporis decens et accommodatus orationi modus componitur. 30. Non alia est autem ratio pronuntiationis, quam ipsius orationis. Nam ut illa emendata dilucida, ornata, apta esse debet: ita haec quoque emendata erit, id est, vitio carebit, si fuerit os facile, explanatum, jucundum, urbanum, id est, in quo nulla neque rusticitas neque peregrinitas resonet. 32. Itaque si ipsa vox primum fuerit, ut sic dicam, sana, id est, nullum eorum, de quibus modo retuli, patietur incommodum: deinde non surdas rudis, immanis, dura, rigida, vana, praepinguis, aut tenuis, inanis, acerba, pusilla, mollis, effeminata: spiritus, nec brevis, nec parum durabilis, nec in receptu difficilis. 33. Dilucida vero erit pronuntiatio, primum si verba tota excerint, quorum pars devorari, pars destitui solet, plerisque extremas syllabas non perferentibus, dum priorum sono indulgent. Ut est autem necessaria verborum explanatio, ita omnes imputare et velut annumerare literas, molestum et odiosum. 34. Nam et vocales frequentissime cœeunt, et consonantium quaedam in sequente vocali dissimulatur. 40. Ornata est pronuntiatio, cui suffragatur vox facilis, magna, beata, flexibilis, firma, dulcis, durabilis, clara, pura, secans aëra et auribus sedens. Est etiam quaedam ad auditum accommodata (vox) non magnitudine sed proprietate, ad hoc velut tractabilis, utique habens omnes in se, qui desiderantur, sonos intentionesque, et toto, ut ajunt, organo instructa: cui aderit lateris firmitas, spiritus cum spatio pertinax, tum labori non facile cessurus. 41. Neque gravissimus autem in musica sonus, nec acutissimus orationibus convenit. Nam et hic parum clarus, nimiumque plenus, nullum afferre

animis motum potest: et ille praetenuis, et immodicae claritatis, cum est ultra verum, tum neque pronunciatione flecti, neque diutius ferre intentionem potest. 42. Nam vox ut nervi, quo remissior, hoc gravior et plenior: quo tensior, hoc tenuis et acuta magis est. Sic ima vim non habet, summa rumpi periclitatur. Mediis ergo utendum sonis; hique cum augenda intentione excitandi, cum summittenda sunt temperandi. 43. Nam prima est observatio recte pronunciandi, aequalitas, ne sermo subsultet imparibus spatiis ac sonis, miscens longa brevibus, gravia acutis, elata summissis, et inaequalitate horum omnium, sicut pedum, claudicet. Secunda varietas, quod solum est pronuntiatio. 44. Ac ne quis pugnare inter se putet aequalitatem et varietatem, cum illi virtuti contrarium vitium sit inaequalitas, huic, qui dicitur *μονοειδής*, quasi quidam unus aspectus. Ars porro variandi cum gratiam praebet, ac renovat aures, tum dicentem ipsa laboris mutatione reficit: ut standi, ambulandi, sedendi, jacendi vices sunt, nihilque eorum pati unum diu possumus. 45. Illud vero maximum, quod secundum rationem rerum, de quibus dicimus, animorumque habitus conformanda vox est, ne ab oratione discordet. Vitemus igitur illam, quae graece *μονοτονία* vocatur, una quaedam spiritus ac soni intentio: non solum ne dicamus omnia clamose, quod insamum est, aut intra loquendi modum, quod motu caret; aut summisso murmure, quo etiam debilitatur omnis intentio: sed ut in iisdem partibus, iisdemque affectibus sint tamen quaedam non ita magnae vocis declinationes, prout aut verborum dignitas, aut sententiarum natura, aut depositio, aut inceptio, aut transitus postulabit: ut qui singulis pinxerunt coloribus, alia tamen eminentiora, alia reductiora, fecerunt, sine quo ne membris quidem suas lineas dedissent. — Vox autem ultra vires urgenda non est. Nam et suffocatur saepe et majore nisu minus clara est, et intermin elisa in illum sonum erumpit, cui Graeci a gallorum immaturo cantu, dederunt. 52.

Nec volubilitate nimia confundenda, quae dicimus: quae et distinctio perit, et affectus; et nonnunquam etiam verba aliqua sui parta fraudantur. Cui contrarium est vitium nimiae tarditatis. Nam et difficultatem inveniendi fatetur, et segnitia solvit animos, et, in quo est aliquid, temporibus praefinitis aquam perdit. Promptum sit os, non praeceps; moderatum, non lentum.

53. Spiritus quoque nec crebro receptus concidat sententiam, nec eo usque trahatur donec deficiat. Nam et deformis est consumti illius sonus, et respiratio sub aqua diu pressi similis, et receptus longior, et non opportunus, ut qui fiat, non ubi volumus, sed ubi necesse est. Quare longiorem dicturis periodum colligendus est spiritus, ita tamen, ut id neque diu, neque cum sono faciamus, neque omnino ut manifestum sit: reliquis partibus inter juncturas sermonis revocabitur. 54. Exercendus autem est, ut sit quam longissimus: quod Demosthenes ut efficeret, scandens in adversum continuabat quam posset plurimos versus. Idem, quo facilius verba ore libero exprimeret, calculos lingua volvens dicere domi solebat. 55. Est interim et longus et plenus, et clarus satis spiritus, non tamen firmæ intentionis, ideoque tremulus: ut corpora, quae aspectu integra, nervis parum sustinentur. Id *σπάγγιον* Graeci vocant. Sunt qui spiritum cum stridore per raritatem dentium non recipiunt, sed resorbent. Sunt qui crebro anhelitu, et introrsum etiam clare sonante, imitentur jumenta onere et iugo laborantia. 56. Quod affectant quoque, tanquam inventionis copia urgeantur, majorque vis eloquentiae ingruat, quam quae emitti faucibus possit. Est aliis concursus oris, et cum verbis suis colluctatio. Jam tussire et expuere crebro, et ab imo pulmone pituitam trochleis adducere, et oris humore proximos spargere, et majorem partem spiritus in loquendo per nares effundere, etiamsi non utique vocis sunt vitia, quia tamen propter vocem accidunt, potissimum huic loco subjiciantur. 61. Jam tempus est dicendi, quae sit apta pronuntiatio. Quae certe ea

est, quae iis, de quibus dicimus accommodatur. Quod quidem maxima ex parte praestant ipsi motus animorum, sonatque vox ut feritur; sed cum sint alii veri affectus, alii ficti et imitati, veri naturaliter erumpunt, ut dolentium, irascentium, indignantium; sed carent arte, ideoque sunt disciplina et ratione formandi. 62. Contra qui effinguntur imitatione, artem habent: sed hi carent natura, ideoque in iis primum est bene affici, et concipere imagines rerum, et tanquam veris moveri. Sic velut media vox, quem habitum a nostris acceperit, hunc iudicum animis dabit. Est enim mentis index, ac totidem quot illa, mutationes habet. 63. Itaque laetis in rebus plena et simplex et ipsa quodammodo hilaris fluit; in certamine erecta totis viribus et velut omnibus nervis intenditur. Atrox in ira et aspera ac densa, et respiratione crebra. Neque enim potest esse longus spiritus, cum immoderate effunditur. Paulum in invidia facienda lentior, quia non fere ad hanc nisi inferiores confugiunt: at in blandiendo, fatendo, satisfaciendo, rogando lenis et summissa*). 62. Suadentium et monentium et pollicentium et consolantium gravis. In metu et verecundia contracta, adhortationibus fortis, disputationibus teres, miseratione flexa et flebilis et consulto quasi obscurior: at in egressionibus fusa et securae claritatis, in expositione ac sermonibus recta et inter acutum sonum et gravem media. 65. Attollitur autem concitatis affectibus, compositis descendit, pro utriusque rei modo altius vel inferius. Quid autem quisque in dicendo postulet locus, paulum differam, ut de gestu prius dicam, qui et ipse voci consentit et animo cum ea simul paret.

b. De gestu.

Is quantum habeat in oratore momenti, satis vel

*) Was hier in den Worten Atrox — summissa gesagt wird, leidet allerdings entweder gar keine oder eine nur sehr beschränkte Anwendung auf den Prediger, dessen Zweck nicht ist Leidenschaften zu erwecken, oder, wie ein Acteur, die empirische Menschheit durch Ton und Gest abmalend darzustellen.

ex eo patet; quod pleraque, etiam citra verba, significet. 66. Quippe non manus solum, sed nutus etiam declarant nostram voluntatem, et in mutis pro sermone sunt, et saltatio frequenter sine voce intelligitur atque afficit, et ex vultu habituque perspicitur habitus animorum, et animalium quoque sermone carentium ira, laetitia, adulatio et oculis et quibusdam aliis corporis signis deprehenditur. 67. Nec mirum, si ista, quae tamen in aliquo posita sunt motu, tantum in animis volent; cum pictura, tacens opus, et habitus semper ejusdem, sic in intimos penetret affectus, ut ipsam vim dicendi non nunquam superare videntur. Contra si gestus ac vultus ab oratione dissentiant, tristia dicamus hilares, affirmemus aliqua renuentes, non auctoritas modo verbis sed etiam fides desit.

Decor quoque a gestu atque a motu venit. Ideoque Demosthenes grande quoddam intuens speculum, componere actionem solebat*). Adeo, quamvis fulgor ille sinistras imagines reddat, suis demum oculis credidit, quod efficeret. Praecipuum vero in actione, sicut in corpore ipso, caput est, cum ad illum, de quo dixi, decorem, tum etiam ad significationem. 69. Decoris illa sunt, ut sit primo rectum et secundum naturam. Nam et dejecto humilitas, et supino arrogantia, et in latus inclinato languor, et praeduro ac rigente barbaria quaedam mentis ostenditur. Tum accipiat aptos ex ipsa actione motus, ut cum gestu concordet, et manibus ac lateribus obsequatur. 70. Aspectus enim semper eodem vertitur, quo gestus, exceptis quae aut damnare aut non concedere, aut a nobis removere oportebit: ut idem illud vultu videamur aversari, manu repellere:

— Di talem avertite pestem. (Aen. 3, 620.)

— Haud equidem tali me dignor honore. (Aen. 1, 335.)

*) Den Predigern ist allerdings nicht zu rathen, vor dem Spiegel in der Putzstube die Gesten zurecht zu legen. Möchten sie aber einen strengen Kritikus als Spiegel in der Kirche aufstellen, und auf dessen Winke hören. In einigen Fällen kann die Frau den Spiegel vertreten.

71. Significat vero plurimis modis. Nam praeter annuendi, renuendi, confirmandique motus, sunt et verecundiae, et dubitationis, et admirationis, et indignationis noti et communes omnibus. Solo tamen eo facere gestum scenici quoque doctores vitiosum putaverunt. Etiam frequens ejus nutus non caret vitio: adeo jactare id, et comas excutientem rotare, fanaticum est. 72. Dominatur autem maxime vultus. Hoc supplices, hoc minaces, hoc blandi, hoc tristes, hoc hilares, hoc erecti, hoc summissi sumus, hoc pendent homines, hunc intuentur, hunc spectant, etiam antequam dicimus. Hoc quosdam amamus, hoc adimus, hoc plura intelligimus, hic est saepe pro omnibus verbis. 73. Itaque in iis, quae ad scenam componuntur, fabulis artifices pronunciandi a personis quoque affectus mutantur, ut sit Aërope in tragoedia tristis, atrox Medea, attonitus Ajax, truculentus Hercules. 75. Sed in ipso vultu plurimum valent oculi, per quos maxime animus eminet, ut citra modum quoque et hilaritate enitescant, et tristitiae quoddam nubilum ducant. Quin etiam lacrimas his natura mentis indices dedit, quae aut erumpunt dolore, aut laetitia manant*). Motu vero intenti, remissi, superbi, torvi, mites, asperi fiunt: quae ut actus poposcerit fingentur. 76. Rigidi vero et extenti, aut languidi et torpentes, aut stupentes, aut lascivi et mobiles, aut natantes et quadam voluptate suffusi, aut limi, et, ut sic dicam, venerei, aut poscentes aliquid pollicentesve nunquam esse debebunt. Nam opertos compressosve eos in dicendo quis, nisi plane rudis aut stultus, habeat? 77. Et ad haec omnia ex-

*) Ob der Prediger Thränen der Trauer oder der Freude weinen dürfe, nämlich auf der Kanzel oder am Altare und Taufsteine oder am Sarge und Grabe, das ist die Frage. In der Predigt, welche Abstraktes enthält, gewiss sehr selten. Dagegen bei den Casualreden, welche Concretes zum Objecte haben, ist es gewiss der Humanität zu gute zu halten, wenn sie zwar nicht schluchzt, aber doch thränt, sei es vor Schmerz oder Freude. Wahre Thränen sind die beredtesten Gesten; freilich nicht unwahre und falsche, die eine Schminke sind und den Prediger zum Comödianten machen.

primenda in palpebris etiam et genis est quoddam deserviens iis ministerium. 78. Multum et superciliis agitur. Nam et oculos formant aliquatenus, et fronti imperant. His contrahitur, attollitur, demittitur, ut una res in ea plus valeat, sanguis ille, qui mentis habitu movetur, et cum in firmam verecundia cutem accepit, effunditur in ruborem; cum metu refugit, abit omnis et pallore frigescit: temperatus medium quoddam serenum efficit. 79. Vitium in superciliis si aut immota sunt omnino, aut nimium mobilia ut inaequalitate dissident, aut contra id, quod dicimus, finguntur. Ira enim contractis, tristitia diductis, hilaritas remissis ostenditur. Ammendi quoque et renuendiratione demittuntur aut allevantur. 80. Naribus labrisque non fere quidquam decenter ostendimus, tametsi derisus iis, contemptus, fastidium significari solet. Non et corrugare nares, ut Horatius ait (Ep. 1, 5, 23.) et inflare et movere, et digito inquietare, et pulso subito spiritu exculere, et diducere saepius, et plana manu resupinare, indecorum est: cum emunctio etiam frequentior non sine causa reprehendatur*). 81. Labra et porriguntur male, et scinduntur, et astringuntur et diducuntur et dentes nudant et in latus ac paene ad aurem trahuntur, et velut quodam fastidio replicantur, et pendent, et vocem tantum altera parte dimittunt. Lambere quoque ea et mordere deforme est: cum etiam in efficiendis verbis modicus eorum esse debeat motus. Ore enim magis quam labris loquendum est. 82. Cervicem rectam oportet esse, non rigidam aut supinam. Collum diversa quidem sed pari deformitate et contrahitur et tenditur: sed tenso subest et labor, tenuaturque vox et fatigatur. Affixum pectori mentum minus claram et quasi latiore presso gutture facit. 83. Nu-

*) Die Ursache ist diese, weil der Redner, auch der Prediger, dadurch aus dem Redeflusse für sich selbst heraustritt in die prosaische Wirklichkeit, und zugleich die Zuhörer aus jenem heraus, in diese hinein versetzt. Da nöthig, mag das Räuspern, Husten und Nasausschnauben zwischen einem Theile der Rede geschehen.

merorum raro decens allevatio atque contractio est. Breviatur enim cervix, et gestum quendam humilem atque servilem et quasi fraudulentum facit, cum se in habitum adulationis, admirationis, metus fingunt. 84. Brachii moderata projectio remissis humeris atque explicantibus se in proferenda manu digitis continuos et decurrentes locos maxime decet. At cum speciosius quid uberiusque dicendum est, ut illud, Saxa atque solitudines voci respondent (Cic. pro Arch. 8.) expatiatur in latus et ipsa quodammodo se cum gestu fundit oratio. 85. Manus vero, sine quibus trunca esset actio ac debilis, vix dici potest, quot motus habeant, cum paene ipsam verborum copiam persequantur. Nam ceterae partes loquentem adjuvant, hae, prope est ut dicam, ipsae loquuntur. 86. His poscimus, pollicemur, vocamus, dimittimus, minamur, supplicamus, abominamur, timemus; gaudium, tristitiam, dubitationem, confessionem, poenitentiam, modum, copiam, numerum, tempus ostendimus. 87. Non concitant? inhibent? (supplicant?) probant? admirantur? verecundantur? Non in demonstrandis locis ac personis adverbiorum atque pronominum obtinent vicem? Ut in tanta per omnes gentes nationesque linguae diversitate hic mihi omnium hominum communis sermo videatur. 88. Et hi quidem, de quibus sum locutus, cum ipsis vocibus naturaliter exeunt gestus: alii sunt, qui res imitatione significant; ut si aegrum tentantis venas medici similitudine, aut citharoedum, formatis ad modum percutientis nervos manibus ostendas, quod est genus quam longissime in oratione fugiendum. 89. Abesse enim plurimum a saltatore debet orator, ut sit gestus ad sensum magis, quam ad verba accommodatus: quod etiam histrionibus paulo gravioribus facere moris fuit. Ergo ut ad se manum referre, cum de se ipso loquatur, et in eum, quem demonstret, intendere, et aliqua his similia permiserim: ita non, effingere status quosdam, et quicquid dicet ostendere. 90. Neque id in manibus solum, sed in omni gestu ac voce servandum

est. — 114. Manus sinistra nunquam sola gestum recte facit: dextrae frequenter se accommodat sive in digitos argumenta digerimus, sive aversis in sinistram palmis abominamur, sive objicimus adversas, sive in latus utramque distendimus, sive satisfacientes, sive supplicantes. 115. Diversi autem sunt hi gestus, sive summittimus, sive adorantes attollimus, sive aliqua demonstratione aut invocatione protendimus. — 121. His accedunt vitia non naturae sed trepidationis, cum ore concurrente rixari; si memoria fefellerit, aut cogitatio non suffragetur, quasi faucibus aliquid obstiterit insonare (*sich räuspern*); in adversum tergere nares; obambulare sermone imperfecto; resistere subito et laudem silentio poscere: quae omnia persequi infinitum est. Sua enim cuique sunt vitia. 122. Pectus ac venter ne projiciantur observandum; pandant enim posteriora, et est odiosa omnis supinitas. Latera cum gestu consentiant. Facit enim aliquid et totius corporis motus: adeo ut Cicero plus illo agi quam manibus ipsis putet. Ita enim dicit in Oratore (c. 18.): Nullae argutiae digitorum, non ad numerum articulus cadens, trunco magis toto se ipse moderans, et virili laterum flexione. 123. Femur ferire, quod Athenis primus fecisse creditur Cleon, et usitatum est, et indignantes decet, et excitat auditorem. Idque in Calidio Cicero (Br. 80.) desiderat. Non frons, inquit, percussa, non femur. Quanquam, si licet, de fronte dissentio. Nam etiam complodere manus scenicum est et pectus caedere *). 124. Illud quoque raro decebit, cava manu summis digitis pectus appetere, si quando nosmet ipsos alloquimur, cohortantes, objurgantes, miserantes: quod

*) *Sich vor die Stirn schlagen wird allerdings dem Prediger nicht erlaubt sein, selbst wenn er den verzweifelnden Judas redend einführen sollte. Aber die Hände zusammenschlagen beim Ach und Weh, nur nicht mit schallendem Laute, oder sich an die Brust schlagen, um tiefen Schmerz auszudrücken, darf, wie mich dünkt, auch der Prediger. Freilich selten, nur beim tiefsten Affecte.*

si quando fiet, togam quoque inde removeri non decebit. In pedibus observantur status et incessus. Prolato dextro stare et eandem manum ac pedem proferre, deforme est. 125. In dextrum incumbere interim datur, sed aequo pectore: qui tamen comicus magis, quam oratorius gestus est. Male etiam in sinistrum pedem in sistentium dexter aut attollitur, aut summis digitis suspenditur. Varicare supra modum et in stando deforme est, et accedente motu prope obscenum. 126. Procursio opportuna brevis, moderata, rara. — 128. Pedis suppositio ut loco est opportuna, ut ait Cicero (de Or. 3, 59.), in contentionibus aut incipiendis aut finiendis: ita crebra et inepti est hominis, et desinit iudicem in se convertere. Est et illa indecora in dextrum ac laevum latus vacillatio alternis pedibus insistentium. Longissime fugienda mollis actio, qualem in Titio Cicero (Br. 62.) dicit fuisse, unde etiam saltationis quoddam genus Titius tit appellatum. 129. Reprehendenda et illa frequens et concitata in utramque partem mutatio, quam in Curione patre irrisit et Julius, quaerens, quis in lintre loqueretur? et Cicinius: nam cum, assidente collega, qui erat propter valetudinem et deligabus et plurimis medicamentis delibutus, multum se Curio ex more jactasset, Nunquam, inquit, Octavi, collegae tuo gratiam referes, qui, nisi fuisset, hodie te istae muscae comedissent. 130. Lactantur et humeri: quod vitium Demosthenes ita dicitur emendasse, ut, cum in angusto quodam pulpito stans diceret, hasta humero dependem immineret: ut, si calore dicendi vitare id excidisset, offensione illa commoneretur. — 154. Tria autem praestare debet pronuntiatio: conciliet, persuadeat, moveat, quibus natura cohaeret, etiam delectet. Conciliatio fere aut commendatione morum, qui nescio quomodo ex voce etiam atque actione pellucet, aut orationis suavitate constat: persuadendi vis affirmatione, quae interim plus ipsis probationibus valet. Fiducia igitur apparent, et

constantia, utique si autoritas subest. 156. Movendi autem ratio aut in repraesentandis est, aut imitandis affectibus. 161. Prooemio frequentissime lenis convenit pronuntiatio. 163. Maxime varia et multiplex actio est probationum. Nam et proponere; partiri, interrogare, sermoni sunt proxima, et contra dictionem sumere. 164. Argumentatio plerumque agilior, et acrior, et instantior, consentientem orationi postulat gestum, id est, fortem celeritatem. Instandum quibusdam in partibus, et densanda oratio. — 172. Epilogus si enumerationem rerum habet, desiderat quandam concisorum continuationem; si ad concitandos iudices est accommodatus, aliquid ex iis, quae supra dixi; si placandos, inclinatum quandam lenitatem; si misericordia commovendos, flexum vocis et flebilem suavitatem, qua praecipue franguntur animi, quaeque est maxime naturalis.

2. Cicero.

De actione (pronunciatione et gestu).

Ad. Her. IV, 11 — 15.

11. Pronunciationem multi maxime utilem oratori dixerunt esse, et ad persuadendum plurimum valere. Nos quidem unam de quinque rebus plurimum posse, non facile dixerimus; nec, egregie magnam esse utilitatem in pronunciatione audacter confirmaverimus. Nam commodae inventiones et concinnae verborum elocutiones, et partium causae artificiosae dispositiones, et horum omnium diligens memoria, sine pronunciatione non plus, quam sine his pronuntiatio sola valere poterit*). Quare, quia nemo de ea re diligenter scripsit —

*) Cicero hat wohl ein Recht das zu mildern, was gesagt wird, dass der mündliche Vortrag mehr Macht und Gewalt habe, als der innere Gehalt. Dadurch ist gewiss, dass die Kunst des äusseren Vortrags mehr auf die Zuhörer wirkt, als die gehaltreiche Rede ohne diese Kunst, und der Mangel des inneren Werthes für Tausende verdeckt. Jedenfalls ist ein schlechter Vortrag ohne Wirkung und abstossend, was hilft dann der Gehalt der Rede? Bei der Rede kommt es 1) auf die Wahrheit, 2) auf die Christlichkeit, 3) auf den guten Vortrag an.

nam omnes vix posse putarunt de voce et vultu et gestu dilucide scribi, cum hae res ad sensus nostros pertinerent — et quia magnopere ea pars a nobis ad dicendum comparanda est non negligenter videtur tota res considerata.

Dividitur igitur pronuntiatio in vocis figuram et corporis motum. Figura vocis est, quae suum quendam possidet habitum ratione et industria comparatum. Ea dividur in tres partes, magnitudinem, firmitudinem, mollitudinem. Magnitudinem vocis maxime comparat natura, non nihil adauget, sed maxime conservat cura: firmitudinem vocis maxime natura comparat, nonnihil adauget, sed maxime conservat exercitatio declamationis: mollitudinem vocis, hoc est, ut eam torquere in dicendo pro nostro commodo, possimus, maxime faciet exercitatio declamationis. Quapropter de magnitudine vocis et firmitudinis parte, quoniam altera natura, altera cura comparatur, nihil ad nos attinet commonere, nisi ut ab iis, qui non inscii sunt ejus arrificii, ratio curandae vocis petatur.

12. De ea parte firmitudinis, quae conservatur ratione declamationis et de mollitudine vocis, quae maxime necessaria est oratori, quoniam ea quoque moderatione declamationis comparatur, dicendum videtur. Firmam igitur maxime poterimus in dicendo vocem conservare, si quam maxime sedata et depressa voce principia dicemus. Nam laeduntur arteriae, si antequam leni voce permulsae sunt, acri clamore compleantur. Etiam intervallis longioribus ubi conveniet: recreatur enim vox spiritu, et arteriae reticendo acquiescunt: et continuum clamorem remittere, et ad sermonem transire oportet: commutationes enim faciunt, ut nullo genere vocis effuso, in omni voce integri simus: et acutas vocis exclamationes vitare debemus: ictus enim fit at vulnerantur arteriae acuta atque attenuata nimis acclamatione, et si quis splendor est vocis consumitur uno clamore universus: et uno spiritu continenter multa dicere in extrema convenit oratione: fauces enim cale-

fiunt et arteriae complentur, et vox, quae varie tractata est, reducitur in quendam sonum aequabilem atque constantem. Saepe rerum naturae gratia quaedam jure debetur, velut accidit in hac re. Nam quae diximus ad vocem servandam prodesse, eadem attinent ad suavitatem pronunciationis, ut, quod nostrae voci prosit, idem voluptate auditoris probetur. Utile est ad firmitudinem vocis sedata vox in principio. Quid insuavius, quam clamor in exordio causae? Intervalla vocem confirmant: eadem sententias concinniores divisione reddunt, et auditori spatium cogitandi relinquunt. Conservat vocem continui clamoris remissio: et auditorem quidem varietas maxime delectat; cum sermone animum ejus retinet, aut exsuscitat clamore. Acuta exclamatio vocem et fauces vulnerat: eadem laedit auditorem. Habet enim quiddam illiberale et ad muliebrem potius vociferationem, quam ad viritem dignitatem in dicendo accommodatum. In extrema oratione continens vox remedio est voci. Quid? Haec eadem nonne animum vehementissime calefacit auditoris, in totius conclusione causae? Quoniam igitur res eadem vocis firmitudini et pronunciationis suavitati prosunt, de utraque re simul erit in praesentia dictum, de firmitudine, quae visa sunt, de suavitate, quae conjuncta fuerunt: caetera suo loco paulo post dicemus.

13. Mollitudo igitur vocis, quoniam omnis ad rhetoris praeceptionem pertinet, diligentius nobis consideranda est. Eam dividimus in sermonem, contentionem, amplificationem. Sermo est oratio remissa et finitima quotidianae locutioni: contentio est oratio acris, et ad confirmandum et ad confutandum accommodata: amplificatio est oratio, quae aut in iracundiam inducit, aut ad misericordiam trahit auditoris animum. Sermo dividitur in partes quatuor, dignitatem, demonstrationem, narrationem, jocationem. Dignitas est oratio cum aliqua gravitate et vocis remissione; demonstratio est oratio, quae docet remissa voce, quomodo quid fieri aut potuerit, aut non potuerit: narratio est rerum gestarum

aut perinde ut gestarum expositio; jocatio est oratio, quae ex aliqua re risum pudentem et liberalem potest comparare. Contentio dividitur in continuationem et distributionem. Continuatio est orationis enuntiandae acceleratio clamosa: distributio est in contentione oratio frequens, cum raris et brevibus intervallis, acri vociferatione. Amplificatio dividitur in cohortationem et conquestionem. Cohortatio est, quae aliquod peccatum amplificans, auditorem ad iracundiam adducit: conquestio est oratio, quae incommodorum amplificatione animum auditoris ad misericordiam perducit. Quoniam igitur mollitudo vocis in tres partes divisa est, et hae partes ipsae in octo alias distributae sunt, quae cujusque idonea pronuntiatio sit, demonstrandum videtur.

14. Sermo cum est in dignitate, plenis faucibus quam sedatissima et depressissima voce ubi conveniet: ita tamen, ut ne ab oratoria consuetudine ad tragicam transeamus. Cum autem est in demonstratione, voce paullulum attenuata, crebris intervallis et divisionibus ubi oportebit: ut ipsa pronuntiatione eas res, quas demonstrabimus, inserere atque intersecare videamur in animis auditorum. Cum autem sermo in narratione est, tum vocum varietate opus est, ut quo quidque loco gestum sit, ita narrari videatur. Strenue quod volumus ostendere factum, celeriuscule dicemus; at aliud otiose, retardabimus. Deinde modo acriter, tum clementer, moeste, hilariter in omnes partes commutabimus, ut verba, ita pronuntiationem. Si qua inciderint in narratione dicta, rogata, responsa, si quae admirationes, de quibus nos narrabimus, diligenter animum advertemus, ut omnium personarum sensus atque animos voce exprimamus. Sin erit sermo in jocatione, leniter tremebunda voce, cum parva significatione risus, sine ulla suspicione mimae cachinnationis leviter oportebit a sermone serio torquere ad liberalem jocum vocem. Cum autem contendere oportebit, quoniam id aut per continuationem, aut per distributionem faciendum est, in continuatione adaucto mediocriter sono

vocis, verbis continuandis, vocem quoque jungere oportebit, et torquere sonum, et celeriter cum clamore verba conficere, ut vim volubilem orationis vociferatio consequi possit; in distributione ab imis faucibus exclamationem quam clarissimam adhibere oportet: et quantum spatii per singulas exclamationes sumserimus, tantum in singula intervalla spatii causumere jubemur. In amplificationibus, cum cohortatione utemur voce attenuatissima, clamore leni, sono aequabili, commutationibus crebris, maxima celeritate: in conquestione utemur voce depressa, inclinato sono, crebris intervallis, longis spatiis, magnis commutationibus.

15. De figura vocis satis dictum est: nunc de corporis motu dicendum videtur. Motus est corporis gestus et vultus moderatio, quae pronuncianti convenit, et probabiliora reddit ea, quae pronunciantur. Convenit igitur in vultu pudorem et acrimoniam esse: in gestu nec venustatem conspicuam nec turpitudinem esse, ne aut histriones aut operarii videamur esse. Ad easdem igitur partes, in quas vox est distributa, motus quoque corporis ratio videtur esse accommodanda. Nam si erit sermo cum dignitate, stantes in vestigio, levi dexterarum motu loqui oportebit, hilaritate, tristitia, mediocritate vultus ad sermonis sententias accommodata: sin erit in demonstratione sermo, paullulum corpus a cervicibus demitemus: (nam hoc est a natura datum, ut quam proxime tum vultum admoveamus ad auditores, si quam rem docere eos et vehementer instigare velimus) sin erit in narratione sermo, idem motus poterit idoneus esse, qui paullo ante demonstrabatur in dignitate: sin in jocatione, vultu quandam hilaritatem debebimus significare, sine commutatione gestus. Si contendemus per continuationem, brachio celeri, mobili vultu, acri aspectu utemur: sin contentio fiet per distributionem celeri projectione brachii, in ambulatione, pedis dextri rara supposicione, acri et defixo aspectu uti oportebit. Si utemur amplificatione per cohortationem, paullo tardiore et consideratiore gestu conveniet uti, similibus

caeteris rebus atque in contentione per continuationem: si utemur amplificatione per conquestionem, feminis plangore et capitis ictu, nonnunquam sedato et constanti gestu, moesto et conturbato vultu uti oportebit. Non sum nescius, quantum susceperim negotii, qui motus corporis exprimere verbis, imitari scriptura conatus sum voces. Verum nec hoc confisus sum posse fieri, ut de his rebus satis commode scribi posset, nec, si id fieri non posset, hoc, quod feci, fore inutile putabam, propterea quod hic admonere voluimus, quid oporteret: reliqua trademus exercitationi. Hoc scire tamen oportet, pronunciationem bonam id perficere, ut res ex animo agi videatur.

De Oratore III, 56. 57. 59 — 61.

56. Actio in dicendo una dominatur, sine hac summus orator esse in numero nullo potest: mediocris, hac instructus, summos saepe superare. Huic primas dedisse Demosthenes dicitur, cum rogaretur, quid in dicendo esset primum; huic secundas, huic tertias. — 57. Ac sine dubio in omni re vincit imitationem veritas; sed ea si satis in actione efficeret ipsa per se, arte profecto non egeremus, verum quia animi permotio, quae maxime aut declaranda, aut imitanda est actione, perturbata saepe ita est, ut obscuretur, ac paene obruatur, discutienda sunt ea, quae obscurant, et ea, quae sunt eminentia et prompta, sumenda. Omnis enim motus animi suum quendam a natura habet vultum et sonum et gestum: totumque corpus hominis et ejus vultus, omnesque voces, ut nervi in fidibus, ita sonant, ut a motu animi quoque sunt pulsae. Nam voces, ut chordae sunt intentae, quae ad quemque tactum respondeant; acuta, gravis, cita, tarda, magna, parva; quas tamen inter omnes est suo quaeque in genere mediocris. Atque etiam illa sunt ab his delapsa plura genera, lene, asperum; contractum, diffusum; continenti spiritu intermisso fractum, scissum; flexo sono attenuatum,

inflatum. Nullum est enim horum similium generum, quod non arte ac moderatione tractetur. Hi sunt actori, ut pictori, expositi ad variandum colores. —

59. Omnes autem hos motus subsequi debet gestus, non hic verba exprimens, scenicus, sed universam rem et sententiam, non demonstratione sed significatione declarans, laterum inflexione hac forti ac virili, non ab scena et histrionibus, sed ab armis, aut etiam a palaestra. Manus autem minus argutas, digitis subsequens verba, non exprimens; brachium procerius projectum, quasi quoddam telum orationis, supplicatio pedis in contentionibus aut incipiendis aut finiendis. Sed in ore sunt omnia. In eo autem ipso dominatus est omnis oculorum. Animi est enim omnis actio, et imago animi vultus est, indices oculi. Nam haec est una pars corporis, quae, quot animi motus sunt, tot significationes et commutationes possit efficere. Neque vero est quisquam, qui eadem contuens, efficiat. Theophrastus quidem, Tauriscum quendam, dixit, actorem aversum solitum esse dicere, qui in agendo contuens aliquid pronuntiaret. Quare oculorum est magna moderatio. Nam oris non est nimium mutanda species, ne aut ad ineptias, aut ad pravitatem aliquam deferamur. Oculi sunt, quorum tum intentione, tum remissione, tum conjectu, tum hilaritate, motus animorum significemus apte cum genere ipso orationis, est enim actio quasi sermo corporis, quo magis menti congruens esse debet. Oculos autem natura nobis, ut equo et leoni setas, caudam, aures ad motus animorum declarandos dedit. Quare in hac nostra actione secundum vocem vultus valet, is autem oculis gubernatur. Atque in iis omnibus, quae sunt actionis, inest quaedam vis a natura data, quare etiam hac imperiti, hac vulgus, hac denique barbari maxime commoventur. Verba enim neminem movent, nisi eum, qui ejusdem linguae societate conjunctus est; sententiae quae saepe aculae non acutorum hominum sensus praetervolant; actio, quae prae se motum animi fert, omnes movet; iisdem enim

omnium animi motibus concitantur, et eos iisdem notis et in aliis agnoscunt et in se ipsi indicant.

60. Ad actionis autem usum atque laudem, maximam sine dubio partem vox obtinet: quae primum est optanda nobis, deinde, quaecunque erit, ea tuenda. De quo illud jam nihil ad hoc praecipendi genus, quemadmodum voci serviatur: equidem magnopere censeo serviendum: sed illud videtur ab hujus nostri sermonis officio non abhorrere, quod, ut dixi paullo ante, plurimis in rebus quod maxime est utile, id nescio quo pacto etiam decet maxime. Nam ad vocem obtinendam nihil est utilius, quam crebra mutatio, nihil perniciosius, quam effusa sine intermissione contentio. Quid? ad aures nostras, et actionis suavitatem, quid est vicissitudine et varietate et commutatione aptius? Itaque idem Gracchus (quod potes audire, Catule, ex Erycino cliente tuo, literato homine, quem servum sibi ille habuit ad manum), cum eburneola solitus est habere fistula, qui staret occulte post ipsum, cum concionaretur, peritum hominem, qui inflaret celeriter eum sonum, quo illum aut remissum excitaret, aut a contentione revocaret. — 61. In omni voce est quoddam medium, sed suum cuique voci. Hinc gradatim ascendere vocem utile et suave est. Nam a principio clamare agreste quiddam est, et idem illud ad firmandam est vocem salutare. Deinde est quoddam contentionis extremum (quod tamen interius est quam acutissimus sonus) quo te fistula progredi non sinet, et tamen ab ipsa contentione revocabit. Est item contra quoddam in remissione gravissimum, quoque tanquam sonorum gradibus descenditur. Haec varietas et hic per omnes sonos vocis cursus et se tuebitur et actioni afferet suavitatem. Sed fistulatorem domi relinquetis, sensum hujus consuetudinis vobiscum ad forum deferetis.

Orator 17. 18.

17. Et quoniam coepi jam cumulatus hoc munus augere, quam a te postulatum est, ne nunc quidem

solum de orationis modo dicam, sed etiam de actionis: ita praetermissa pars nulla erit, quandoquidem de memoria nihil est hoc loco dicendum, quae communis est multarum artium. Quomodo autem dicatur, id est in duobus, in agendo et in eloquendo. Est enim actio quasi corporis quaedam eloquentia, cum constet e voce atque motu. Vocis mutationes totidem sunt, quot animorum, qui maxime voce commoventur. Itaque ille perfectus, quem jamdudum nostra indicat oratio, utcunque se affectum videri et animum audientis moveri volet, ita certum vocis admovebit sonum: de quo plura dicerem, si hoc praecipendi tempus esset, aut si tu hoc quaereres. Dicerem enim de gestu cum quo junctus est vultus, quibus omnibus dici vix potest, quantum intersit, quemadmodum utatur orator. Nam et infantes actionis dignitate eloquentiae saepe fructum tulerunt, et disertis deformitate agendi multi infantes putati sunt, ut jam non sine causa Demosthenes tribuerit et primas et secundas et tertias actioni. Si enim eloquentia nulla sine hac, haec autem sine eloquentia tanta est: certe plurimum in dicendo potest. Volet igitur ille qui eloquentiae principatum petet, et contenta voce atrociter dicere, et summissa leniter, et inclinata videri gravis et inflexa miserabilis. Mira est enim quaedam natura vocis, cujus quidem et tribus omnino sonis, inflexo, acuto, gravi tanta sit et tam suavis varietas perfecta in cantibus. 18. Est autem in dicendo etiam quidam cantus obscurior, non hic e Phrygia et Caria rhetorum epilogus, paene canticum, sed ille, quem significat Demosthenes et Aeschines, cum alter alteri objicit vocis flexiones. Dicit plura etiam Demosthenes, illumque saepe dicet voce dulci et clara fuisse. In quo illud etiam notandum mihi videtur ad studium persequendae suavitatis in vocibus. Ipsa enim natura, quasi modularetur hominum orationem, in omni verbo posuit acutam vocem, nec una plus, nec a postrema syllaba ultra tertiam: quo magis naturam ducem ad aurium voluptatem sequatur industria. Ac vocis

quidem bonitas optanda est, non est enim in nobis, sed tractatio et usus in nobis. Ergo ille princeps variabit et mutabit, omnes sonorum tum intendens, tum remittens, persequetur gradus; idemque motu sic utetur, nihil ut supersit in gestu. Status erectus et celsus, rarus incessus, nec ita longus, ex cursio moderata, ea-que rara, nulla mollitia cervicum, nullae argutiae digitorum, non ad numerum articulus cadens, trunco magis toto se ipse moderas, et virili laterum flexione, brachii projectione in contentionibus, contractione in remissis. Vultus vero, qui secundum vocem plurimum potest, quantam affert tum dignitatem, tum venustatem? In quo eum effeceris, ne quid ineptum aut vultuosum sit, tum oculorum est quaedam magna moderatio. Nam ut imago est animi vultus, sic indices oculi, quorum et hilaritatis et vicissim tristitiae modum res ipsae, de quibus agetur, temperabunt.

B. Das Memoriren.

Quintilian.

XI, 2.

2, 1. Memoriam quidam naturae modo munus esse existimaverunt, estque in ea non dubie plurimum, sed ipsa excolendo, sicut alia omnia, augetur, et totus, de quo diximus adhuc, inanis est labor, nisi ceterae partes hoc velut spiritu continentur. Nam et omnis disciplina memoria constat, frustraue docemur, si quidquid audimus, praeterfluat; et exemplorum, legum, responsorum, dictorum denique factorumque velut quasdam copias, quibus abundare, quasque in promptu semper habere debet orator, eadem illa vis repraesentat. Neque immerito thesaurus hic eloquentiae dicitur. 2. Sed non firme tantum continere verum etiam cito percipere multa acturos oportet, nec quae scripseris modo iterata lectione complecti, sed in cogitatis quoque rerum

ac verborum contextum sequi: et quae sint ab adversa parte dicta, meminisse: nec ulique ea, quae dicta sunt ordine, refutare, sed opportunis locis ponere. 3. Quid? extemporalis oratio nec alio mihi videtur mentis vigore constare. Nam dum alia dicimus, quae dicturi sumus intuenda sunt. Ita cum semper cogitatio ultra id, quod est, longius quaerit, quidquid interim reperit quodammodo apud memoriam deponit, quod illa quasi media quaedam manus acceptum ab inventione tradit elocutioni. 4. Non arbitror autem mihi in hoc immorandum, quid sit quod memoriam faciat; quanquam plerique imprimi quaedam vestigia animo, velut in ceris anulorum signa servantur, exestimant. Neque ero tam credulus, ut quasi habitu tardiolem firmiorem memoriam fieri putem. 5. Ejus autem, quod ad animum pertinet, magis admirer naturam, subito res vetustas, tanto ex intervallo repetitas, reddere se et offerre, nec tantum requirentibus, sed etiam sponte interim, nec vigilantibus, sed etiam quiete compositis. 6. Eo magis quod illa quoque animalia, quae carere intellectu videntur, meminerunt et agnoscunt, et quamlibet longo itinere deducta, ad assuetas sibi sedes revertuntur. Quid? non haec varietas mira est, excidere proxima vetera inhaerere? hesternorum immemores acta pueritiae recordari? Quid? quod quaedam requisita se occultant, et eadem forte succurrunt? nec manet semper memoria, sed aliquando etiam redit? Nesciretur tamen quanta vis esset ejus, quanta divinitas illa, nisi hoc lumen orandi extulisset. 8. Non enim rerum modo sed etiam verborum ordinem praestat: nec ea pauca contexit, sed durat prope in infinitum, et in longissimis actionibus prius audiendi patientia quam memoriae fides deficit. 9. Quod et ipsum argumentum est, subesse artem aliquam juvarique ratione naturam; cum iidem docti facere illud, indocti et inexercitati non possimus; quanquam invenio apud Platonem, obstare memoriae usum literarum; videlicet, quod illa quae scriptis reposuimus velut custodire desinimus, et ipsa securitate dimittimus. 10. Nec dubium

est, quin plurimum in hac parte valeat mentis intentio, et velut acies luminum a prospectu rerum quas intuentur non aversa. Unde accidit, ut quae per plures dies scribimus ediscendi causa, cogitationis vis contineat. — 27. Si longior complectenda memoria fuerit oratio, proderit per partes ediscere; laborat enim maxime onere; et hae partes non sint perexiguæ, alio qui rursus multae erunt et eam distinguunt atque concident. Nec utique certum imperaverim modum sed maxime ut quisque finiatur locus: ni forte tam numerosus, ut ipse quoque dividi debeat. 28. Dandi sunt certi quidam termini, ut contextum verborum, qui est difficilissimus, continuet crebra meditatio, partes deinceps ipsas repetitus ordo conjugat. Non est inutile, iis, quae difficilius haereant, aliquas apponere notas, quarum recordatio commoneat et quasi excitet memoriam. 29. Nemo etiam fere tam infelix, ut quod cuique loco signum destinaverit nesciat; ut si erit tardus ad hoc, eo quoque adhuc remedio utatur, ut ipsae excitent notae. 32. Illud neminem non juvabit, iisdem quibus scripserit ceris ediscere. Sequitur enim vestigiis quibusdam memoriam et velut oculis intuetur non paginas modo, sed versus prope ipsos, qui tum dicit, similis legenti. Jam vero si litura aut adjectio aliqua atque mutatio interveniat, signa sunt quaedam, quae intuentes deerrare non possumus. 33. Haec ratio, ut est illi, de qua locutus sum, arti non dissimilis, ita si quid me experimenta docuerunt, et expeditior et potentior. Ediscere tacite erat optimum, si non subirent velut otiosum animum plerumque aliae cogitationes, propter quas excitandus est voce, ut duplici motu juvetur memoria dicendi et audiendi. Sed haec vox sit modica et magis mumur. 34. Qui autem legente alio ediscit, in parte tardatur, quod acrior est oculorum quam aurium sensus; in parte juvari potest, quod, cum semel aut bis audierit, continuo illi memoriam suam experiri licet, et cum legente contendere. Nam et alio qui id maxime faciendum est, ut nos subinde tentemus; quia continua lectio, et quae

magis et quae minus haerent, aequaliter transit. 35. In experiendo, teneasne, et major intentio est, et nihil supervacui temporis perit, quo etiam quae tenemus repeti solent: ita sola quae exciderunt retractantur, ut crebra iteratione firmentur, quanquam solent hoc ipso maxime haerere, quod exciderunt. Illud ediscendo scribendoque commune est, utrique plurimum conferre bonam valetudinem, digestum, cibum, animum cogitationibus aliis liberum. 36. Verum et in iis quae scripsimus complectendis multum valent, et in iis quae cogitamus continendis prope solae (excepta, quae potentissima est, exercitatione) divisio et compositio. Nam qui recte diviserit nunquam poterit in rerum ordine errare. 37. Certa sunt enim non solum in digerendis quaestionibus, sed etiam in exequendis, si modo recte dicimus, prima ac secunda et deinceps; cohaeretque omnis rerum copulatio, ut ei nihil neque subtrahi sine manifesto intellectu, neque inseri possit. 38. An vero Scaevola in lusu duodecim scriptorum, cum prior calculum promovisset, essetque victus, dum rus tendit, repetito totius certanimis ordine, quo dato errasset recordatus, rediit ad eum quicum luserat, isque ita factum esse confessus est: minus idem ordo valebit in oratione praesertim totus nostro arbitrio constitutus, cum ille valeat alternus? — 39. Etiam quae bene composita erunt, memoriam serie sua ducent. Nam sicut facilius versus ediscimus quam prosam orationem, ita prosae vincla quam dissoluta. Sic contingit, ut etiam quae ex tempore videbantur effusa, ad verbum repetita reddantur; quod meae quoque memoriae mediocritatem sequebatur, si quando interventus aliquorum, qui hunc honorem mererentur, iterare declamationis partem coëgisset: nec est mendacio locus salvis qui interfuerunt. 40. Si quis tamen unam maximamque a me artem memoriae quaerat, exercitatio est et labor; multa ediscere, multa cogitare, et, si fieri potest, quotidie, potentissimum est. Nihil aequè vel augetur cura, vel negligentia intercidit. 41. Quare et pueri statim, ut praecepi, quam

plurima ediscant et quaecunque aetas operam juvandae studio memoriae dabit, devoret initio taedium illud et scripta et lecta saepius revolvendi et quasi eundem cibum remandendi. Quod ipsum hoc fieri potest levius, si pauca primum et quae odium non afferant, coeperimus ediscere, tum quotidie adjicere singulos versus, quorum accessio labori sensum incrementi non afferat, in summam ad infinitum usque perveniat: et poëtica prius, tum oratorum, novissime etiam solutiora numeris, et magis ab usu dicendi remota, qualia sunt juris consultorum. 42. Difficiliora enim debent esse quae exercent, quo sit levius ipsum illud in quod exercent: ut athletae ponderibus plumbeis assue faciunt manus, quibus vacuis et nudis in certamine utendum est. Non omitam etiam, quod quotidianis experimentis deprehenditur, minime fidelem esse paullo tardioribus ingeniis recentem memoriam. 43. Mirum dictu est, nec in promptu ratio, quantum nox interposita afferat firmitatis, sive requiescit labor ille, cuius sibi ipsa fatigatio obstabat, sive concoquitur seu maturatur quae firmissima ejus pars est recordatio: quae statim referri non poterant, contextuntur postera die, confirmatque memoriam idem illud tempus, quod esse in causa solet oblivionis. 44. Etiam illa praevelox fere cito effluit, et, velut praesenti officio functa nihil in posterum debeat, tanquam dimissa discedit. Nec est mirum, magis haerere animo, quae diutius affixa sint. Ex hac ingeniorum diversitate nata dubitatio est, ad verbum sit ediscendum dicturis, an vim modo rerum atque ordinem complecti satis sit: de quo sine dubio non potest in universum pronunciari. 45. Nam si memoria suffragatur, tempus non defuit, nulla me velim syllaba effugiat: aliqui etiam scribere sit supervacuum. Itque praecipue a pueris obtinendum, atque in hanc consuetudinem memoria exercitatione redigenda, ne nobis discamus ignoscere. Ideoque et ad moneri et ad libellum respicere vitiosum, quod libertatem negligentiae facit, nec quisquam se parum tenere judicat, quod ne sibi excidat non timet.

46. Inde interruptus actionis impetus, et resistens ac salebrosa oratio, et qui dicit ediscenti similis, etiam omnem bene scriptorum gratiam perdit vel hoc ipso, quod scripsisse se confitetur. Memoria autem facit etiam prompti ingenii famam, ut illa quae dicimus non domo attulisse, sed ibi protinus sumsisse videamur; quod et oratori et ipsi causae plurimum confert. Nam et magis miratur, et minus timet iudex, quae non putat adversus se praeparata. Itaque in actionibus inter praecipua servandum est, ut quaedam etiam, quae optime viuximus, velut soluta enunciemus, et cogitantibus non nunquam et dubitantibus similes quaerere videamur quae attulimus. Ergo quid sit optimum neminem fugit. Si vero aut memoria natura durior erit, aut non suffragabitur tempus, inutile erit ad omnia se alligare verba, cum oblivio unius eorum cujuslibet, aut deformem haesitationem aut etiam silentium inducat; tutiusque multo, comprehensis animo rebus ipsis, libertatem sibi eloquendi relinquere. 49. Nam et invitatus perdit quisque quod elegerat verbum; nec facile reponit aliud, dum id quod scripserat quaerit. Sed ne hoc quidem infirmæ memoriae remedium est nisi in iis, qui sibi facultatem aliquam dicendi ex tempore paraverunt. Quod si cui utrumque defuerit, huic omittere omnino totum actionum laborem, si quid in literis valet, ad scribendum potius suadebo convertere. Sed haec rara infelicitas erit.

C. De extemporali dictione.

Quinct. X, 7.

1. Maximus vero studiorum fructus est et velut praemium quoddam amplissimum longi laboris ex tempore dicendi facultas, quam qui non erit consecutus, mea quidem sententia civilibus officiis renunciabit, et solam scribendi facultatem potius ad alia opera convertet. — 4. Quid multus stilus et assidua lectio et longa studiorum aetas facit, si manet eadem

quae fuit incipientibus difficultas? Periisse profecto confitendum est praeteritum laborem, cui semper idem laborandum est. Neque ego hoc ago, ut ex tempore dicere malit, sed ut possit. Id autem maxime hoc modo consequemur. 5. Nota sit primum dicendi via. Neque enim prius cursus contingere potest, quam scierimus, quo sit et qua perveniendum. Nec satis est non ignorare, quae sunt causarum judicialium partes, aut quaestionum ordinem recte disponere, quanquam ista sunt praecipua: sed quid quoque loco primum sit ac secundum et deinceps, quae ita sunt natura copulata, ut mutari aut intervelli sine confusione non possint. 6. Quisquis autem via dicet, ducetur ante omnia rerum ipsa serie, velut duce; propter quod homines etiam modice exercitati, facillime tenorem in narrationibus servant. Deinde quid quoque loco quaerant, scient nec circumspectabunt; nec offerentibus se aliunde sensibus turbabuntur, nec confundent ex diversis orationem, velut salientes huc illuc, nec usquam in sistentes. 7. Postremo habebunt modum et finem, qui esse citra divisionem nullus potest. Expletis pro facultate omnibus quae proposuerint, pervenisse se ad ultimum sentient. Et haec quidem ex arte, illa vero ex studio, ut copiam sermonis optimi, quemadmodum praeceptum est, comparemus; multo ac fideli stilo sic formetur oratio, ut scriptorum colorem etiam quae subito effusa sunt reddant; ut cum multa scripserimus, etiam multa dicamus. Nam consuetudo et exercitatio facilitatem maxime parit, quae si paullulum intermissa fuerit, non velocitas illa modo tardatur, sed ipsum os quoque concurrit. Quanquam enim opus est naturali quadam mobilitate animi, ut, dum proxima dicimus, struere ulteriora possimus, semperque nostram vocem provisa et formata cogitatio excipiat: vix tamen aut natura aut ratio in tam multiplex officium diducere animum queat, ut inventioni, dispositioni, elocutioni, ordini rerum verborumque, tum iis quae dicit, quae subjuncturus est, quae ultra spectanda sunt, adhibita vocis, pro-

nunciationis, gestus observatione, una sufficiat. 10. Longe enim praecedat oportet intentio, ac prae se res agat, quantumque dicendo consumitur, tantum ex ultimo prorogetur, ut donec perveniamus ad finem, non minus prospectu procedamus quam gradu si non inter-sistentes offensantesque breviam illa atque concisa singul-tantum modo ejecturi sumus. 11. Est igitur usus quidam irrationalis, quem Graeci *ἄλογον τριβήν* vo-cant, qua manus in scribendo decurrit, qua oculi totos simul in lectione versus flexusque eorum et transitus intuentur, et ante sequentia vident, quam priora dixerunt. Quo constant miracula illa in scenis pilariorum ac ventilatorum, ut ea quae emisserint ultro in manus venire credas, et qua jubentur decurrere. 12. Sed hic usus ita proderit, si ea, de qua locuti sumus, ars antecesserit, ut ipsum illud, quod in se rationem non habet, in ra-tione versetur. Nam mihi ne dicere quidem videtur, nisi qui disposite, ornate, copiose dicit, sed tumultuari. 13. Nec fortuiti sermonis contextum mirabor unquam, quem iurgantibus etiam mulierculis superfluere video, cum eo quod, si calor ac spiritus tulit, frequenter accidit, ut successum extemporalem consequi cura non possit. 14. Deum tunc affuisse, cum id evenisset, ve-teres oratores, ut Cicero ait, dictitabant. Sed ratio manifesta est. Nam bene concepti affectus et recentes rerum imagines continuo impetu feruntur, quae non nunquam mora stili refrigescunt et dilatae non rever-tuntur. Utique vero cum in felix illa verborum cavil-latio accessit, et cursus ad singula vestigia restitit, non potest ferri contorta vis, sed ut optime vocum singu-larum cedat electio, non continua sed composita est. 15. Quare capiendae sunt illae, de quibus dixi, rerum imagines, quas vocari *φαντασίαις* indicavimus, omnia-que de quibus dicturi erimus, personae, quaestiones, spes, metus habenda in oculis, in affectus recipienda. Pectus est enim quod disertos facit et vis mentis. Ideoque imperitis quoque, si modo sunt aliquo affectu concitati, verba non desunt. 16. Tum

intendendus animus non in aliquam rem unam, sed in plures simul continuas, ut si per aliquam rectam viam mittamus oculos; simul omnia quae sunt in ea circaque intuemur, non ultimum tantum videmus, sed usque ad ultimum. Ad dicendum etiam pudor stimulos habet et dicendorum expectata laus, mirumque videri potest, quod, cum stilus secreto gaudeat atque omnes arbitros reformidet, extemporalis actio auditorum frequentia, ut miles congestu signorum, excitatur. 17. Namque et difficiliorem cogitationem exprimit et expellit dicendi necessitas, et secundos impetus auget placendi cupido. Adeo praemium omnia spectant, ut eloquentia quoque, quanquam plurimum habeat in se voluptatis, maxime tamen praesenti fructu laudis opinionisque ducatur. 18. Nec quisquam tantum fidat ingenio, ut id sibi speret incipienti statim posse contingere; sed sicut in cogitatione praecipimus, ita facilitatem extemporalem a parvis initiis paulatim perducemus ad summam, quae neque perfici neque contineri nisi usu potest. 19. Ceterum pervenire eo debet, ut cogitatio non utique melior sit ea, sed tutior; cum hanc felicitatem non prosa modo multi sint consecuti, sed etiam carmine, ut Antipater Sidonius et Licinius Archias; credendum enim Ciceroni est; non quia nostris temporibus non et fecerint quidam hoc, et faciant, quod tamen non ipsum tam probabile puto (neque enim habet aut usum res aut necessitatem), quam exhortandis in hanc spem, qui foro praeparantur, utile exemplum. 20. Neque vero tantam esse unquam fiduciam felicitatis velim, ut non breve saltem tempus, quod nusquam fere deerit, ad ea, quae dicturi sumus, dispicienda sumamus; quod quidem in judiciis ac foro datur semper. Neque enim quisquam est, qui causam, quam non didicerit, agat. 21. Declamatores quosdam perversa ducit ambitio, ut exposita controversia protinus dicere velint: quin etiam, quod est in primis frivolum ac scenicum, verbum petant, quo incipiant. Sed tam contumeliosos in se ridet invicem eloquentia, et qui stultis videri eruditi volunt, stulti eruditis judi-

cantur. 22. Si qua tamen fortuna tam subitam fecerit agendi necessitatem, mobiliore quodam opus erit ingenio, et vis omnis intendenda rebus, et in praesentia remittendum aliquid ex cura verborum, si consequi utrumque non dabitur. Tum et tardior pronuntiatio moras habet, et suspensa ac velut dubitans oratio: ut tamen deliberare non haesitare videamur. 23. Hoc dum egredimur e portu si nos nondum aptabis satis armamenti aget ventus; deinde paulatim simul euntes aptabimus vela et disponemus rudentes et impleri sinus aptabimus. Id potius quam se in ani verborum torrenti dare, quasi tempestatibus quo volent auferendum. 24. Sed non minore studio continetur haec facultas, quam paratur. Ars enim semel percepta non labitur; stilus quoque intermissione paululum admodum de celeritate deperdit; promptum hoc et in expedito positum exercitatione sola continetur. Hac uti sic optimum est, ut quotidie dicamus audientibus pluribus, maxime de quorum simus iudicio atque opinione solliciti; rarum est enim, ut satis se quisque vereatur. Vel soli tamen dicamus potius, quam omnino non dicamus. 25. Est illa exercitatio cogitandi, totasque materias vel silentio (dum tamen quasi dicat intra se ipsum) persequendi, quae nullo non et tempore et loco, quando non aliud agimus, explicari potest; et est in parte utilior, quam haec proxima. 26. Diligentius enim componitur, quam illa, in qua contextum dicendi intermittere veremur. Rursus in alia plus prior confert, vocis firmitatem oris facilitatem, motum corporis, qui et ipse, ut dixi, excitat oratorem, et jactatione manus, pedis supplensione, sicut cauda leones facere dicuntur, hortatur. Studendum vero semper et ubique. 27. Neque enim tam est ullus dies occupatus, ut nihil lucrativae, ut Cicero Brutum facere tradit, operae ad scribendum aut legendum aut dicendum rapi aliquo momento temporis possit. Siquidem C. Carbo etiam in tabernaculo solebat hac uti exercitatione dicendi. 28. Ne id quidem tacendum, quod eidem Ciceroni placet, nullum

nostrum usquam negligentem esse sermonem; quidquid loquemur ubicunque, sit pro sua scilicet portione perfectum. Scribendum certe nunquam est magis, quam cum multa dicemus extempore. Ita enim servabitur pondus, et innatans illa verborum facilitas in altum reducetur: sicut rustici proximas vitis radices amputant, quae illam in summum solum ducant, ut inferiores penitus defendendo firmentur. Ac nescio an utrumque cum cura et studio fecerimus, invicem prosit, ut scribendo dicamus diligentius, dicendo scribamus facilius. Scribendum ergo quoties licebit; si id non dabitur, cogitandum; ab utroque exclusi debent tamen anniti, ut neque deprehensus orator, neque litigator destitutus esse videatur. Plerumque autem multa agentibus accidit, ut maxime necessaria et utique initia scribant, cetera, quae domo afferunt, cogitatione complectantur, subitis ex tempore occurrant.

Druckfehler.

Seite 193	Zeile 1	v. o.	lies Früh	anstatt Erich.
- 305	- 3	v. o.	- parte	- parta.
- 305	- 11	v. o.	- prefsi	- pressi.
- 305	- 15	v. u.	- βράγχοι	anstatt σράγμοι.
- 309	- 13	v. o.	- Annuendi	- Ammendi.
- 310	- 20	v. o.	- suppliant?	- (suppliant?)
- 313	- 7	v. u.	- Dennoch	anstatt Dadurch.
- 313	- 5	v. u.	- den	anstatt der.
- 313	- 3	v. u.	- Predigt	anstatt Rede.
- 316	- 16	v. o.	- uti	anstatt ubi.
- 316	- 20	v. o.	- uti	- ubi.
- 318	- 15	v. u.	- egeremus:	anstatt egeremus,
- 319	- 9	v. o.	- arguta	- argutas.

nostrum usquam negligentem esse sermonem; quidquid loquemur ubicunque, sit pro sua scilicet portione perfectum. Scribendum certe nunquam est magis, quam cum multa dicemus extempore. Ita enim servabitur pondus, et innatans illa verborum facilitas in altum reducelur: sicut rustici proximas vitis radices amputant, quae illam in summum solum ducant, ut inferiores penitus defendendo firmentur. Ac nescio an utrumque cum cura et studio fecerimus, invicem prosit, ut scribendo dicamus diligentius, dicendo scribamus facilius. Scribendum ergo quoties licebit; si id non dabitur, cogitandum; ab utroque exclusi debent tamen anniti, ut neque deprehensus orator, neque litigator destitutus esse videatur. Plerumque autem multa agentibus accidit, ut maxime necessaria et utique initia scribant, cetera, quae domo afferunt, cogitatione complectantur, subitis ex tempore occurrant.

Druckfehler.

Seite 193	Zeile 1 v. o.	lies Fröh anstatt Erich.
- 305	- 3 v. o.	- parte - parta.
- 305	- 11 v. o.	- pefs i - pressi.
- 305	- 15 v. u.	- <i>βράγχο</i> anstatt <i>σράγμον</i> .
- 309	- 13 v. o.	- Annuendi - Ammendi.
- 310	- 20 v. o.	- suppliant? - (suppliant?)
- 313	- 7 v. u.	- Dennoch anstatt Dadurch.
- 313	- 5 v. u.	- den anstatt der.
- 313	- 3 v. u.	- Predigt anstatt Rede.
- 316	- 16 v. o.	- uti anstatt ubi.
- 316	- 20 v. o.	- uti - ubi.
- 318	- 15 v. u.	- egeremus: anstatt egeremus,
- 319	- 9 v. o.	- arguta - argutas.

nostrum usquam negligentem esse sermonem; quidquid loquemur ubicunque, sit pro sua scilicet portione perfectum. Scribendum certe nunquam est magis, quam cum multa dicemus extempore. Ita enim servabitur pondus, et innatans illa verborum facilitas in altum reducelur: sicut rustici proximas vitis radices amputant, quae illam in summum solum ducant, ut inferiores penitus defendendo firmentur. Ac nescio an utrumque cum cura et studio fecerimus, invicem prosit, ut scribendo dicamus diligentius, dicendo scribamus facilius. Scribendum ergo quoties licebit; si id non dabitur, cogitandum; ab utroque exclusi debent tamen anniti, ut neque deprehensus orator, neque litigator destitutus esse videatur. Plerumque autem multa agentibus accidit, ut maxime necessaria et utique initia scribant, cetera, quae domo afferunt, cogitatione complectantur, subitis ex tempore occurrant.

Druckfehler.

Seite 193	Zeile 1	v. o.	lies Früh	anstatt Erich.
- 305	- 3	v. o.	- parte	- parta.
- 305	- 11	v. o.	- prefsi	- pressi.
- 305	- 15	v. u.	- βράγχοι	anstatt οράγμοι.
- 309	- 13	v. o.	- Annuendi	- Ammendi.
- 310	- 20	v. o.	- supplicant?	- (supplicant?)
- 313	- 7	v. u.	- Dennoch	anstatt Dadurch.
- 313	- 5	v. u.	- den	anstatt der.
- 313	- 3	v. u.	- Predigt	anstatt Rede.
- 316	- 16	v. o.	- uti	anstatt ubi.
- 316	- 20	v. o.	- uti	- ubi.
- 318	- 15	v. u.	- egeremus:	anstatt egeremus,
- 319	- 9	v. o.	- arguta	- argutas.

Schott, Heinrich August,

Die Theorie der Beredsamkeit mit besonderer Anwendung auf die geistliche
Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfang dargestellt

Bd.: 3,2

Leipzig 1849

Hom. 1412 m-3,1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10461887-3